Gesammelte Schriften

von

Maria Nathusius.

Eilfter Band.

Nachträge, Band II.

Halle,
Verlag von Julius Fricke.
1861.

Familien-Skizzen.

Herr und Kammerdiener.

Zwei Jugend-Novellen

von

Maria Nathusius.

Halle,

Verlag von Julius Fricke.

1861.

Um Verstümmelungen, wie sie bei der Uebersetzung von andern Werken der Verfasserin vorgekommen sind, vorzubeugen, wird das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen hiermit vorbehalten.

Jugend-Novellen heißen die beiden folgenden Dichtungen, nicht weil sie für die Jugend, sondern weil sie aus der Jugend sind. Sie waren bisher ungedruckt, und werden hier aus dem Nachlasse der Verfasserin denen dargeboten, die aus dem Interesse an ihren späteren Schriften auch an ihrem Entwicklungsgange theilnehmen und, was in jenen manche Herzen als gereifte Frucht erquickt hat, gleichsam noch in der Blüthe verschlossen vor sich sehen mögen. Zeitlich nur durch wenig Jahre von jenen getrennt, gehören sie doch einer andern Epoche an, und zwar wird jeder sinnende Leser merken, daß unter den beiden die zuletzt stehende die ältere ist. Es ist ein Stoff, der schon frühe mit den jugendlichen Gedanken der Verfasserin verbunden war, und dessen hier vorliegende Ausführung,

auf einem Wendepunkte ihres innern Lebens niedergeschrieben, wie der letzte Abschluß einer romantischen Jugendwelt erscheint. — Die Familien-Skizzen stehen bereits auf dem Uebergange zu der innern Gestalt ihrer späteren Erzählungen. Es braucht wohl nicht erinnert zu werden, daß in den Jahren, die die Ueberschrift nennt, die Ehescheidungsfrage in Preußen die Gemüther stark bewegte.

Familien-Skizzen

aus den Jahren 1844 und 1845.

Die Straßen Berlins waren noch still und rein, Thau und Morgenschein lag auf den Linden: da schritt ein junger Mann rüstig dem Brandenburger Thore zu. Er trug die Brust heraus, den Kopf hoch, als wollte er dem Himmel näher sein, der so tief blau und doch so leuchtend über ihm stand. Im Thiergarten traf er mit noch andern jungen Leuten zusammen, und nach freudiger Begrüßung zogen sie lustig in den schönen Morgen hinaus.

Poesie und Jugend finden überall Mittel und Wege, ihre Rechte geltend zu machen, und Berlin trägt wahrlich nicht die Schuld, wenn der Frühling eines Herzens dort nicht gedeihen will. Es giebt da helle Erkerstuben mit umblühten Fenstern, Drehorgelmusik, laue Mondscheinnächte; der Thiergarten im Morgenglanz oder stillem Sternenschein ist so schön, die Spree mit den grünen Ufern, die Hasenhaide mit dem wehmüthigen stillen Antlitz, die Pichelsberge mit den dunkelen Seen und dem tiefen Frieden. Da gehe nur hin: es wandelt da mancher, dem das Herz schlägt und der wie du des Himmels Blau bewundert. Thue deine Augen weit auf, lege deine ganze Seele hinein und schaue frei dich um. So ein freier Blick ist ein Zauber, der heran zieht alles was du begehrst: Menschen, die du lieben darfst, den Himmel in allen Stimmungen, die Natur, die in jeder Metamorfose doch das gleiche Wesen birgt, die so gern ver-

stehenden Blicken begegnet, und so unendlich tief sich deinen Stimmungen anzuschmiegen weiß.

Die Wanderer im Thiergarten wurden unbewußt von der Schönheit des Morgens gehoben, und der junge Mann, der schon in der Stadt den Kopf so hoch getragen, wußte jetzt in übermüthiger Jugendlust sich kaum zu lassen.

Friedrich, redete ihn ein anderer an, Du hast heute etwas Besonderes vor.

Friedrich leuchtete ihn mit seinen dunkelen Augen hell an. Etwas Besonderes? erwiderte er lachend, nun ja, jeden Tag habe ich etwas Besonderes vor, und jeder Tag bringt das ohne mein Zuthun fertig, denn jeder Tag liegt so schön und vollgewichtig hinter mir, daß ich mich kaum von ihm trennen kann, bis der folgende mir wieder seinen goldenen Morgengruß bietet. O, ich bin ein rechter Sünder! daß die Schönheit der Welt mich nicht mehr rührt, daß ich so hinschlendre, immer nehme und nehme, und nichts zu geben weiß. Verzeihe mir, du schöner Himmel, verzeihe mir, du schöne Erde, du tiefes, träumerisches Blau dort über mir, du neigst dich herab in mein sehnendes Auge, in mein sehnendes Herz, und darin spiegelt sich dein ewiges gedankenreiches Sein. Ihr hohen grünen Wipfel, ihr rauschet so königlich, mit mächtigem Drange strebt ihr himmelwärts, streckt die schwellenden Muskeln kühn und stolz, und schmückt so hold euch auch mit dem säuselnden Blüthen- und Blätterschmuck. Die Blüthen flattern hinab zu den duftenden Schwestern im grünen Moose, oder zu den flüsternden Wellen, und ziehen mit den tanzenden Libellen dahin, unbekümmert ob auf leichter Fluth, oder auf dem wogenden Ozean, oder aufgeküßt von lichten Sonnenstrahlen, — alles ist ja ihre Heimath, selige Gemeinschaft alles mit dem gött-

lichen Gedanken, der sie schuf. Nur der Mensch will sich ausschließen von der wunderbaren Gotteswelt, er steht da in selbständiger Kleinheit, er schafft und denkt, rechnet und müht sich, und bleibt doch immer was er war, bis die Wunderwelt wieder hereingreift in sein kurzes irdisches Sein, ihn gütig aufnimmt in ihren dunkelen Schooß als Stein zu einem neuen Wunderwerke. — O seht den Philister! er trägt den Sonntagsrock in den Sonntag hinaus, aber er sieht und hört nicht, sein Haar glänzt, aber sein Auge ist matt und trübe, Ziffern und Aktenstaub schwirren vor dem blauen Himmel, vor der Blumenpracht. Aber ich verzeihe allen Philistern ihre großen und kleinen Sünden, weil mir zu wohl heut ums Herz ist. Du junger Mann dort mit den hellen Glacé-Handschuhen und dem Regenschirm, du bist gewiß ein vielgereister Mann, du warest in London wohl gar, übers Meer, auch in Paris, du schaust mitleidig auf uns arme Studenten herab, deren sehnsuchtsvolle Reiselust nach den Pichelsbergen strebt. Mitleidig? o, ich könnte doch wüthend werden über diese Unverschämtheit! Aber nein, ich bin großmüthig, ich verzeihe dir den Stolz deiner selbständigen Kleinheit, weil mir heut die ganze Welt gehört.

Friedrich hielt plötzlich inne. Der hohen Begeisterung folgte eine augenblickliche Verlegenheit, in der er die Mütze ehrerbietig vor einem jungen Mann zog, der langsam an ihnen vorüber ritt.

Nun, Friedrich, was ist Deiner Begeisterung plötzlich widerfahren? fragte ein junger blonder Mann mit sarkastischem Ton, ich hoffe doch nicht, daß der Philister dort Dich stört?

Herr von Trauseß, der Vater des jungen Mannes, war der Patron unserer Pfarre, antwortete Friedrich, noch immer etwas verlegen.

Ach so! und Du rechnest sehr auf die Gnade des jungen Herrn bei vorkommender Gelegenheit, daher die tiefe Reverenz, fuhr der Blonde eben so sarkastisch fort.

Warum nicht? erwiderte Friedrich.

Unser Herr Gott hat doch für alles in der Welt gesorgt! lachte der Blonde zu den Freunden gewandt. Friedrich wird ein echter Patronatspfarrer, und wird gewiß in christlicher Liebe und Demuth seinem gnädigen Herrn immer zu Diensten stehen.

Auch das, fiel Friedrich dem Sprechenden in das Wort: wenn der Sohn dem Vater gleicht; der alte Herr wurde von unserm ganzen Hause verehrt.

Verehrt! fuhr der Blonde heftig auf, wie kann man einen Menschen überhaupt verehren? und noch dazu solch einen hochgebornen Herrn, der von oben herab auf uns Bürgervolk sieht. Hol ihn der Henker!

Ruhe! rief jetzt ein Dritter dazwischen. Ueber dergleichen wird jetzt nicht disputirt, — und ich rathe Dir überhaupt, Rudolf, Du läßt Dich darüber mit Friedrich nie ein, Du hast keine Poesie im Leibe, und fütterst Dich darum mit den abstrakten und heut zu Tage billig zu habenden Ideen von allgemeiner Gleichheit. Du bist ein Kleinstädter, das sind fortstrebende, betriebsame Seelen. Also recht so von Dir! Wenn Du einst Bürgermeister in Deiner Vaterstadt sein wirst, und Besitzer Deiner nicht unbedeutenden Kornböden, so wird es niemand auffallend finden, wenn Du den Herrn Rendanten von Böttcher oder von Schmidt oder von Becker, der sich des Morgens den Rock bürstet und der gnädigen Frau kleines Kaffeeholz spaltet, wenn du den über die Nase ansiehst, und wenn Du Deinem pausbackigen Jungen einprägst, daß er viel mehr zu bedeuten habe, als der kleine zart und knapp gehaltene Junker gegenüber. Nun

aber denke Dir Friedrichs Jugend. Die kleine Pfarre, mit rothblühenden Bohnenlauben, duftenden Levkoyenbeeten und Weißdornhecken, darüber ein hoch umlindetes und umpappeltes altes Schloß, Fontainen plätschern in den dunkelen Laubgängen und Schwäne rudern stolz auf den hellen Seen; die gnädige Frau tritt aus dem hohen Portal, rauscht im seidenen Kleide über die reinlichen Wege, der Bediente trägt in einer blitzenden Kristallflasche das Trinkwasser nach und wirft dem kleinen Friedrich, der sich scheu verbarg, einen freundschaftlichen Gruß zu. Oder Friedrich bewundert an einem hellen Wintertage den vorüberziehenden Jagdzug des gnädigen Herrn, die vielen schönen Pferde, die Dienerschaft; der Herr an der Spitze entdeckt den lauschenden Jungen hinter der Pforte und schenkt ihm freundlich zwei Hasen, die er jubelnd zur Mama trägt, worauf dann gleich ein herrliches Familienfest arrangirt und dabei in Liebe und Dankbarkeit der gnädigen Herrschaft gedacht wird. Friedrich hat von Jugend auf die Pfarre und das Schloß mit seinen träumerischen und poetischen Augen angesehen, er hat sich daran gebildet und glücklicher gefühlt, als Du in Deinen Fleischtöpfen Egyptens. Und Anschauungen so mit der Muttermilch eingesogen bringt die gründlichste und verständigste Reflexion nicht wieder heraus. Die ganze Welt von Gottes Gnaden: das steckt ihm in Fleisch und Blut, er denkt, unser Herr Gott weiß es, was aus dem Edelmann und aus dem Bauer wird, die Weltgeschichte geht ruhig ihren Schritt auch ohne mein Zuthun; und mit solchen Betrachtungen macht er es sich bequem, der faule Bursche; aber lassen wir ihn, dafür koset er mit Gül und Bülbül, und mit Duft und blauer Luft 2c. — Und nun genug. Diese Sache wäre auf wissenschaftlichem Grunde erledigt, ich denke wir gehen jetzt zur naturhistorischen Untersuchung des Pichelsberger Weißbieres

und respektiver Fische über, — endete der Redner, welcher Vorschlag von der Gesellschaft einstimmig angenommen wurde.

Der Streit war bald vergessen und störte des Tages Vergnügen weiter nicht. Man fuhr auf dem Wasser, ruhte am grünen Ufer, es wurde gekocht, gegessen, getrunken, gesungen, alles unter dem schönen blauen Himmel, dessen unendliche Heiterkeit in die Herzen der Jünglinge hinein zu strömen schien.

Nach dem durchjubelten und gründlich genossenen Tage wanderte Friedrich wieder einsam unter den Linden. Nach lauter Freude ist das Herz um so geneigter zu wehmüthigem Ernste, und in solche Betrachtungen vertiefte er sich jetzt. Heute war ein bedeutungsvoller Abschnitt seines Lebens, die Studienzeit war vorüber, seine Freunde hatten ihm heut das Abschiedsfest gegeben. Wenn er auch des Examens wegen im Winter noch einige Zeit in Berlin zubringen mußte, das freie Jugendleben war dem Candidaten nicht mehr erlaubt, und so mußte er denn mit bewegtem Herzen heut Abschied davon nehmen. Doch an diesen Abschied knüpften sich bald auch angenehme Bilder. Ein Pfarrleben, wie seine Fantasie es nur schaffen konnte, zog ihn mächtig in die Zukunft und erfüllte sein Herz mit den schönsten Hoffnungen.

So träumend ging er am Hotel du Nord vorüber, zerstreut sah er nach den Fenstern und erblickte in der Bel-Etage ein Mädchen, das ihn für den Augenblick die so lieblich gemalte Pfarre vergessen ließ. Er blieb stehen, sie bemerkte ihn nicht, sie war in innerlichem Schauen vertieft, das sah man den großen, dunkelen, weichen Augen an. Um den feinen Mund, der fast etwas zu scharf für die jugendlichen Züge war, lag ein wehmüthiger Zug, und die Hand, die das gedankenschwere Haupt stützte, schob das reiche kastanien-

braune Haar von einer schönen freien Stirn zurück. Er stand still, es war um ihn geschehen. — Sein junges Herz nahm auf sich eine große Last, so schwer, so schwer ward es ihm, und doch so wunderbar wohl.

Aber lange konnte er sich nicht in den Anblick dieser Schönheit vertiefen, Schaaren von bestäubten und abgespannten Spaziergängern bedeckten die Trottoirs und drängten ihn mit fort. Es beengte ihm den Athem das unheimliche Schwirren und die drückende Luft, und wie sehnte er sich nach seiner Erkerstube.

Da stand er am offnen Fenster, der Abendwind spielte so kühl mit den goldnen Nasturzien-Ranken, die Sterne leuchteten so still auf die Blüthen. Friedrich vertiefte sich in Blüthen und Sterne und begegnete überall den dunkelen feuchten Augen. Mit tiefen Athemzügen sog er ein das stille Bild, und mit tiefen Athemzügen das Glück der Jugend und der Liebe.

Früh am andern Morgen wanderte er, sein Päckchen unter dem Arm, am Hotel du Nord vorüber der Eisenbahn zu. Das Fenster des schönen Mädchens war schon geöffnet, und im hinteren Theil des Zimmers schwebte die unbestimmte Gestalt eines Stubenmädchens. Wie leicht wurde es ihm nun, die Stadt zu verlassen: auch sie war ja fort, vielleicht auch nach Süden, wohin ihn sein Weg führte. An der Eisenbahn forschte er bei jeder jugendlichen schlanken Gestalt nach den schönen dunkelen Augen. In einen Wagen der ersten Klasse stieg, von einem Bedienten sorgfältig unterstützt, ein alter Herr und eine ebenfalls ältliche Dame ein. Friedrich folgte unwillkürlich den unbeholfenen Bewegungen, jetzt drangen seine Blicke tiefer in den Wagen hinein und begegneten — den gesuchten dunkelen Augen.

Steigen Sie ein, mein Herr! rief in demselben Augenblick ein treibender Schaffner. Friedrich sprang schnell in seinen Wagen, noch einzelne verspätete Passagiere folgten ihm und der Zug rollte dahin. Unter den noch im letzten Augenblicke Hereingesprungenen war auch der Bediente des alten Paares, und Friedrich erkannte in ihm einen Nachbarssohn aus Trauseß, der bei dem Schwager des alten Herrn von Trauseß in Diensten stand. Jetzt erst erinnerte er sich auch in dem alten Paare Herrn von Anderweils mit seiner Gemahlin. Anderweil lag eine halbe Stunde von Trauseß. Friedrichs Oheim war dort Prediger, in dessen Hause er nach seines Vaters Tode ein Unterkommen fand. Er kannte die Familienverhältnisse der Herrschaft genau, und grübelte jetzt, ob das junge Mädchen zur näheren Verwandtschaft gehören könne.

Der sehr zuvorkommende und gesprächige Diener klärte ihn bald darüber auf. Außer der seligen Frau von Trauseß hatte Frau von Anderweil noch eine zweite Schwester gehabt, die mit einem unbemittelten Offizier verheirathet, diesem jung in das Grab folgte, und ein einziges Töchterchen zurückließ. Die Waise war an verschiedenen Orten erzogen, jetzt hatten Herr und Frau von Anderweil sie aus einer Herrnhuter Erziehungsanstalt in Schlesien geholt. Friedrich erfuhr weiter, daß das junge schöne Mädchen Käthchen hieß, daß sie Universalerbin des kinderlosen Paares werden und ihr künftiger Gemahl den Namen Anderweil annehmen solle, und daß die ganze Welt ihren Vetter, den jungen Herrn Ernst von Trauseß, bereits dazu bestimmt habe. Daran sei aber schwerlich zu denken, weil des jungen Herrn leichtfertiges Leben den Herrschaften in Anderweil wenig behage, ja daß man ihn wahrscheinlich ganz bei der Erbschaft über-

gehen und nur Clemens, sein schon verheiratheter älterer Bruder, einen Theil der Reichthümer erhalten werde.

Friedrich hörte kaum noch nach diesen Erklärungen hin, seine Gedanken blieben bei Käthchen stehen. Sie oben im Schlosse, er unten in der Pfarre! Der Gedanke nahm von jetzt an seine Seele völlig ein. Bestimmte Bilder machte er sich dabei nicht, es war seiner jugendlichen Fantasie genug, einen Gegenstand zu haben, an dem ihre sonnigschimmernden Nebel= und Frühlingsgebilde sich weiter gestalten konnten.

Es war ein heißer August=Nachmittag, die Ruhezeit war vorüber, Herr und Frau von Anderweil saßen, wie gewöhnlich um diese Zeit, im Gartensaal.

Der Clemens ist so solide, so verständig, und konnte diesen dummen Streich machen! sagte Herr von Anderweil kopfschüttelnd.

Wie so? fragte Frau von Anderweil, indem sie ihre Augen halb und halb von einem Buche wandte.

Warum fragst Du, da Du mich doch sehr wohl verstanden hast? erwiderte ihr Gemahl ärgerlich.

Frau von Anderweil wurde durch diese Worte nicht aus ihrer Ruhe gebracht. Sie schloß halb die Augen, erhob die Nase etwas höher und sagte kurz: Ich habe Dich durchaus nicht verstanden.

Herr von Anderweil kämpfte, ob er seine Frau bestrafen und das Gespräch abbrechen, oder ob er seine Redelust befriedigen sollte. Die letztere gewann die Oberhand und er sagte oder polterte vielmehr die Worte heraus: Daß er sich diese Frau genommen hat.

Du bist vielleicht der einzige in der Welt, der Adelheid nicht liebenswürdig findet, war die Antwort.

Weil ich der einzige bin, der sie mit einigem Scharfsinn beobachtet.

Und ihr dennoch Unrecht thut, erwiderte Frau von Anderweil mit Nachdruck. Ihre Fehler werden nicht verkannt. Adelheid ist ein Kind, aber ein liebenswürdiges und gutmüthiges Kind.

Und findest Du das Verhältniß mit Ernst auch kindlich? fragte Ihr Gemahl spöttisch.

Da ist die Schuld ganz auf Ernsts Seite.

Allerdings, fiel Herr von Anderweil eifernd ein, über Ernst ließe sich viel sagen.

Ernst ist — Frau von Anderweil hielt stockend inne. Beide Eheleute waren erstaunt, sich gleicher Ansicht zu finden, noch lag es in ihrer Hand, der Gewohnheit getreu, die möglichen Verschiedenheiten der Meinungen aufzusuchen, aber nein! der Unwille über den Neffen war von beiden Seiten zu entschieden. — Ernst ist ein Mensch ohne alle Grundsätze, endete Frau von Anderweil, und beide sprachen sich jetzt gründlich über das übelangeschriebene Familienglied aus.

Meine Schwester wird im Himmel keine Ruhe haben über diesen ungerathenen Sohn! sagte Frau von Anderweil, Thränen der Wehmuth im Auge. So halb und halb hatte ich ihr versprochen, Ernst sollte unser Nachfolger werden. Er selbst hat mich dieses Versprechens entbunden. Und, setzte sie seufzend hinzu, meine Schwester ist leider nicht ganz freizusprechen. Wie hat sie den Knaben verzogen. Das so ganz ungebundene in die Welt hinein Leben giebt dann endlich dieses zerfahrene Wesen. Er weiß selbst nicht, was er will, er opponirt dem Bestehenden aus Langerweile und ist in seiner absonderlichen Lebensweise ein bedauerungswürdiger Mensch.

Ja eher wollte ich dies Haus in Trümmern sehen, als Ernst darin wissen! fügte ihr Gemahl heftig hinzu.

Ganz gewiß. Jetzt schon bespöttelt er unsere Einrichtungen, was würde er nach unserem Tode erst thun? Ohne Pietät zerstören, alles zerstören!

Alles zerstören, wiederholte Herr von Anderweil. Ja ich sehe schon alles hier verwüstet und verwildert, die alten Wappen abgerissen, die Bäume umgehauen, im Park Kartoffeln und Runkelrüben gebaut, statt der Flagge ragt ein Dampfschornstein über dem Schlosse auf, und wir beide liegen da drüben im Erbbegräbniß einsam und verlassen. Nein es ist empörend! Mir verbittern solche Gedanken meine letzten Lebenstage.

Solche Selbstquälereien helfen zu nichts, wir können dem Uebel dadurch nicht abhelfen.

Das ist leicht gesagt, mein Kind, wer aber kann seine Gedanken im Zaume halten? Seitdem ich alt bin, neige ich zur Schwermuth. Du weißt recht gut, daß ich Todesfurcht nie gekannt habe, habe gar nicht an den Tod gedacht, und jetzt verfolgt er mich wie ein Gespenst.

Du mußt Dich zerstreuen. Wir haben bisher zu einsam gelebt. Gut, daß Käthchen uns zu manchen Veränderungen zwingen wird. Es bleibt also dabei, wir fahren Nachmittag mit ihr zu Clemens.

Und Schwester Susa? fragte zögernd Herr von Anderweil.

Fährt mit uns! lächelte Frau von Anderweil zuvorkommend.

Wie dankbar war der Gemahl über diese seltene Bereitwilligkeit, er ging eiligst, die Schwester von dem bevorstehenden Glücke in Kenntniß zu setzen.

Tante Susa, wie sie überall genannt wurde, war die unverheirathete Schwester des Herrn von Anderweil. Sie spielte im Haus die Aschenbrödel-Rolle, zur Verwunderung

aller, die sie näher kannten und ihre Vorzüge bewundern mußten. Der Frau vom Hause gegenüber war Susa unwissend, zurücktretend und dienstfertig, sie fügte sich in jede Laune der Schwägerin, ja, wie es schien, war sie glücklich dabei, denn in ihrem Bereiche der Dachstuben herrschte Frohsinn, wenn es unten nur trübe und gelangweilte Gesichter gab.

Während jetzt unten über Käthchen und Susa so entschieden wurde, saßen beide oben in der Tante Stube, die jetzt auch Käthchens Stube war. Susa hatte zum Schutz gegen die heiße Augustsonne die Marquisen niedergelassen, nur einzelne Sonnenstrahlen spielten auf den reinlichen Dielen und auf den Blumen im Fenster, und trotz der Schwüle außen war es im Zimmer frisch und kühl. Käthchen hörte aufmerksam zu, die Tante sprach.

Wenn Du mich nicht darauf angeredet hättest, liebes Käthchen, hätt ich Dirs wahrlich nicht erzählt; aber freilich die Leute fangen an darüber zu reden, und Onkel und Tante haben diesmal nicht ganz Unrecht, Ernst treibt es zu weit. Er denkt sich vielleicht nichts dabei und in vierzehn Tagen kann er für jemand anders glühen; aber er sollte bedenken, daß Clemens Ruf auf dem Spiele steht. Der treuherzige Clemens! ich glaube, ihm fällt die Möglichkeit solcher Dinge nicht ein. Und wenn er es ahnete, er könnte zürnen, mächtig wie ein Gott! Clemens ist ein einziger Mann.

Ich glaube das von Ernst nicht, sagte Käthchen gereizt.

Susa eiferte. Du glaubst es nicht? Trau meiner Erfahrung in Herzenssachen. Gestern war ich im Gemüsegarten unten, pflückte Stangenbohnen, da hinter der Mauer trabts schnell vorüber, ich stieg auf den kleinen Berg, Ernst war es der vorüber flog. Nach einiger Zeit braußts wieder näher, noch eiliger steig ich auf den Berg, Ernst ists wieder. Ich rede mit ihm, er hält an. Da hat er Sommerstiefel

aus der Stadt geholt für Adelheid, es fehlten ihr bequeme! Er glühte vom schnellen Ritt und mir gegenüber vor Verlegenheit. Freilich ist er dann kurz angebunden, er sprach sehr von oben herab und flog nach Wingen weiter.

Dabei finde ich noch nichts, erwiderte Käthchen, indem sich ihre bleichen Wangen leise rötheten. So war er aufmerksam gegen die Schwägerin. Ich glaube, Ihr versteht ihn alle nicht. Es ist ein ritterlicher Zug seines Wesens, der ihn Damen gegenüber so fein läßt.

Du hast wohl Recht, sagte Susa, aber zwischen einem Ritter und einer Dame schwankt das Verhältniß leicht von einer Stufe zur andern. An seinem Edelmuth will ich nicht zweifeln, und daß Du daran nicht zweifelst, ist sehr gut, Du mußt die Welt auch noch nicht kennen, noch nicht kennen des Herzens thörichtes Treiben, wie es sich so gern verliert auf Irrwege und in Wüsteneien, und meint überall Rosen zu finden.

Ein schelmisches oder ironisches Lächeln flog jetzt über Käthchens ernste Züge, Tante Susa konnte es in der Geschwindigkeit nicht unterscheiden. Käthchen, Du lachst, sagte sie wehmüthig, weil Du noch im Blumengarten der Kindheit wandelst, und weißt nicht, auf welche Dornenpfade Dich Dein Jugendmuth führen wird.

Warum hat man auch dies suchende Herz? lächelte Käthchen. Du glaubst nicht, wie ich mich schon auf die Zehen stelle und schaue über den Blumengarten hinaus nach des Lebens Herrlichkeiten.

Käthe! Du hast bleiche Wangen und ein heißes Herz, nimm dich in Acht mit des Lebens Herrlichkeiten, sie könnten gefährlich sein.

Tante! rief Käthchen lebhaft, sprang auf und schlang ihre Armee lachend um Susas Nacken: in Deinem Reich hier

oben werd ich wohl beschützt sein, hier ist ein ewiger Blumengarten und ein ewiger Frühling.

Mir recht, wenn es Dir so vorkommt; mir kommt es auch so vor.

Vorkommen? scherzte Käthchen. Schau doch um Dich, Blumen und Vöglein in der Stube, da die Guitarre — wenn Du sie nur anrührst, schwebe ich in einen Himmel voll Frühlings- und Jugenderinnerungen. O Susa! „Treu geliebt und still geschwiegen" mit Deiner herrlichen Stimme gesungen! und wie es da heißt von des Herzens Harmonie und Sympathie, — ich verstand kein Wort davon und habe doch geweint meine stillen Thränen.

Susas Augen, die, trotz der übrigen Freundlichkeit in den Zügen, doch immer einen feuchten Schimmer hatten, wurden jetzt feuchter nnd feuchter und leuchteten wie zwei Quellen. Käthchens Augen wurden aus alter Erinnerung auch feucht. Aber sie wollte das nicht. Damals, sagte sie lachend, war ich noch ein Kind, jetzt bin ich vernünftig, und wir singen von Harmonie und Sympathie ohne Thränen, und vergnügt wollen wir sein ganz überschwenglich. Hier oben ist unser freies Reich; da unten lege ich die Flügel zusammen, und mache es wie der Tante ihr Papchen, rede wie sies mich lehrt und thue gut; und hier, da hole ichs nach und jubele doppelt. Der Anfang ist, daß Du mir heut Abend Dein Himmelbett leihst, über mir das Glasdach, heut ist Mondenschein und Sternenschein, und wenn ich da aus meinen Träumen erwache und sehe es über mir flimmern und schimmern, da denke ich, daß ich eine verzauberte Prinzessin sei.

Käthchen war bei diesen Worten in die anstoßende Dachkammer getreten, ein weißbehangenes Bett stand unter dem Dache, welches an dieser Stelle mit Glas gedeckt war.

Ei und Trausetz, das liebe Trausetz ist gerade zu sehen durch dieses Fenster, fuhr sie fröhlich fort, nur etwas brauche ich den Kopf zu heben, so schaut es in meine Träume hinein, und gerade mein Lieblingsflügel, des selgen Onkels Zimmer.

Die jetzt Ernst bewohnt, ergänzte Susa.

Käthchen wurde roth und wandte sich zum Zimmer zurück, in das Herr von Anderweil mit der vergnüglichen Botschaft der Lustreise eintrat.

Ich auch? fragte Susa verwundert und erfreut. So konnte sie ja mit dem Liebling, mit Käthchen, den Tag zusammen bleiben. Mit besonderer Sorgfalt rüstete sie Käthchen zur Reise aus. Käthchens erster Besuch sollte auf Schloß Wingen Sensation machen.

Indessen saß Clemens mit seiner Frau und mit Ernst unter der schattigen Veranda des Schlosses. Während Clemens mit der Zeitung und Cigarre beschäftigt war, schienen Ernst und Adelheid ziemlich gelangweilt, sie gähnten und schauten in die Gegend hinaus. Solch ein Augusttag bedrückt die Stimmung. Die Sonne schien heiß aus mattem Himmel auf die verstäubte Erde. Weit sich hinziehende gelbliche Stoppelfelder boten dem Auge keinen anderen Ruhepunkt, als vereinsamte Garben, die mit gesenktem Haupte und schlaffen Gliedern an einander lehnten, Grasraine und Wiesen sahen nicht viel anders aus, der Wald war ohne Glanz, und nur das Zirpen der Heimchen oder das einförmige Hacken eines Spechtes unterbrach die tiefe Stille.

Die einzige Zeit der Geselligkeit dürftest Du eigentlich nicht zum Zeitungslesen verwenden! nahm Adelheid, zum Gemahl gewendet, ärgerlich das Wort.

Clemens überhörte diese Mahnung und blies indessen so dichte Wolken Cigarrenrauchs von sich, daß Adelheid unwillig den Lockenkopf schüttelte und mit dem Battisttuch sich eine andere Atmosfäre wehte.

Verheirathen Sie sich nur nicht! wandte sie sich jetzt zu Ernst: Ehemänner werden die langweiligsten, egoistischsten Menschen von der Welt. Der Clemens reitet im Feld und raucht, oder er liest und raucht, oder sitzt schweigend im Lehnstuhl und raucht. Nun sagen Sie, was mir da Amusantes übrig bleibt. Er ist ein Landjunker nach dem Buche, schade daß ich als Frau das Ideal des Gegenstückes nicht erreichen kann, ich werde das Idyllische und Reizende dieses Lebens aber nie begreifen.

Clemens sah bei diesen Worten mit den großen blauen Augen auf, lächelte, fuhr mit seiner Hand zärtlich über Adelheids Wangen und las weiter.

Adelheid stand gereizt auf. Sie reichte Ernst den Arm und bat ihn, einen amusanten Spaziergang zu erdenken und sie von der Langenweile zu befreien.

Das wird nichts helfen, versicherte Ernst, die Langeweile liegt in der Luft, die ganze Welt ist langweilig und schläfrig.

Plötzlich zuckte ein Freudenstrahl über Adelheids Stirn. Seht da die dicke Kutsche aus Anderweil! rief sie. Käthchen ist aus der Pension zurück, sie macht Antrittsvisite. Vergnügen über Vergnügen!

Während die Kutsche sich näherte, theilte Adelheid den Herren die Nachrichten mit, die Käthchen voraus geeilt waren, durch eine Cousine Adelheids, die mit ihr in derselben Pension erzogen ward. Käthchen sollte in den letzten drei Jahren außerordentlich schön und klug geworden sein, sie

war der Stolz der Anstalt, Adelheid erzählte einzelne Züge von ihr, aber alles mit so bedeutendem sarkastischem Beigeschmack, daß nicht viel Lob von Käthchen übrig blieb.

Clemens lachte dazu. Ich glaube, Adelheid ist eifersüchtig auf Käthchen, sagte er; allerdings wirst Du von jetzt an nicht mehr die jüngste und hübscheste Dame im Familienkreise sein, denn Du bist beinahe zehn Jahr älter als Käthchen.

Adelheid vertheidigte sich gereizt und versicherte ganz unparteiisch zu sein. Auch Ernst schlug sich ritterlich auf ihre Seite, und versicherte, daß Käthchen, nach ihrer Kindheit zu urtheilen, weder besonders schön noch besonders liebenswürdig sein könne; ihr Wesen habe damals immer zwischen Gedankenlosigkeit und Schlauheit geschwankt, was für ihn etwas Unnatürliches und Abstoßendes gehabt habe.

Indessen war der Wagen angelangt. Alle drei gingen den Ankommenden entgegen; doch ehe sie Zeit hatten, die Stufen der Veranda hinabzusteigen, öffnete sich der Schlag, und zuerst ein Paar plumpe schwarze Lederstiefelchen, dann zwei lange Arme, mit dunkeln Glacéhandschuhen bekleidet, wurden sichtbar. Sie gehörten Käthchen an, die in einem großen Helgoländer Hut und weißem Kleide, aus dem sie längst herausgewachsen, ausgestiegen war. Ernst und Adelheid lachten heimlich, während Clemens sie laut und herzlich begrüßte. Auf Käthchen folgte Tante Susa, die in den von Frau von Anderweil abgelegten und wieder sorgfältig aufgeputzten Sachen für Adelheid und Ernst nicht weniger komisch war.

Die Gesellschaft ließ sich unter der Veranda nieder, es wurde Thee servirt und Adelheid war die liebenswürdigste Wirthin. Ihre Augen lächelten hin und her, jedem wußte sie etwas Freundliches zu sagen, ja selbst die bedenklichen

Falten auf der Stirn des Herrn von Anderweil zu besiegen. Er, der vor einigen Stunden ihre Leichtfertigkeit so bedenklich gefunden, kramte jetzt aus dem alten Schatze seiner Galanterien die schönsten hervor, um sich der liebenswürdigen Nichte gegenüber zu revangiren. Nur gegen Käthchen konnte Adelheid eine gewisse Spannung nicht ganz verbergen, sie sprach mit ihr, aber von oben herab und neckend wie zu einem Kinde, und wenn die Unterhaltung allgemeiner und lebhafter ward, theilte sie Ernst zischelnd und lachend ihre komischen Bemerkungen über das Pensionsfräulein mit. Ernst ging aus gewohnter Galanterie gegen die Schwägerin darin ein, ja verbesserte noch ihre witzigen Einfälle, und behandelte Käthchen im gleichen Sinne.

Käthchen merkte alles, hörte sogar einige Mal einzelne Worte und hätte weinen mögen; aber sie nahm sich zusammen, und beim nächsten Male ruhten ihre dunkelen Augen fest auf Ernst und um die feinen Lippen schwebten scharfe Gedanken. — Er schämte sich, und dazu wollte er in ihren Zügen etwas Schlaues und Heimtückisches finden: war ihm Käthe bis jetzt gleichgiltig gewesen, so war sie ihm augenblicklich unleidlich. Er suchte sie jetzt zu ignoriren, sah sie weder an, noch sprach er mit ihr, nahm zugleich aber so lebhaft am allgemeinen Gespräche Theil, daß auch mit Adelheid die Unterhaltung abgebrochen war.

Käthchen griff auf die Mahnung der Tante zum Strickzeug. Den Kopf auf die Arbeit gesenkt, strickte sie schweigend eine Nadel nach der andern ab, und führte die ihr angewiesene Rolle genau durch. Aber das Herz war ihr schwer dabei, und als es immer schwerer und schwerer wurde, stand sie leise auf, schlich nach dem andern Ende der Veranda, und sah, an eine Säule gelehnt, in die einsame Gegend hinaus. Dort auf dem Hügel Schloß Trauseß mit den vie-

len Thürmchen und blinkenden Fenstern, alle Erinnerungen ihrer Jugend wurden wach. Trauseß hatte ihr die trüben Ferienzeiten in Anderweil versüßt: Ernsts Eltern nahmen das verwaiste Kind so warm an das Herz, wenn Käthchen zu den Füßen des Herrn von Trauseß saß, wenn er sie mit großen milden Augen freundlich ansah und sagte: Käthchen, ich habe keine Tochter, Du mußt meine Tochter sein, und Käthchen ihn dann so lebendig ihrer Liebe versicherte, oder wenn Frau von Trauseß so sanft und freundlich Käthchens Thorheiten rügte: da fühlte Käthchen, daß hier ihre Heimath sei, daß sie nur in Trauseß glücklich werden könne. Die Zeiten waren vorüber, die Menschen, die sie dort lieb gehabt, waren gestorben; noch nie hatte sie sich so verwaiset gefühlt als jetzt. Aus der Pension, wo sie unter trefflichen Menschen in der Mitte fröhlicher Gefährtinnen weilte, trieb nur jugendliche Ungeduld sie fort. Sie folgte gern der Aufforderung, die sie nach Anderweil rief, das Leben in der Pension ward ihr zu enge. Sie wollte die Welt sehen, Menschen kennen lernen, mehr erleben. Aber wie ganz anders hatte sie sich die Welt und die Menschen in der neuen Heimath vorgespiegelt? Die Eigenheiten von Onkel und Tante hatte sie vergessen, mit so warmem Herzen ging sie ihnen entgegen, sie wollte und mußte sich bei ihnen wohl fühlen. Und wie beklommen ward es ihr den strengen Blikken der Tante gegenüber und in der pedantischen Nähe des Onkels. Doch hätte sie das wohl überwunden, sie war wenig mit ihnen zusammen, hatte ja Susa; daß aber Adelheid und Ernst sich vom ersten Augenblick so von ihr gewandt, war ihr zu schmerzlich. In Adelheid hoffte sie eine jugendliche Genossin zu finden, wie schön hatte sie sich den Verkehr mit Schloß Wingen ausgemalt. Adelheid hatte durch ihr liebloses Wesen alle diese Hoffnungen mit einem Male

zerstört. Und Ernst? Sie wußte selbst nicht, was sie in ihm gesucht hatte. Sie hatte sich gesehnt, mit ihm zusammen zu kommen, es war ihr als hätte sie gegen ihn etwas gut zu machen. Früher, wenn er mit ihr scherzte, sie neckte, hatte es oft ihrem kindischen Herzen leid gethan, wenn sie ihn schroff und ärgerlich zurückgewiesen; aber nie konnte sie es über sich gewinnen, das nur im Geringsten ahnen zu lassen. Jetzt war sie erwachsen, sie konnte mit ihm über jene Kindereien reden, und ihm schwesterlich nahe treten. Heute hatte er sich feindlicher als je ihr gegenüber gestellt, und sie war wieder kindisch genug, daß sie sich sehnte, ihm das entgelten zu können. So füllten nur unangenehme Gefühle ihre Brust, niemand stand ihr nahe, von niemand wußte sie sich geliebt. — Von niemand? War nicht Clemens da? der treuherzige Clemens, hatte er sie nicht so freundlich angesehen? so freundlich mit ihr gesprochen? Gewiß er war noch derselbe. Und winkte dort nicht Anderweil an den schattigen Buchen, der freundliche Giebel mit den Blumenbrettern, und das große Glasfenster im Dache? Tante Susa, du liebe, treue, du liebst mich auch noch, ich will die ganze Welt vergessen und dort oben bei dir glücklich sein.

Käthchens Herz ging über, als Susa im gleichen Augenblick neben ihr stand und mit unendlicher Liebe si anſah. Käthe fühlte sich getröstet, ja in jugendlicher Sonderbarkeit that es ihr wohl, sich von der Welt verstoßen zu glauben, die Märtyrerkrone hob stolz das Haupt und gab ihr gerechten Grund zur Wehmuth und Melancholie, die der Jugend oft so anziehend ist. So gestärkt trat sie der Gesellschaft entgegen.

Der Onkel mahnte zur Abfahrt. Käthe wollte nach den Handschuhen greifen, und es war ihr unangenehm, sie

in Ernsts Hand zu sehen. Ernst hatte sie in der Zerstreuung gefaßt und spielte mit den Fingern, deren Näthe an den Spitzen theilweise aufgegangen waren. Käthchen hatte früher von Ernst den Spitznamen „die unordentliche Käthe" hören müssen. Als Ernst ihr jetzt lächelnd die Handschuh reichte, war es ihr ganz wie früher zu Muthe, sie war Kind und ward wieder die unordentliche Käthe gescholten. Und doch war sie mit den besten Entschlüssen aus der Pension zurückgekehrt, alle kindischen Untugenden abzulegen und als ein neuer Mensch in den Familienkreis einzutreten.

Abermals herabgestimmt trat sie den Rückweg an. Onkel und Tante waren nicht geeignet, sie zu erheben. Beide sahen in Käthe ein höchst unfertiges Wesen und ließen keine Gelegenheit zu langen Erinnerungen vorübergehen. Auch jetzt sprachen sie viel und nicht auf die angenehmste Weise, und Käthe würde die halbe Stunde Weges zwischen Wingen und Anderweil sehr lang gefunden haben, wenn sie Ohren und Herz nicht theilweise diesen Ermahnungen verschlossen und mit den Gedanken andern Zeitvertreib gesucht hätte.

Mit Tante Susa auf ihrem Zimmer angekommen, setzte sie sich sogleich an den Schreibtisch. Ein ausführlicher Bericht an Freundin Agathe, Adelheids Cousine, wurde erstattet. Die Erlebnisse des heutigen Tages waren interessant genug, ein junges Mädchen in der Pension zu amusiren, und Käthe wußte alles anziehend genug zu schildern. Die Jugend, die unschuldig ist und die Welt nicht kennt, urtheilt mit großer Strenge. Für Käthe war es eine Erleichterung, ihren Unwillen über die Personen, die ihr heut so schmählig Unrecht gethan, aussprechen zu können, und sie that es mit großer Aufregung.

Käthe, es ist spät, und Du schreibst Dir heiße Wangen, mahnte Tante Susa. Wie man nur dort am Schreib-

tisch sitzen kann! Der Abend ist herrlich, der Mond scheint so hell, und unten im Pfarrgarten spielt der Kandidat auf der Flöte.

Käthe versicherte nichts zu hören. Sie hatte nicht darauf geachtet, aber doch waren die Töne an ihr Herz gedrungen, das Ende des Briefes war wie Flötentöne so weich und sanft. Jetzt faltete und siegelte sie ihn.

Schließe den Brief nicht heute Abend, warnte Susa noch einmal. Wenn Du ihn morgen früh liesest, wird Dir vielleicht manches nicht gefallen.

Um das zu verhüten, schließe ich ihn eben, erwiderte Käthe lächelnd; morgen früh geht er mit nach Wingen und von dort zur Post.

Die Sache war abgemacht. Käthe stand jetzt mit der Tante am offnen Fenster. Wie war die Luft so lau, der Mond so hell, und drüben aus dem Pfarrgarten drangen immer noch die Flötentöne herauf.

Was ists nur mit dem Kandidaten, Onkel und Tante mögen ihn nicht leiden? fragte Käthe.

Sie mochten seinen Vater, den Pfarrer in Trauseß, nicht leiden, entgegnete Susa.

Aber, Susa, der Pfarrer war des Onkels Trauseß Herzensfreund.

Weil der Onkel ein hohes Herz hatte, und erhaben über alle Vorurtheile, wohl einen Pfarrer lieben konnte. Als der nun starb, nahm der Onkel sich des einzigen Sohnes an. Er brachte ihn hier bei seinem Oheim unter und setzte ihm Geld aus, daß er studiren konnte. Der Friedrich ist dafür auch ein herrlicher Mensch, und ich habe es unter der Hand mit ihm gehalten, schon dem selgen Onkel zu Liebe. Der Ernst sollte nur so etwas von Friedrich haben; aber er ist

trotz seiner Jugend schon müd und matt, und Friedrich ist wie ein Waldbach voll Kraft und Leben, und auch still gesammelt, daß Blumen und Grün und der Himmel und die ganze Welt sich in ihm spiegeln.

Käthe hörte nicht mehr was Susa sprach. — Wie hell dort Trauseß im Mondschein schimmert, sagte sie zerstreut.

Ja, wie hell der Mond scheint, entgegnete Susa, und wie schön die Flöte dazu klingt. Hörst Du wohl? Er spielt: „Treu geliebt und still geschwiegen", — meine Lieblingsmelodie.

Käthe nickte mit dem Kopf und stand schweigend neben Susa.

Wir können wohl nicht warten, bis der Kandidat aufhört, sagte nach einiger Zeit Susa lächelnd, und beide gingen zur Ruh.

Käthe ging gern. Das Himmelbett mit dem Glasdach reizte sie. Da lag sie noch lange halb wachend und halb träumend, in der Fülle des Mondenscheins und eingewiegt von Friedrichs Flötentönen.

Der Vollmondschein soll wunderlich auf Menschen wirken.

Käthe, was ist Dir? weckte Susa die unruhig Schlafende.

Käthe richtete sich auf: Susa, ich habe geträumt, mir ists aber, als war es Wahrheit. Ja, da ist der Mondenschein noch, aber es ist doch nur der Mond, und nichts anders. Höre nur, Susa: Erst war ich unten bei Onkel und Tante, es waren viel Menschen dort, aber niemand den ich lieb hatte, nur so graue Gestalten, und wenn sie mich anrührten, hat es mich gefröstelt. Es wollte mir jemand einen

Kranz aufsetzen, und mir ward so bange, als sollt ich lebendig begraben werden. Ich wankte von einem Zimmer zum anderen, wollte zu Dir hinauf, aber ich fand den Weg nicht und fand ihn nicht. Ich konnte vor Angst kaum athmen, da sah ich plötzlich dies Glasdach über mir und den hellen Mondenschein, im Schein war es Wallen und Weben, und mit einem Mal schaute des Onkels Trauseß Bild so mild wie Mondenschein mich an. Seine Arme zogen mich hoch hinan, in den lichten Himmel hinein. Da schwebte ich auf schönen Wegen, es war als wandelte ich auf Blüthenbäumen, am blauen Aether über und vor mir fielen Sternenfunken, ich war so verwundert über dies glänzende Spiel und — Käthe stockte.

Nun? fragte Susa.

Ja, denke Dir, fuhr Käthe fort, Ernst hatte mich an der Hand, und sagte: Käthchen, das sind Glühwürmer. Aber nein, Ernst war es nicht, die Augen waren größer und sanfter, und die Züge wie verklärt, und mit so sanfter Stimme kann Ernst nicht reden. — Käthchen, das sind Glühwürmer — den Ton vergeß ich nie. Und wie er sich zu mir beugte und mit seinen Augen tief in meine Augen sah, o da war es, als könnte ich nicht fassen die Seligkeit. Ich ließ es ruhig geschehen, daß Du an mir vorüber schwebtest wie eine Lichtgestalt, Du winktest freundlich zum Kandidaten, der saß zwischen Blüthen und blies die Flöte, so weich und süß als gestern Abend. Da hast Du mich geweckt, Tante Susa. Wie mir das leid thut, ich hätte gern noch weiter geträumt.

Du sollst nicht wieder dort schlafen, sagte Susa, Du kannst das Mondlicht nicht vertragen, es hat Dich aufgeregt.

Das ists gerade was ich will, erwiderte Käthchen heftig. Erleben werde ich wohl nichts Besonderes in der Welt, da will ichs wenigstens träumen. O Susa, ich habe nie gewußt, was Liebe ist, jetzt weiß ich es: der Traum hat es mich gelehrt. Es ist unaussprechlich! Aber nur so glückliche Liebe! Von Erd und Himmel das Schönste! Sternenblüthen schimmern über mir, Frühlingsblüthen unter mir. — Susa, ob ich wohl je glücklich werde?

Mit Deinem ungestümen Herzen schwerlich, sagte Susa.

Schwerlich? fragte Käthe. Das wollen wir doch sehen! Ich fühle, daß da etwas in mir steckt. Und glaube mir, auf eine unglückliche Liebe laß ich mich nicht ein.

Unglückliche Liebe ist ein Wahn, unterbrach sie Susa. Wenn Du über unglückliche Liebe jammern hörst und bleichgeweinte Wangen siehst, so jammere nicht mit; nein, klage an so ein Herz, das mit weichlichen Gefühlen sich krank und die Seele matt macht. Die Liebe, die da vom Himmel stammt, macht frei und glücklich. Käthe, wenn die Liebe weint, daß sie nicht freien kann, so ist sie ein Kind der Zeit und tröstet sich mit der Zeit. Und wenn die Liebe weint, daß sie verschmähet wird, so ist sie erst recht ein Wahn und verweht bald; Liebe kann nur gegenseitig bestehen. Liebe ist die unendliche Seligkeit, die zwei Herzen in Sympathie und Harmonie zusammenführt, ein Herz kann nicht wirklich lieben, kann sich nur danach sehnen. Aber da hilft kein Sehnen und kein Wollen, es ist ein gewaltsamer Zug, der die Herzen zusammenführt, und sie sind eines, mag kommen was da will, wenn auch eine Welt sich dazwischen legt, ihre vergänglichen Kräfte zerbröckeln an so ewiger Gluth. Käthe, wen solche Liebe weiht, der hat ein starkes Herz und hohen Muth. Er kämpft nicht einmal mit dem Leben, er läßt es da neben sich spielen, und wallt dem Himmel zu. Nicht allein! o seli-

ges Beisammensein: du trauerst nicht allein, du lächelst nicht allein, deine Schwächen schüttelst du ab, die Liebe trägt sie dir, und die Seligkeiten deines Herzens sind doppelt, denn noch ein Herz schließet es in sich. Ja du fühlst dich, du bist erst wirklich, denn jede Bewegung deiner Seele siehst du im Spiegel deines andern Ichs, und schön willst du dich darinnen sehen, und es wird dir so leicht, schön zu sein. Ja, Käthe, das ist die wahre Liebe, wenn zwei unsterbliche Seelen zusammenschmelzen und für ein unsterbliches Sein zusammen streben, das aber ist sie nicht, wenn zwei Herzen sich in ihren Thorheiten fanden und mit dem Trugbild der Liebe tändeln. O dies heilige Wort schwebt auf manchen unreinen Lippen; aber es folgt der Fluch. Wohl dem, der mit Treue prüfet den trüglichen Schein: wenn er ernstlich will, so wird ihm das Verständniß, der Herr gab uns den Sinn für Wahrheit und für Unwahrheit. Käthe, bekämpfe Dein ungestümes Suchen und Sehnen, es ist der Anfang, Dich einem Trugbild in die Arme zu werfen. Verkehre lieber mit den Sternen und was darüber ist, hoch oben suche Dir Deine Wege, bleib im reinen Lichte; Dein junges Herz darf kein Schimmer trüben, was Dir bestimmt ist, wird Dir werden. Käthe, ich spreche aus Erfahrung, und wenn Du älter und vernünftiger sein wirst, werde ich Dir noch viel sagen können.

O Susa, bis dahin behältst Du es nicht auf dem Herzen.

Wir wollen sehen. Es freut mich übrigens, daß ein vernünftiger Grund in Dir steckt.

Das freut mich auch, entgegnete Käthe.

Bilde Dir darauf nichts ein, — je größer die Gaben, desto größer die Anfechtungen. Menschen, die da viel in sich haben, können am meisten an Tollheiten leiden, ja wir sehen es, wie viel solche gehen unter. Du stehst auch auf der

Schwelle und könntest wohl ein ganz thörichtes Mädchen werden.

Das glaub ich nicht, sagte Käthe.

Nun ich sage Dir, das Leben ist ein wunderliches Ding, fuhr Susa fort, ein jeder hantirt daran, und wie er meint mit vieler Umsicht, mit vielem Scharfsinn, und plötzlich wird er gewahr, daß er sichs anders gestaltet, als er eigentlich gewollt, und war er vorher allzuklug, da ist er mit einem Mal wie vor den Kopf geschlagen, und bringt sich immer tiefer in den Dreck. Und doch sage ich Dir, es ist wie mit dem Ei des Kolumbus, wenn Du die Sache nur anzufangen weißt, ist gar kein Kopfbrechen nöthig, — butz! da steht es. Käthe, es ist da ein fester Grund, wenn Du auf dem stehst, wirst Du auch glücklich.

Wenn mir Onkel und Tante nur nicht dazwischen kommen und helfen wollen, sagte Käthe, weniger muthvoll gestimmt, als vor der Fahrt nach Wingen.

Was das wieder für romantische Ansichten sind! fiel Susa ihr in das Wort. Was kann Dir wohl ein Onkel und eine Tante anhaben? Das wird nun grade sein, wie Du es anschaust. Ehe die Tante hier war, bewohnte ich unten alle die Zimmer, mein Bruder that mir allen Willen, ich war die Herrin vom Haus, und soll viel Anlagen zum Regiment gehabt haben. Als die Tante kam, mußt ich mich zurückziehen, sie schob mich immer ein wenig weiter, bis hier oben in das Dachstübchen. Da hätt ich mir auch einbilden können, daß es ein Unglück sei; aber nein. Ich bedachte, daß es hier oben weit stiller und angenehmer sei, ich war dem Himmel näher, hatte die Luft aus der ersten Hand, und führe ein recht ungestörtes Leben. Ueberhaupt sind die Menschen nicht so schlimm als sie aussehn, am besten ists, Du denkst, daß sie Dich alle erschrecklich lieb haben, in dem Ge-

danken wirst Du Dich immer am richtigsten gegen sie benehmen. Und dann stelle Dir nie vor, daß in der Zukunft sich Dein Leben so und so gestalten solle und daß Du Dich da so und so benehmen willst; indessen entschlüpft Dir ungenossen die Gegenwart, und während Du Dir vormalst, was Du einst für ein außerordentlich liebenswürdiges Wesen sein wirst, kannst Du fürs erste recht unliebenswürdig sein. Nein, jeden Tag mußt Du wacker angreifen, beten und arbeiten. — Doch für heute ists genug. Dein Traum bringt uns um den halben Nachtschlaf. Dreh Dich jetzt um, daß Dir der Mond nicht in die Augen scheint, und schlafe.

Das ist alles gut, aber das Herz ist schwach; die Sterne mögen mir helfen! sagte Käthe todtmüde und schlief ein.

Zum andern Morgen hatten die Herren für Wingen eine Hühnerjagd verabredet. Onkel Anderweil, ein leidenschaftlicher Schütze, stellte sich pünktlich ein. Aber noch früher kam Ernst. Sehr gut unterhalten saß er schon mit Adelheid am Frühstückstisch. Er schenkte ihrer Toilette besondere Aufmerksamkeit, sie spielte mit seinen Jagdhunden, versah seine Jagdtasche mit ausgewähltem Frühstück, und Clemens konnte es nicht lassen, sich über ihre Thorheiten lustig zu machen. Aber alles geschah unbefangen, wie im traulich geschwisterlichen Kreise.

Des Onkels Dazwischenkommen veränderte die Szene. Die Herren hatten allerhand mit ihm zu bereden, und Adelheid blieb sich selbst überlassen. In der Zerstreuung griff sie nach dem Briefpäckchen, das Herr von Anderweil mitgebracht hatte. Oben auf lag ein Brief an ihre Cousine Agathe. Von Käthen, das war klar. Wie gern hätte sie den Inhalt gewußt; aber einen fremden Brief erbrechen war

eine Gemeinheit, sie wagte es nicht. Aber der Brief von einem Kinde? es war ein Spaß, und die Neugierde dazu — sie erbrach ihn.

Nur wenige Minuten hatte sie gelesen, da glühten ihre Wangen, ihre Lippen zitterten leise, hastig las sie weiter.

Adelheid? fragte verwundert Ernst, der eben zu ihr getreten und diese Aufregung nicht begreifen konnte.

O Käthe, du Schlange! rief Adelheid zornig.

Was ist denn? fragte Ernst.

Ein Brief von ihr.

An Sie?

Nein, an Agathe.

Und offen?

Ich erbrach ihn. Und gut, daß ich ihn erbrach. Käthens Bosheit mußte an den Tag kommen. Sie macht mich schlecht darin, ganz abscheulich. Und jetzt kommen Sie an die Reihe.

Adelheid wollte weiter lesen, aber Ernst entwendete ihr den Brief.

Den Brief zu lesen ist ein Unrecht, sagte er.

Geben Sie ihn zurück! forderte Adelheid erzürnt.

Als Ernst es verweigerte, wurde Adelheid so heftig, daß er drohte, die Sache an Clemens und den Onkel zu berichten. Adelheid war jetzt zorniger auf ihn, als auf Käthen, und verließ das Zimmer.

Er war allein, die beiden andern Herren standen unter dem Fenster mit den Vorbereitungen zur Jagd beschäftigt. Der Brief brannte ihm in der Hand. Gutes von sich reden zu hören, hat einen besonderen Reiz, aber Böses noch weit mehr. Käthe war ihm nicht so uninteressant, als er sich vorreden wollte, und sein Betragen von gestern hatte er längst bereut, obgleich er sich auch das nicht gestand.

Sollte Käthe wirklich so schlecht von ihm reden, wie Adelheid es ihn versicherte? Adelheid war gewiß ungerecht gegen Käthen, er mußte das selbst prüfen, um den Argwohn und Unwillen gegen Käthen nicht ungerechter Weise mit sich herumzutragen. Er las den Brief.

„Hoffe nicht, liebe Agathe, einen wohlstylisirten Brief, wie der Inspektor sie an mir lobte, jetzt zu erhalten. Ich weiß nicht, was ich Dir schreiben will und möchte, obgleich ich weiß, daß Dich alles interessirt. Am vernünftigsten ist es, ich schreibe Dir ein Tagebuch, das muß den Brief so ordentlich wie möglich machen. Aber mit heute fange ich an, weil der Tag mir der interessanteste ist, dann folgen die andern Tage. Heute waren wir in Wingen, — unsere erste Ausflucht. Du mußt wissen, daß eine Ausflucht hier etwas sagen will. — Wie ist das Wetter? welcher Wagen ist nöthig? wer ist die Begleitung? wann wird gefahren? wann zurückgekehrt? Der Onkel ist schwerfällig, und die Tante sucht ihm alles wo möglich noch zu erschweren. Doch genug; Du kennst beide. Also wir fuhren. Wenn Du mich nicht sehr schelten willst, will ich aufrichtig sein und Dir auch sagen, womit mein Unglück heut anfing. Mit den großen Winterstiefeln. Nicht ein Paar leidliche Schuh fand ich zwischen den Vorräthen, ja ich gestehe, ich hatte lange Zeit an meine Toilette nicht gedacht. Ich zog jetzt gezwungen meine ledernen Winterstiefel an, die freilich zu dem kurzen, weißen Kleide nicht besonders paßten. Meine schönste Pelerine wählt ich dazu, den wohlaufgebügelten Rosahut, die schwarzen Glacé-Handschuh. Schon geflickt? höre ich Dich fragen. Nein noch nicht geflickt; aber ich versichere Dich, morgen früh soll es geschehen. Also meine Toilette, vollständig Dir wohlbekannt. Wir kamen in Wingen an, Tante Susa mit uns. O Tante Susa, du Geliebte, ich sehne mich,

von dir und deinem Giebelstübchen reden zu können, denn bei der Winger Geschichte ist mir nicht wohl. Da ist nun der Clemens, wenn er sich etwas mehr um mich bekümmert hätte, wäre er der alte gewesen. Aber das ist engherzig von mir, er ist doch der alte, ein Mann, wie Du Dir Deine Ideale malst, so edel, so fest und männlich. Nur eines ist unbegreiflich an ihm: daß er Adelheid wählen konnte. Kein Mädchen unserer Anstalt kann alberner sein als sie es ist. Geistig ist sie wenig begabt, — ich glaube, daß sie gutmüthig ist, aber alle ihre Kräfte haben sich nach außen hingewendet, sie ist oberflächlich und launenhaft, — freilich weiß sie das im geselligen Kreise auf leidlich liebenswürdige Weise anzubringen. Schön ist sie nicht, hübsch allenfalls, ich liebe diese Puppengesichter nicht. Ihre Hauptkunst ist die Toilette, ihr helles Musselinkleid mit vielen echten Kanten garnirt saß wie angegossen, jede Locke glänzend und wohlgeordnet. Ich hätte diese Nettigkeit beneiden können, aber Agathe, ich tröste mich, sie braucht gewiß viel Zeit dazu. Das ist also die Adelheid, auf deren Umgang ich mich so sehr gefreut hatte. Gewiß, mein Herz ist ihr mit recht schwesterlicher Liebe entgegengegangen; aber gar zu schnöde hat sie mich abgewiesen."

„Jetzt von Ernst. Es wird mir schwer von ihm nichts Besseres sagen zu können. Er hat sich mit Adelheid verbrüdert! Du wirst Dir nun ein Bild von ihm machen können. Denke Dir, daß beider größtes Entzücken war, als sie Adelheids feines Sommerstiefelchen neben meinem plumpbeschuhten Fuße sahen. So auf ähnliche Weise könnt ich Dir mehr erzählen, im leisen Gespräch und Lachen war ich der Gegenstand ihres Scherzes. Es kränkte mich erst sehr, aber es soll mich nicht mehr kränken. Nicht wahr: sie sind beide zu albern, als daß sie mich kränken können?"

Das eine Blatt war zu Ende, — bis hierher hatte Adelheid gelesen. Ernst besann sich nicht lange, er griff zum zweiten und fuhr im Lesen fort.

„Du siehst nun ein, daß Deine weisen Befürchtungen unnütz sind. Ein Vetter ist gefährlicher als jeder andere Mann, noch dazu einer wie Ernst: so sagtest Du. Kannten wir denn Ernst? Nein! meine Fantasie hatte einen vortrefflichen Helden aus ihm gemacht, so einen Walter-Scott-schen, der vor Edelmuth und Kühnheit sich nicht zu lassen weiß, und sich in tollen Streichen überschlägt. Das vergiebt man wohl. — Doch Du wolltest gern vom Gerede der Leute den Grund wissen. Es soll doch wahr sein, Tante Susa selbst glaubt daran. Sie sagt: Da kommt der Ernst und stiehlt dem Bruder das Herz der Frau, und so aus Eitelkeit und langer Weile, beides oft die Ursache schweren Unglücks: im Anfang siehts nach gar nichts aus, aber riesenschnell wächsts und erdrückt manches Glück. — Ich mag dazu nichts sagen, ich glaube das von Ernst nicht. Er hat Clemens zu lieb. Und ich denke, wenn man liebt, hat man sich ganz anders, als Ernst und Adelheid. Liebe Agathe, ich habe mir das Leben doch nicht so vorgestellt. Tante Susa hat Recht, sie sagte gestern: Die Jugend denkt sich das Leben entweder ganz glücklich, so recht rosig hell und voller Entzücken, oder so recht unglücklich, wo das Herz weint und weint, bis es nicht mehr weinen kann. Aber es giebt da ein Mittelding zwischen Glücklich- und Unglücklichsein, dieses Mittelding ist entsetzlich, die meisten Menschen bringen ihr Leben darin hin. Es ist ihnen nebelhaft zu Muth, sie leben von einem Tag zum andern hin, ohne recht zu prüfen, ob es ihnen eigentlich wohl oder nicht wohl zu Sinne ist. Wenn ihr Leben vorüber, ists für Andere so unbedeutend als für sie selbst.“

„Liebe Agathe, Tante Susa setzt die filosofische Erziehung unseres Inspektors etwas bei mir fort. Die Leute bedenken nicht, daß die Jugend nur nach eigener Erfahrung solche Filosofien begreiflich findet. Neulich konnte ich mich in ähnliche Zustände nicht hinein denken, heute wohl. Ich weiß nicht, was ich will, — ich weiß nicht, bin ich glücklich oder unglücklich, ist mir wohl oder übel zu Sinne. Aber, Agathe, Glück und Unglück kömmt vom Herrn, das Zwischending schafft der Mensch sich nur allein. Ich will das gewiß nicht. Glück oder Unglück! mein Wahlspruch. Glück! wie das in meinem Herzen widerhallt, ich glaube doch, ich werde glücklich sein. Mein Herz drängt so mächtig dazu, es wird es nicht lassen können."

„Liebe Agathe! Du stehst jetzt wohl am offnen Fenster, der Mondenschein liegt hell auf dem kleinen Blumengarten und weiterhin auf dem Friedhof und den dunkelen Linden. Wenn ich bei Dir wäre, wollt ich mit Dir wandeln zwischen den weißen Steinen, wir lesen die goldnen Namen und denken an die, die sie trugen und jetzt da unten ruhn. Wie sie lebten und liebten und weinten, und wie das alles vorbei und Frieden über sie gekommen. Und über uns ist noch nicht Frieden, das Leben liegt noch vor uns, wir liebten und weinten noch nicht recht. — Ja, Agathe, es ist schon wieder vorüber, daß ich nicht wußte, was ich will, und nicht wußte, ob ich glücklich oder unglücklich sei. Ich bin glücklich, — auch hier in Anderweil. Du kennst Onkel und Tante, Du fürchtest für mein Glück, weil Du in der Liebe verwöhnt bist. Aber Du kennst nicht Tante Susa, und weißt nicht, daß ich auch meine Freistunden habe. Des Morgens um fünf Uhr stehe ich auf, bis zum offiziellen Frühstück — das ist um neun — bin ich frei, streife durch Wald unf Flur, helfe der Tante Susa im Garten kramen,

oder sitze einsam am Ende des Parks in einem verfallenen Lusthäuschen. Dies ist mein Lieblingsplatz, es sieht da wild aus. Grausige Wandgemälde, die Geschichte der heiligen Genovefa vorstellend, schon halb verwittert, bedecken die Wände, Reste von Möbeln stehen in den Ecken, die Thür ist verquollen und kann nur mit großer Mühe und dennoch nur halb geöffnet, das große Fenster dagegen gar nicht mehr verschlossen werden. Lycium, Geisblatt und wilder Wein ranken wild durch einander und langen in das Fenster herein. In diesem Fenster nun ist mein Platz. Das Häuschen liegt etwas hoch, die Aussicht ist sehr hübsch, — jetzt freilich etwas schmachtend in der Dürre, aber das sieht so friedlich aus und gefällt mir gerade jetzt. Ueber gelbliche Wiesen und Stoppelfelder zieht der Schäfer mit seiner Heerde, einzelne Kühe liegen im Schatten alter Ulmen. Bei ihren trägen Bewegungen klingen am Halse die Glocken, das unterbricht die unendliche Stille, wenn nicht ein summender Käfer oder ein Schmetterling, der auf den rothen Blüthen des Lycium flattert, sie schon störte. Drüben windet sich der Fluß spiegelhell, Kähne mit weißen schwellenden Segeln ziehen langsam und majestätisch an mir vorüber. Da schwillt auch mir das Herz, Gedanken über Gedanken, sie ziehen dann mit den Segeln, ich weiß nicht wohin. Und sie kehren wieder und möchten sich doch nicht von der Heimath trennen. Am andern Ufer zieht sich eine liebliche Hügelkette, mit Wald bewachsen, auch mit Feld. Auf einem der Hügel liegt Trauseß mit vielen blinkenden Fenstern. Da sitz ich stundenlang, den Ossian in der Hand. Ich lese nicht viel, aber der Geist des Buches erfüllt mich und leitet meine Gedanken. Zuweilen stört ein Schuß mich aus den Träumen auf. Ernst ist es, der drüben in seinen Feldern nach Rebhühnern jagt. Ich sehe die Vögel auffliegen, oft flüchten sie

sich zu mir herüber. — Zu morgen ist eine gemeinschaftliche Jagd in Wingen verabredet. Der Onkel und Ernst gehen dorthin. Die Tante fährt zum Spielkränzchen und ich und Susa wallfahrten nach Trauseß. Ernst ist nicht da, wir werden ungestört sein, — das wird ein Festtag, Du kannst nicht glauben, wie sehr ich mich darauf freue, — einsam in den mir so lieben Räumen zu weilen, mich in Erinnerungen zu vertiefen. Aus den hohen Fenstern sehe ich herab auf die Spielplätze meiner Kindheit. Ich sitze wieder unter der alten Linde in Mährchen vertieft, ich lausche ob aus dem Rauschen der Blätter keine Stimme erklingt, oder ob der Baum sich nicht aufthut und eine Fülle goldner und silberner Kleider zeigt, oder ob da unten im Erlengebüsch ein Prinz mir winkt, mich auf leuchtendem Roß dahin führt in die sinkenden Strahlen der Abendsonne. Und wenn ich dann des Glückes der Jugend genug genossen, suche ich ein stilles schattiges Plätzchen auf, da liegen zwei weiße Steine mit goldener Inschrift. Unter den Steinen ruhen zwei Herzen, die eine Welt aufwiegen: o Agathe, da werde ich viel weinen müssen, und ich sehne mich nach diesen Thränen, man fühlt darin die Gemeinschaft mit dem, was man liebt, und daß, was so schön gelebt, nicht sterben kann."

„Adieu, liebe Agathe, schreibe mir bald, male mir Euer Stillleben, ich werde es in der Erinnerung mehr lieben als in der Gegenwart.

Deine Käthe."

Ernst hatte kaum Zeit den Brief unbemerkt fertig zu lesen. Clemens und der Onkel waren zur Abfahrt bereit, er mußte mit ihnen den Wagen besteigen. Nur mit Mühe verbarg er seine Aufregung und war froh, als man, am Ort der Bestimmung angekommen, sich wieder vereinzelte und er seinen Gedanken überlassen blieb.

Es waren Klänge in Käthens Brief, die ihm tief an die Seele gingen, auch fühlte er die Wahrheit manches Urtheils. Er wollte sich aber das nicht gestehen, seine Eitelkeit war zu sehr verletzt, und besonders als er den ersten Theil des Briefes noch einmal gelesen hatte, fühlte er eine heftige Erbitterung gegen Käthen. Der Gedanke, daß über ihn und Adelheid schon geredet sei, war ihm unerträglich. Die klatschsüchtige Susa! Er wollte es sich ausreden, daß Adelheid ein besonderes Interesse für ihn habe; — und er? nun ja, darin hätte Susa Recht gehabt, bei ihm könnte es höchstens aus langer Weile und Eitelkeit gewesen sein. Wie hätte er wohl gegen Clemens so etwas thun können! Und doch schlug ihm leise das Gewissen: — hatte er sich dies Verhältniß auch nie klar gemacht, so nebenhin war es ihm doch ein Reiz gewesen. Er wäre am liebsten jetzt nicht nach Schloß Wingen zurückgekehrt, Adelheid zu sehen kostete ihn Ueberwindung; aber sie würde den Grund seines Ausbleibens in Käthens Brief gefunden haben, das wollte er noch weniger. So nahm er sich vor, Adelheid unbefangen zu begrüßen, aber zu Mittag bleiben — keinenfalls! er sehnte sich allein zu sein.

Adelheid empfing unter der Veranda die zurückkehrenden Jäger. Sie schien ihr Betragen von heut Morgen wieder gut machen zu wollen und war sehr freundlich. Mit großer Gewandtheit spielte Ernst den Unbefangenen, scherzte und sprach mit ihr, ja erwähnte sogar des Briefes.

Sie können noch mit Käthen zufrieden sein, sagte er lachend, ich aber komme gar zu schlecht weg.

Wo haben Sie den Brief? fragte Adelheid.

Ich war so schwach ihn zu vernichten, entgegnete er, ging dann mit Leichtigkeit darüber hin, und sprach davon wie über einen Spaß, so daß Adelheid selbst darüber lachen

konnte, und wieder in der besten Laune war. Als sie aber bald darauf hörte, daß Ernst noch vor dem Essen fort wolle, konnte sie ihre Bestürzung nicht verbergen, und Ernst mußte sehen, wie Clemens Augen nachdenklich auf ihr ruhten.

Er verließ das Zimmer, bestieg sein Pferd und flog nach Trauseß. Ohne an Essen weiter zu denken, eilte er auf sein Zimmer. Er befand sich jetzt selbst in der nebelhaften Stimmung zwischen Glück und Unglück, wie Susa sie geschildert, und wie sie meist in der Unzufriedenheit mit uns selbst beruht. Nachdenklich warf er sich in den Lehnstuhl, griff zerstreut in eine Briefmappe und nahm einen Brief heraus. Es war der letzte Brief seines seligen Vaters, den ihm dieser nach der Universität geschrieben. Folgende Worte fielen ihm in das Auge:

„Einstens werde ich ruhig sterben, ich weiß, welch ein Geist in meinen Söhnen lebt. Du, lieber Ernst, hast ein edles Herz und einen hohen Sinn. Ich sage Dir das nicht um Dich eitel zu machen, nein! nur um Dich verantwortlicher für jede Unbesonnenheit zu machen. Denn ausgerüstet mit stärkern Waffen, wird auch ein beßrer Kampf von Dir gefordert. Der Rausch der Jugend ist verführerisch, leicht wird er genossen bis zur Betäubung, so daß der begabteste, vernünftigste Mensch zum thörichten Kinde wird. Nein, Ernst, ich werde das nie an Dir erleben, Du wirst stark und männlich Deinen Weg gehen. Du wirst Deinen Ruhm nie in Sachen der Welt suchen, die Dein Vater verachtet hat. Du bist rasch an Wort und That, lerne zu erwägen! Die Kräfte, die Du zum Wiedergutmachen verwenden mußt, kannst Du edler verwenden. Und wisse, daß ein verfehltes Leben schwer wieder in das Geleis zu bringen ist. Liebe Clemens immer gleich und treu, laß ihn Dir in vielen Stücken ein Vorbild sein, und wo Du ihm wieder helfen kannst, thue es

in Liebe und sorge für sein Glück, als ob es Dein eigenes sei.“

Hier legte Ernst den Brief aus der Hand und griff nach Käthens Brief. Er las die Stellen, wo von ihm und Adelheid die Rede ist. Er fühlte die Erbitterung weniger, es war ihm als müsse er vor Käthen treten und sagen: Ich habe Deinen Brief gelesen. Du hast Recht in vielen Stücken, und hast doch Unrecht gethan. Aber ich verzeihe Dir, verzeihe Du auch mir und laß uns Freunde sein. — Nein, das wär ihm doch unmöglich, sein stolzes Herz sträubte sich dagegen: keinen Schritt wollte er ihr entgegen gehn. Nein, — er wollte für jetzt die Gegend verlassen, in einem neuen Kreise, in neuen Verhältnissen wollte er in einem vollkommnen Leben Genüge finden. Er dachte an sein vergangenes Leben, an alle die Wunderlichkeiten, die es in sich faßte, er wollte ihnen abschwören und mit Gewalt sein unruhiges, unbefriedigtes Umhertreiben zur Ordnung bringen. In diesem Vorsatz fühlte er sich wohl und stark, — ja! so sollte es sein. Ein warmer Blick zum Bilde seiner Eltern, das über dem Sofa hing, heiligte den Entschluß.

Er trat jetzt an das Fenster und sah Käthe und Susa am jenseitigen Ufer beim Nachen stehn. Er hatte ihre Wallfahrt ganz vergessen, ihr Kommen war ihm ärgerlich und störend. Er bestellte seinem Diener, daß er unwohl, für niemand zu Haus sei, und zog sich in das Kabinet neben seiner Stube zurück.

Unterdessen waren die Wandernden näher gekommen, er hörte Käthchens Stimme am Schloßberg. Er öffnete das Fenster und verbarg sich hinter der Gardine, so daß er sie hören, aber nicht gesehen werden konnte.

Nimm es mir nicht übel, theuerste Susa, wenn Du darum gar nicht gefragt wirst, sagte Käthe.

Also emanzipiren willst Du Dich? lachte Susa.

Will ich jetzt? emanzipirt war ich so lange ich denken kann.

Keck gesprochen! Aber ich dächte, es bleibt dabei.

Es bleibt dabei, wiederholte Käthe, ich steige auf die alte Linde, gewiß lehnt der alte Ulmbaum noch schräg daran, der bringt mich bis zum Thurm, da klettere ich über den Vorsprung auf die Mauer und am Speisekammerfenster treffen wir uns wieder. Du reichst mir wie damals Tante Trauseß ein Butterbrot, ich verzehre es im Sonnenschein, füttere dabei die jungen Sperlinge und beende meinen Rundgang. Während dem inspizirst Du die Wirthschaft und in des Onkels Zimmer kommen wir zusammen.

Sie standen jetzt beide auf dem Schloßplatz.

Aber die Linde — begann Susa, als ob ihr plötzlich etwas einfiele.

Die Linde? rief Käthe, erschrocken die Augen nach dem Vorsprung des Schlosses gerichtet, wo sie den alten geliebten Baum suchte und nicht fand.

Das hätt ich Dir längst sagen können. Die Linde hat Ernst abhauen lassen, weil sie ihm die Aussicht nach Wingen nahm.

Du armer, armer schöner Baum! Susa ist das nicht eine Frevelhand, die sich daran wagte? Die Urmutter des Hauses hatte ihn gepflanzt, und die Bank darunter war des selgen Onkels Lieblingsplatz. Ernst ist abscheulich, wenn ich ihn das nur einmal wissen lassen könnte. Was wird nun aus meinem schönen Erinnerungsgang? Aber Susa! Die Akazie dort ist groß genug geworden, von ihr komme ich auf die Ulme, und so weiter und so weiter, — rief Käthchen fröhlich, schwang sich kühn auf den Baum und verschwand bald hinter der alten Thurmecke.

Ernst mußte bekennen, daß die Anschuldigung wegen

der Linde wiederum nicht unbegründet war. Das Fällen der Linde war unbedacht genug! Er saß kürzlich in Wingen mit mehreren Damen unter der Veranda, als man beklagte, daß der alte Baum den hübschesten Theil des Schlosses verdecke. Ein reitender Bote ging nach Trauseß. Zum Erstaunen der Damen wankte plötzlich der Wipfel und öffnete durch seinen Fall den Blick auf das Schloß. Das war ein allerliebster Spaß! aber Ernst hatte ihn längst bereut, wenn er sich auch damit tröstete, daß die Schloßbewohner den Baum längst angeklagt, daß er mit seinen Wurzeln den einzig guten Brunnen des Schlosses verderbe. Jetzt wollte ihm gar kein Schluck Wasser mehr schmecken, seitdem es den eigenthümlichen Geschmack verloren hatte und er dadurch immer an den Baum erinnert ward. So waren seine eigenen Gefühle. Daß Käthe und Susa sich ihm zu Hofmeistern aufgeworfen, kam ihm nun ordentlich komisch vor. Er hatte seit gestern so viel Uebeles über sich gehört, als früher beinahe in seinem Leben nicht. Susa und Käthe zu sehen, war ihm jetzt eine Art Genugthuung, die Lection still hinnehmen und sich zurückziehn wollte er durchaus nicht. Er schloß die Thür nach seiner Stube auf und ließ sie beinahe halb geöffnet, nahm ein Buch in die Hand und setzte sich auf einen Sessel. Bald hörte er die Stubenthür vom Corridor her öffnen. Mit Hülfe des Spiegels konnte er sein Zimmer beinahe ganz übersehen.

Käthe trat ein. An der Thür blieb sie stehen, sinnend ihre Augen nach dem Sofa gewendet. Auf Zehen, leise als ob sie niemand stören wolle, kam sie näher. So — Ernst den Rücken zugewendet — stand sie lange vor dem Bilde, dann ging sie nach dem Schreibtisch und setzte sich auf den Lehnstuhl, den Ernst vorhin verlassen hatte. Noch lagen seines Vaters Briefe offen da. Käthe nahm ihr wei-

ßes Taschentuch und breitete es drüber hin. Ernst fühlte dabei recht heiß Käthens erbrochenen und durchlesenen Brief auf seiner Seele. Sie saß lange, schwermüthig den Kopf in die Hand gestützt, — dann stand sie auf, kniete vor einen Sessel, eine Kinderarbeit von ihr, ein Jagdstück in Tapisserie, das sie dem Onkel zum Geburtstag nähte. Sie strich mehrmals mit der Hand darüber und lächelte, als ob Jugenderinnerungen sie erfreuten. Dann stand sie auf, sang leise eine Melodie, und trat vor den kleinen Tisch unter dem Spiegel, auf dem Ernsts Hut, Handschuh und Reitpeitsche lagen. Sie setzte den Hut auf, zog die Handschuh an, nahm die Reitpeitsche in die Hand und musterte sich lächelnd im Spiegel. Ernst bog sich schnell zurück, um von Käthen nicht gesehn zu werden. Es amusirte ihn ihr Spiel, und er hätte jetzt gern, um ihr den Schrecken zu ersparen, sich ungesehen entfernen mögen.

Käthe trat vom Spiegel zurück, nahm den Hut ab, zog die Handschuh aus, und legte alles mit großer Sorgfalt wieder ebenso hin, wie sie es gefunden hatte. Dann sich vergnügt herumdrehend, wandte sie sich nach dem Kabinet. Erschrocken blieb sie in der Thür stehn.

Verzeihe, — stammelte sie nach einer Pause: wenn ich gewußt hätte, daß Du hier bist —

Wärest Du nicht gekommen? fügte Ernst sarkastisch hinzu.

Käthe nahm das schlimmer, als Ernst es gemeint hatte. Sie dachte an sein Betragen von gestern und an ihre guten Vorsätze, seiner Rücksichtslosigkeit entschieden zu begegnen, und sich so für die Zukunft in Respekt zu setzen.

Ganz recht, Herr Vetter, sagte sie wie halb im Scherz, aber mit aller ihr möglichen Impertinenz, und ich will auch die Gastfreundschaft —

Hier stockte sie, — Ernst sah sie so fest und durchdringend an, sie wußte kaum warum, aber konnte unmöglich ihre Rede beenden.

Ein plötzlicher Entschluß war jetzt in Ernsts Zügen zu lesen. Er griff in die Tasche, holte ein Papier heraus und sagte: Hier gebe ich Dir einen Brief zurück, der zufällig in meine Hände gekommen ist.

Ein Brief? fragte Käthe verwundert. Sie las die Aufschrift, sah hinein, dann wieder auf Ernst, und war aufs tiefste bestürzt.

Ich bin Dir auch dankbar für Deine gütige Theilnahme, womit Du den Namen Trauseß unter die Leute bringst, fügte Ernst hinzu und wandte sich dann schnell von ihr.

Käthe hätte jetzt gern ein Wort der Verständigung gesagt, aber die Kehle war ihr zugeschnürt. Sie verließ das Zimmer. Ernst warf heftig die Thür hinter ihr zu. Nicht aus Groll, — aus Aerger über sich selbst. Das war wieder eine rechte Heldenthat! sagte sein Gewissen. — Sollte er nicht hinter Käthen her? und reden zu ihr, wie er es schon vorhin im Sinne hatte? Nein! das ging nicht, solche absonderliche Szenen liebte er nicht.

So saß er brütend, was mit ihm werden solle. Am liebsten hätte er gar nichts gedacht; schnell abreisen und Wingen und Anderweil weit hinter sich wissen, das war das Gescheiteste. So suchte er sich mit Reisegedanken und Vorbereitungen zu zerstreuen.

So lange der Mensch noch abhängig ist von den kleinlichen Verhältnissen, die ihn umgeben, wird sich nie etwas Großes und Glückliches in ihm gestalten. Denn diese irdische Welt ist nun einmal im Kampfe mit der ewigen, will das Ewige an sich vernichten und zersplittern. Darum beherrsche diese Welt, schaffe sie dir, wie sie sein soll. Stehst du erst

hoch darüber, unter dem blauen Aether im lichten Himmelsschein, da überblickst du das verwirrende Treiben dort unter dir, das Mühen und Sorgen, und lernst es würdigen. Wie der weise Salomo mit großartigem Blick es überschaut und spricht: „Es ist alles ganz eitel! Was hat der Mensch mehr von seiner Mühe, die er hat unter der Sonne? Ein Geschlecht vergeht, das andere kommt, die Erde aber bleibt, die Sonne geht auf und geht unter, und läuft an ihren Ort, daß sie daselbst wieder aufgehe. Der Wind geht gegen Mittag und kommt herum zur Mitternacht, und wieder herum an den Ort da er anfing. Alle Wasser laufen ins Meer, noch wird das Meer nicht voller; an den Ort, wo sie herfließen, fließen sie wieder hin. Es ist alles Thun so voll Mühe, daß es niemand ausreden kann. Das Auge sieht sich nimmer satt. Was ist, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ists, das man gethan hat? eben das, was man hernach wieder thun wird, und geschieht nichts Neues unter der Sonne."

O wie öde sieht eine solche Welt aus, wie langweilig klingt das alles — jeden Tag dieselben Mühen und wenns vorüber, ists nichts. — Nein, nein, du junge Seele, du willst dich nicht einschmieden lassen in solche Ketten. Fort soll alles was eitel ist, aber was ewig ist, was Herz und Seele füllt, ergieb dich ihm mit seliger Lust. — Beneidenswerthe Jugend, die nicht zurückblicken muß auf ein Leben, was verwehte wie ein Nichts, von dem so nichts übrig blieb; nein, die da vor einem Leben steht voll reichzuerstrebender Früchte. O nicht einen Augenblick schiebe das Streben auf! Schlimmes Vorurtheil, das da meint, die Jugend sei die Zeit der Thorheit und des Genusses, nein, die Jugend ist die Zeit des Gedankens und der Thatkraft. Die Jugend muß den Grundstein legen, muß die Idee des Kunstwerkes deines Lebens schaffen. Deines Lebens, das gleich einem

chönen Dom zum Himmel flammen soll, geziert durch Ernst und Scherz, durch Blumen und Vögel, durch die ganze schöne Gotteswelt, und erfüllt von den Heiligen des Himmels und dem Geiste, der da bleibt in Ewigkeit. Daß es kein Leichtes ist? Ja freilich! „Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern." Die Kraft, die du vom Herrn empfingst, mußt du verwenden: entweder nimmt das Leben sie dir in kleinen Dosen ab, oder mit heiligem Willen fassest du sie zusammen und weihst sie der Ewigkeit.

Ernst war bis jetzt nur zum Wollen, nicht zum Vollbringen gekommen, er schob es noch von sich ab, und ließ das Leben an seiner Kraft zehren.

O du langweiliges Himmelsblau, das ihn groß gezogen! o du Schlaraffenland, das seine Trägheit gepflegt, das ihm dargeboten, was nur immer Herz und Mund begehren konnte, so daß ihm Hunger und Durst vergangen. Wird nicht bald ein Ungewitter daherziehn? ihm gnädig unter die Arme greifen, in brausenden Stürmen ihn auf des Lebens Höhen und Tiefen führen? Da auf einer Einöde wird er sich selbst, und was er vermag, erst schätzen lernen.

Nachdem Käthe Ernst verlassen hatte, eilte sie zum Schlosse hinaus den Hügel hinunter. Durch einen Diener hatte sie Susa bitten lassen, ihr dahin zu folgen. Sie fühlte sich unendlich unglücklich, das undenkbarste Geschick war über sie hereingebrochen, der Rest ihrer Tage verfinstert. In dieser Stimmung fand sie Susa.

Käthe, was machst Du schon hier? fragte Susa.

Käthe erzählte so ruhig, als es ihr möglich war, daß Ernst im Schlosse sei und sie ihn nicht stören wolle. Es war ihr unmöglich, ihr Zusammentreffen zu berichten.

Susa war zu unbefangen, sie merkte nichts, ja sie

schien selbst innerlich lebhaft beschäftigt, denn fröhlich blickend ging sie schweigend neben Käthen her.

Jetzt waren sie am Ufer. — Sieh da drüben unter den Ulmen unseren Kandidaten, ein Buch in der Hand, sagte Susa, das freut mich, ich habe ihn lange nicht gesprochen.

Friedrich blickte auf und sah zu seinem freudigen Erstaunen beide Damen in den Nachen steigen. Von den Wellen getragen, kräftig das Ruder führend, schwebte Käthe im leichten Nachen auf ihn zu. Er war mit Susa bekannt genug, um den Damen beim Aussteigen behilflich zu sein. Käthe reichte ihm die Hand, und ein heißer Strahl durchzuckte ihn. Käthe merkte davon nichts, nicht das Strahlen seiner Augen und die Bewegung in seinem ganzen Wesen. Sie war zu sehr mit Ernst und dem Briefe beschäftigt. Desto wärmer und lebendiger wurde Susa. Sie sprach mit ihm vom schönen Abend, vom Buche, das er in der Hand hatte, dazwischen von den Früchten des Feldes, von den Blumen im Pfarrgarten. Sie fragte nach seinen Plänen für die Zukunft, und er erzählte, daß seine Studienzeit vorüber sei, daß er sich zum Examen vorbereite und es im Winter in Berlin zu machen gedenke. Zu Ostern wollte der Pfarrer in Trauseß sich einen Adjunkt erbitten.

Wenn Fräulein Susanna beim Herrn von Trauseß — sagte er verlegen.

Da kommen Sie zu mir unrecht, entgegnete Susa bedauernd, aber der Herr in Wingen wird etwas vermögen.

Das Gespräch wurde abgebrochen. Käthe, die durch ihre Bläße und ihr stilles Wesen Friedrichs theilnehmende Blicke schon mehrere Male auf sich gezogen, begegnete eben wieder seinen großen theilnehmenden Augen. Der Blick that ihr wohl, sie wußte nicht warum. Sie betrachtete jetzt Fried-

rich aufmerksamer und verwunderte sich über sein eigenthümliches Wesen. So ohne jeden Rückhalt gab er sich, es war als ob er keinen Gedanken zu verbergen hatte, und trotzdem er sehr gescheite Sachen sagte, hatte er einen kindlich unbefangenen Ausdruck in den Zügen. Eben bewunderte er mit Susa einen Schmetterling, der sich auf Susas Blumen setzte, Käthe bewunderte mit, und es währte nicht lange, da sprach sie so zutraulich mit Friedrich, als ob er ihr schon längst bekannt sei. Sie erzählte von der Herrnhuter-Pension, schilderte das Leben dort so schön, und Friedrich sog jedes Wort von ihren Lippen auf. Als sie erwähnte, daß sie leider kein Choralbuch unter ihren Noten habe, bot sich Friedrich an, ihre Lieblings-Choräle abzuschreiben und ihr zu schicken. Käthe nahm das freudig an.

Glücklicher Friedrich! er durfte Noten schreiben für die Angebetete. Kaum nach Haus gekommen, setzte er sich dabei und schrieb bis spät in die Nacht, und Susa und Käthe warteten heute vergebens auf das Flötenkonzert.

Am andern Morgen war Käthe schon früh im Garten. Susa traf sie dort.

Nun bist Du wieder so früh auf? sagte sie vorwurfsvoll, Du solltest den Abend keinen Thee trinken, Du hast die Nacht wieder unruhig geschlafen und siehst mir wie verstört aus.

So kann ich es ja lassen, entgegnete Käthe.

Du bist ein gutes Kind, fuhr Susa fort, und wenn Du ganz besonders vernünftig sein und Dich nicht gleich stundenlang an das Klavier setzen willst, so gebe ich Dir die Rolle Noten, die der Kandidat eben geschickt hat.

Käthe nahm sie und freute sich darüber, aber nicht so lebhaft als Susa es erwartet hatte. Käthen Vorwürfe darüber zu machen, war Susas Sache nicht, aber sie konnte es nicht lassen, Friedrichs Großmuth herauszustreichen.

Es ist doch gut, daß es noch Menschen giebt, die eines Opfers fähig sind, sagte sie eifrig: Der gute Müller! Da hat er die Nacht hindurch geschrieben, um uns eine Freude zu machen, und sein ganzes Gesicht strahlte vor Vergnügen, als er vor mir stand und mir die Rolle gab. Ich drückte ihm auch die Hand und sagte ihm: Sie sind wohl immer vergnügt? Ich sah Sie noch nie anders als mit dem glücklichen Gesicht. Und er sagte wieder: Ja, das ist wahr, von allen Seiten überkömmt mich nur Glück. — Da hätt ich beinahe auflachen mögen, so komisch klang es mir im Augenblick, denn eben hatte Lisbeth mir erzählt, wie die Frau Pastorin ihr geklagt habe, daß Friedrichs Kleider und Wäsche gar so schlecht. Das Geld wäre auch nur noch ganz knapp und reichte kaum, daß er könnte die Examina machen, und wenn er nicht bald ein Unterkommen fände, müßt es ihm traurig gehen. Dazu mußt Du wissen, hat er seine Jugend auf dem dürren Boden der Entbehrungen verleben müssen, in den Schranken einer strengen Schulzeit, ohne Eltern- und Geschwisterliebe, es hieß da: hilf dir selber. Aber das ists gerade, wenn ich Knaben zu erziehen hätte, sie sollten in Entbehrungen und im angestrengten Fleiße ihre erste Jugend verleben, damit, wenn sie nun reif sind zum Sehnen, Hoffen und Schauen, sie ein frisches unberührtes Herz der schönen Gotteswelt entgegen bringen, und nicht, wenn sie zu leben erst anfangen sollen, übersättigt und lebensmüde sind. Käthe, als Friedrich so vor mir stand in seinem unendlichen Glücke, trat Ernst in den Garten. Wie

er uns grüßte und wie er aussah, ich kanns Dir nicht sagen, aber er that mir im Herzen weh.

Ernst ist hier? fragte Käthe.

Ja er ist im Gartensaal, fuhr Susa unbefangen fort, — ein seltener Besuch. Ueberhaupt verstehe ich ihn jetzt nicht, und ich fürchte, er treibt sich etwas in der Wildniß umher, der arme Junge.

Käthe hatte eine Antwort auf den Lippen, aber sie schwieg und ging mit etwas schnelleren Schritten neben Susa dem Hause zu. Als sie aus dem letzten Bosquet traten, schwang Ernst sich eben aufs Pferd und sprengte davon. Käthen fuhr es bange durch das Herz, Ernst hatte sie von der Seite wohl gesehen, aber sie nicht gegrüßt.

Da reitet er nun hin, fuhr Susa fort, er hat Abschied genommen, eine Gebirgsreise will er machen und dann für den Winter in Berlin bleiben. Onkel und Tante können das nicht begreifen: kaum ist er in Ruhe, da treibts ihn wieder fort; aber es ist mir klar, das Verhältniß mit Adelheid wird ihm über den Kopf gewachsen sein.

Käthe hatte Mühe ihre Bestürzung über Ernsts Abreise zu verbergen; sie entgegnete wenig und verließ jetzt Susa. Auf ihrem Zimmer setzte sie sich an das Instrument, schlug die Noten auf, aber spielte nicht. Sie dachte nur an Ernst. — Sie hatte gehofft ihn bald zu sprechen, ihn um Verzeihung zu bitten; ja wenn sie nur nicht im Garten war, sie hätte es gewiß heut möglich gemacht. Nun war es zu spät, er war fort. Susa hatte Recht, daß Adelheid ihn fortgetrieben, daß aber Käthens Brief ihn dazu veranlaßt wußte Susa nicht. Käthe las ihn wieder durch und war entsetzt, was sie da geschrieben. Ernst, der gewiß unschuldig war, mußte ihr auf ewig gram sein, und auch wegen Adelheid machte sie sich Vorwürfe: wie gehässig hatte sie

von ihr gesprochen. — So ein erster großer und dazu selbst verschuldeter Schmerz liegt schwer auf der Seele.

Der September brachte sonnige frische Herbsttage, der Onkel ging täglich auf die Jagd, die Tante benutzte sie zu ihren Kränzchen und andern Besuchen, so daß Käthchen und Susa sich viel selbst überlassen waren. Käthchen lebte wie sie wollte, und wäre gewiß ganz glücklich gewesen, wenn der Vorfall mit Ernst ihr nicht auf der Seele gebrannt hätte. Der Tante Susa suchte sie diese Stimmung zu verbergen, sie scherzte mit ihr, folgte in ihre höheren Betrachtungen und theilte vergnügt alle die kleinen Absonderlichkeiten ihres Lebens. Auch am Verkehr mit Friedrich nahm sie der Tante zu Liebe Theil, sie schickten sich gegenseitig Bücher, theilten sich auf Spaziergängen ihre Meinungen darüber mit, schwärmten mit einander in den Schönheiten der Litteratur, und nach und nach fand Käthchen auch für sich selbst Gefallen an dem Umgang mit Friedrich. Susa, die sich so erfahren in Herzenssachen meinte, merkte nichts von Friedrichs stiller Gluth, und nach ihrer Ansicht, daß junge Mädchen nicht genug mit gebildeten Männern verkehren könnten, begünstigte sie in jeder Art das Zusammensein der beiden jungen Leute.

Aber auch mit Wingen war der Verkehr lebhafter geworden. Adelheid war unwohl, der Arzt erklärte es für bloße Nervenschwäche und rieth vor allen Dingen zu ansprechenden Zerstreuungen. Clemens in seiner großen Liebe und Theilnahme suchte jede Gelegenheit zu solchen Zerstreuungen auf, und bat auch Käthchen und Susa oft herüber, weil Adelheid, eigensinniger und launiger als je, sich selten zu einer Fahrt nach Wingen entschließen konnte. Käthchen und Susa kannten den Grund dieser Stimmung und waren mit-

leidig genug, ihre Launen deshalb zu ertragen. Käthchen besonders, im Gefühle ihrer Schuld gegen Adelheid, suchte mit der größten Geduld ihre Liebe zu gewinnen. Clemens sah es, es rührte ihn. Wenn er schon früher zu ihr sich hingezogen fühlte, schenkte er ihr jetzt sein ganzes Vertrauen, und oft, wenn Adelheid sich unwohl, wie sie sagte, in ihr Zimmer schloß, saßen beide im traulichen Gespräch neben einander.

Ich bin doch nach gerade ein alter Bursche, sagte er einst zu ihr, aber Käthchen, ich kann Dir nicht sagen wie mir Adelheids Benehmen an das Herz geht. Es ist, als ob sie mir jetzt lieber wäre, als vor zehn Jahren, da ich um sie warb; und was mich am meisten bewegt, ist das Gefühl, daß ich schuldig an Adelheids Stimmung bin.

Käthe wollte ihn davon frei sprechen, aber er klagte sich an, nicht genug für sie gelebt zu haben, da sie doch ihre Jugend an sein einsames Landleben gekettet. Und er hatte nicht Unrecht in diesem Gefühl.

Clemens hatte sich in Adelheid verliebt, als sie mit kaum sechszehn Jahren aus einer Berliner Pension kam, in der sie nicht eben die beste Ansicht über Liebe und Ehe eingesogen. Seine Werbung schmeichelte mehr ihrer Eitelkeit, als daß sie ihr kindisches Herz gerührt hätte, und ihre Eltern, so vortrefflich sie waren, hatten die Kraft nicht, ihre einzige Tochter richtig zu leiten. Adelheid sprach das Ja und ward Clemens Frau. Clemens Liebe war tief und wahr, ihre frische, kindliche, aufrichtige Natur entzündete ihn, und seine Liebe sah gern über die Fehler hinweg, die, hätte er aufmerksamer über sie gewacht, er vielleicht mehr im Keim hätte unterdrücken können. Er war zu ruhig und wenig reizbar, Adelheids Fehler amusirten ihn mehr, als daß sie ihn betrübt hätten. So gingen mehrere Jahre hin,

jedermann hielt diese Ehe für glücklich, und sie war es auch. Aber — kinderlos wie sie blieb — nahm sie nach und nach einen immer einförmigeren Charakter an. In Adelheid lag nicht Spannkraft genug, Clemens im gleichen Feuer zu erhalten, sein Flegma gewann die Oberhand, und er konnte Tage und Wochen lang Adelheid ihren eigenen Weg gehen lassen.

Das machte sich Clemens jetzt zum Vorwurf, er glaubte, daß sie sich gegrämt und geärgert über sein Wesen, und dadurch so reizbar und nervenkrank geworden. Wohin seine Vernachläßigung die unselbständige und flatterhafte Frau geführt hatte, ahnete er freilich nicht. Adelheid hatte nie gelernt sich selbst zu beschäftigen, und lebte auf in Entzücken, als Ernst nach beendigten Lehr- und Wanderjahren nach Trauseß kam und in die Langeweile ihres einförmigen Landlebens die reichste Abwechselung brachte. Sich für ihn zu interessiren war ein kleiner Schritt, und es bedurfte nur seiner Abreise, so redete sie sich vor, daß sie ihn liebe und daß sie ohne ihn nicht leben könne. Clemens neuangefachte Liebe, seine doppelte Aufmerksamkeit, die Geduld, mit der er ihre Launen ertrug, die Aufopferung, mit der er jeden ihrer Wünsche zu erfüllen suchte, konnte ihr Herz nicht unberührt lassen, ja wenn er ihr in männlicher Schönheit gegenüber saß, wenn sein volles Liebesauge auf ihr ruhte, er sie mit zarter Sorgfalt hegte, da schlug es wohl wie ein Vorwurf an ihr Herz, sie wandte sich ab, ihre Thränen zu verbergen, und ihr Herz ahnete, daß es noch etwas Besseres gäbe, als was sie für Ernst bis jetzt gefühlt. Das waren aber nur seltene Regungen ihrer besseren Natur, und dann konnte sie wieder mit Eigensinn und trüben Stimmungen Clemens nur um so übler quälen. Und als nun gar der Herbst mit seinen schönen Tagen vorüber war, und Wege und Wetter jedem Landbe-

wohner das Leben erschwerten, war es kaum zu ertragen, und Clemens sann ernstlich auf Mittel, wie dem abzuhelfen sei.

An solch einem Tage, wo Schnee und Regen durch einander wirbelten, ritt er nach Anderweil. Käthe stand in der Tante Stube am Fenster, in traurige Gedanken vertieft. Auch ihre schönste Zeit war mit dem Sonnenschein und mit den hellen Tagen vergangen. Hatte sie bis dahin noch in allerlei Streifereien ihrer Jugendlust genügen dürfen, so war sie nun fast ganz in die Nähe von Onkel und Tante gebannt. Der Onkel quälte, seitdem die Hühnerjagd vorüber war, das ganze Haus mit seinen Launen, und Käthe hatte die Anweisung ihn zu unterhalten. Sie mußte ihm vorlesen, singen und Piquet mit ihm spielen. Dabei kaprizionirte sich jetzt auch die Tante, die das Wetter wohl gleichfalls langweilen mochte, sich spezieller um Käthen zu bekümmern. Käthe mußte bei ihr zeichnen, malen, Musik üben, und es waren dies rechte Prüfungsstunden. Tante Susa war mit den Herbstunruhen in der Wirthschaft beschäftigt und konnte ihr wenig zur Seite stehen. Friedrich war seit Ende Oktober nach Berlin gereist und der Verkehr mit ihm natürlich abgebrochen. So blieb nur Clemens übrig, dessen Besuche Käthchens größte Freude in dem trübseligen Einerlei waren.

Auch heute begrüßte sie ihn freudig, als seine dunkele Gestalt durch das Treiben des Wetters sichtbar wurde, und als er nun vor ihr stand mit dem treuherzigen Gruß, ward es ihr leicht um das Herz und heimisch in der großen düstern Stube.

Frau von Anderweil, die mit Consequenz Adelheids Partei zu halten suchte, erkundigte sich mit großer Theilnahme nach deren Wohlbefinden.

Clemens, der meistens nur traurig zu solchen Erkundigungen sah, lächelte heute. Ich habe nun das Mittel, das Adelheid kuriren soll, gefunden. In vier Wochen gehn wir nach Berlin, denkt Euch, ich habe mich zum Reisen entschlossen, aber ich thue es diesmal gern, denn Adelheid ist glücklich und vergnügt in diesem Gedanken. Sie soll mir diesen Winter hier nicht verkümmern, und ich mache mir jetzt große Vorwürfe, daß ich ihrer Jugend nicht schon früher mehr Vergnügen zu verschaffen wußte.

Gut, lieber Clemens, daß Du zur rechten Zeit zur Erkenntniß gekommen bist, sagte die Tante scharf. Ist es nicht ein entsetzlicher Egoismus der Männer, wenn sie nur für sich leben und sich in die zarteren Eigenthümlichkeiten und Wünsche der Frauen nicht zu finden wissen? — Der Onkel bewegte sich unwillig im Lehnstuhl, weil er merkte, daß ihm jetzt eine indirekte Strafpredigt gehalten werde. Die Tante aber fuhr fort: Eine Frau, die ihr Herz, ihre Jugend, ihr ganzes Leben dem Manne weiht, für die kein Wirkungskreis nach außen hin sich eröffnen kann, was soll sie machen, wenn der Mann sie rücksichtslos behandelt und ihr Herz zurückstößt? Sie muß am Leben verzweifeln, oder sie muß, wie es freilich nur wenige Frauen giebt, — setzte sie mit einigem Selbstbewußtsein hinzu, — sie muß einen kräftigen Geist haben, der sich ein selbständiges Leben zu schaffen weiß und in sich selbst Genüge findet. Eine solche ist freilich Adelheid nicht.

Clemens nahm diese Ermahnung sehr willig an, er versicherte, daß dies ganz seine Meinung sei, und daß er es durch die That beweisen werde. Wie leid thut es mir nur, daß ich nicht gleich abkommen kann, — fügte er hinzu, — aber ich wüßte doch niemand, mit dem ich Adelheid vorausschicken könnte.

Wenn mein Gemahl meinen Wünschen nicht entgegen

ist, hätte ich einen Vorschlag zu machen, der mich längst beschäftigt hat, versetzte Frau von Anderweil.

Der Gemahl, durch die letzte Strafpredigt vorbereitet, versicherte ärgerlich, daß er gar nichts dagegen habe.

So gehen auch wir einige Monate nach Berlin, fuhr Frau von Anderweil fort. Die schmutzigen Monate sind hier unerträglich. Wir sehen uns in der Residenz um, Käthchen erhält dort den ihr in manchen Stücken noch so höchst nöthigen Unterricht, und Adelheid begleitet uns unter meinem Schutze.

Clemens war sehr erfreut über diesen Vorschlag. Herr von Anderweil hatte auch nichts dagegen, und Käthens Herz jubelte im Stillen hoch auf. Ernst war ja dort! schon seit vier Wochen — und sie wird ihn dort finden, sie kann das Versäumte nachholen und wird die Last von ihrer Seele los.

Nach den nöthigsten Verabredungen eilte Clemens nach Wingen, um Adelheid mit der Nachricht zu beglücken, und Käthe suchte Tante Susa auf, um sie mit der Neuigkeit der bevorstehenden Reise zu überraschen.

Für uns gefällt mir diese Reise schon, sagte Susa, aber daß Clemens die Adelheid mit schickt, gefällt mir nicht.

Du fürchtest für Adelheid? fragte Käthe. Sagtest Du nicht erst neulich, daß Adelheid mehr vom Eigensinn als von der Liebe leide?

Ich fürchte auch nicht wegen Ernst, gar nicht, aber ists wohl ein rechtes Mittel, wenn Clemens sich in neuer Liebe mit ihr einigen will, daß er sie von sich läßt? Käthe, die Gelegenheit hat Dich mit Dingen vertraut gemacht, die gar nicht für Dein Alter passen, —

Die ich aber wohl zu fassen vermag, weil ich von Grund aus so vernünftig bin, — fügte Käthe etwas sarkastisch hinzu.

Das ist wahr, fuhr Susa ernsthaft fort: Du siehst hier in eine Ehe hinein, wie es hunderte giebt, nur daß die Frau selten so verzogen und eigensinnig, sich eher fügen lernt, und der Mann selten sich so viel gefallen läßt als Clemens. Er geht nun in seiner Liebe zu weit, Adelheid kann das nicht vertragen.

Was soll er aber machen? warf Käthe ein.

O, auftreten! recht ernstlich. Adelheid ist unselbständig, wie die meisten Frauen, und ließe sich wohl leiten. Einem vernünftigen Manne gegenüber kann keine Frau etwas ausrichten.

Ich glaube, Du hast Recht, Susa.

Nicht wahr? und sehnst Dich wohl schon nach einem vernünftigen Manne, um Dich zu fügen?

Ja; ich fürchte aber, es giebt wenige.

So füge Dich fürs erste andern Leuten, das wird Dir auch schon heilsam sein. Aber ich sage Dir, wenn Clemens der Adelheid so kräftig gegenüber stände, und von ihr forderte, daß sie sich beschäftigt und in der Welt nützlich macht, ihr einen Wirkungskreis anwiese und ernst und strenge wäre, wo es sich gehört: da würde seine Liebe ihr auch viel mehr Eindruck machen, und er brauchte sie nicht in die Welt zu schicken. Sie entwöhnt sich immer mehr von ihm, und es wird nach dem Stadtleben hier in der Einsamkeit schlimmer sein, als je.

Susa, Du bist heut übler Laune, weil Du keine Kalvillen in den Apfelkeller einzuräumen hattest, scherzte Käthe.

Das ist mir allerdings nicht lieb, denn ohne Kalvillen fehlt dem Keller doch die gehörige Würde, entgegnete Susa.

Am ersten Tage ihrer Ankunft in Berlin saß Käthe zwischen Koffern uud Schachteln, nicht in der angenehmsten Stimmung. Aus der Ferne hatte sie sich das Glück, hier zu sein, so schön ausgemalt, und jetzt war es ihr fast bange zu Muthe. Susa, vergnügt und zufrieden wie immer, packte ein und aus und forderte auch Käthen zur Arbeit auf.

Merke Dir das, mein Kind: Melancholie ist am leichtesten durch Arbeit zu vertreiben. Wenn es Dir so weltschmerzlich zu Sinne werden will, fasse tüchtig zu, thue etwas Handgreifliches, etwas der Welt zum Nutzen oder zur Freude. Jetzt würdest Du mich zum Beispiel sehr erfreuen, packtest Du Deine Necessaires und Privatschachteln bei Seite. Zugleich geht Dir die Zeit hin, und ein Täßchen Thee wird Dir zur Belohnung dann sehr wohl schmecken.

Käthe folgte der Tante Rath und mit gutem Erfolg. Rüstig half sie ihr beim Ordnen des mangelhaften Hausstandes und fand jetzt in jeder Unvollkommenheit Stoff zum Scherzen und Lachen. Die Zeit ging ihr dabei so schnell hin, daß der Bediente an die Theestunde erinnern mußte. Fröhlich eilte sie in die Zimmer von Onkel und Tante.

Sie fand wider ihr Erwarten dort zwei Herren, und als der Tante Blicke scharf musternd von Kopf bis zu Fuß über sie hinglitten, fühlte sie sich in tiefster Verlegenheit. Es fiel ihr jetzt erst ein, daß beim Kramen und Ordnen ihre Toilette gelitten haben könne. Die Tante hatte auf der Herreise erst von den Rücksichten gesprochen, die ein Residenzleben fordere, wie wichtig das erste Auftreten in der Welt oft für das ganze Leben sei, und in dem Sinne mehr. Käthe versprach dagegen mit vielem Pathos, den Damen der Residenz ein Muster in Hinsicht der Toilette und des äußeren Erscheinens zu sein. Die Tante hatte so gnädig dazu gelächelt, und jetzt stand Käthe im verstäubten Reisekleid, Manchetten und Che-

misette chiffonirt, das Haar in nicht besonderer Ordnung, vor ihr. Dazu erschien eben Adelheid in der andern Thür in sehr gewählter Toilette.

Das allgemeine Begrüßen und Vorstellen kürzte diese Prüfungszeit ab.

Graf Rhön, ein Vetter von mir. Und hier Vetter Ernst, — sagte der Onkel.

Ernst grüßte Käthchen gleichgiltig wie eine Fremde, und sie mußte zwischen beiden Herren Platz nehmen.

Wie hatte sie sich nach diesem Augenblicke gesehnt, Ernst zu sehen und zu sprechen, und jetzt ängstigte sie seine Nähe, schon bei dem Gedanken, ihn anzureden, schlug ihr Herz. Womit sollte sie anfangen? Er sah gar so gleichgiltig aus. Dazu saß Adelheid neben ihm mit strahlenden Zügen und suchte eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen. Zu noch größerer Verlegenheit wurde sie von der Tante aufgefordert, den Thee zu machen. Um sich als Künstlerin zu zeigen, hatte die Tante an allem, was Käthe angriff, etwas auszusetzen. Käthe beherrschte sich so viel als möglich, aber der Tante Bemerkungen hatten doch endlich die Folge, daß sie unsicher ward und sich nun in wirklicher Ungeschicklichkeit das siedende Theewasser über die Hand goß. Sie zuckte zusammen, aber bekämpfte sogleich den Schmerz, trocknete das Wasser mit dem Taschentuche ab und versicherte lachend, daß es nichts zu bedeuten habe. Sie verbarg die sich röthende Hand unter einer Tapisserie-Arbeit und nahm Theil an der Unterhaltung, in die Graf Rhön sie mit vieler Geschicklichkeit hineinzuziehen wußte. Ein bittersüßes Lächeln, Folge des Schmerzes, gab ihrem Gesicht einen eignen Reiz, Graf Rhön fand sie so pikant, so schön als möglich, und saß in Feuer aufgegangen neben ihr.

Ernst warf zuweilen beobachtende Blicke auf des Gra=

fen unendliche Liebenswürdigkeit, ja selbst Adelheid ward aufmerksam, wandte sich nach und nach von Ernst und nahm an der allgemeinen Unterhaltung Theil.

Nach einiger Zeit trat Susa ein. Käthe hatte schon mit Ungeduld auf sie gehofft, in Susas Beisein mußte es ihr leichter werden, mit Ernst anzuknüpfen. Aber Ernst, der schon einige Mal mit einer gewissen Unruhe nach der Uhr gesehen, benutzte die Störung, die dies Eintreten verursachte, und empfahl sich.

Käthens Glück und Freude war für heute Abend aus. Sie hörte kaum noch nach dem Gespräche, nur als Ernst dessen Gegenstand ward, wurde sie wieder aufmerksam.

Wie anders habe ich mir Vetter Ernst gedacht! sagte Graf Rhön.

Wie so? fragte Frau von Anderweil.

Er trägt seinen Namen in der That, ich habe ihn kaum reden hören.

Ein Mensch, der kein Maaß zu halten weiß, erwiderte Frau von Anderweil, fällt leicht in jedes Extrem. Allerdings war er heute sehr langweilig. Und wir hörten schon, daß er hier in Berlin den Vernünftigen spielt.

Dieser junge Mensch hat einen vielseitigen Charakter, fügte ihr Gemahl hinzu. Uebrigens ist er mir in dieser forcirten Solidität unangenehmer, als wenn er seinen dummen Dingen nachgeht, weil man weiß, daß es jetzt doch nicht viel mehr àls Heuchelei ist.

Sage das nicht, lieber Bruder, fiel ihm Susa freundlich in das Wort. Ich kann mir sehr gut denken, daß ein Mensch, der etwas unruhig gelebt, dabei aber ein gutes Streben hat, sich plötzlich zur Solidität forcirt, wie Du es nennst. Allerdings erscheint mir bei Ernst dieser solide Rap-

tus weit gefährlicher, als wenn er sich gehen läßt in seiner Natur. Da versteht er sich doch, weiß was er will, und kann mit ernstem Willen auch zum rechten Ziele kommen. Aber jetzt ist er seiner Natur fremd geworden, er greift zu fremden Theorien, die er sich nie wirklich aneignen wird. Ich kenne solche Perioden in seinem Leben, sie gehören nicht zu den glücklichsten.

Das ist meine Ansicht nicht, nahm Frau von Anderweil mit eisiger Kälte das Wort. Ich ziehe jedes solide Wesen den Fatastereien vor.

Wir sind aber nicht bestimmt auf gleichen Wegen zu wandern, versetzte Graf Rhön mit Geläufigkeit. Ein jeder sehe wie ers treibe, sagt der große Göthe, und er hat wahrlich Recht. Die Genies können nicht gleichen Schritt mit uns halten, aber im Ganzen, meine gnädigste Frau, bin ich Ihrer Meinung, daß so unruhige Naturen meistens unglücklich und bedauerlich sind.

Susa leuchtete ihn mit ihren klugen Augen an und sagte bestimmt, aber ohne alle Gereiztheit: Die verschiedenen Naturen können sich wohl kaum an einander messen, man sollte das Bestreiten lassen. Der liebe Gott hat seine Kinder ziemlich gleich ausgestattet. Dem einen gab er Genie, dem zweiten andere gute Gaben: wenn sie es richtig anfangen, können sie beide glücklich sein. Nur muß der Praktikus kein Genie und das Genie kein Praktikus sein wollen, und Gott der Herr möge unseren Ernst vor allen hausbackenen Lebensansichten bewahren.

Frau von Anderweil sah sie scharf an, Susa hielt diesen Blick ruhig aus, und Graf Rhön hatte die Unterhaltung bald wieder zur gründlichsten Oberflächlichkeit hingezogen.

Während dessen ging Ernst mit schnellen Schritten durch die düstern Straßen. Es war ein rechter Novemberabend, das trübe Laternenlicht spiegelte sich in den überfließenden Trottoirs, Wind und Regen sausten dem einsamen Fußgänger entgegen. Fest in den Mantel gewickelt, eilte er nach einem entlegeneren Theile der Stadt. Er betrat ein stattliches Haus, stieg eine Treppe hinauf und zog die Glocke. Ein Mädchen öffnete ihm.

Frau vom Cramseck zu Haus?

Aufzuwarten.

Ernst legte die nassen Oberkleider ab, das Mädchen öffnete die Entree. Eine Dame im dunkelen seidenen Hauskleide kam ihm entgegen. Sie begrüßte ihn mit einer gewissen biederen Vertraulichkeit, und schien dann Anstand zu nehmen, ihn in das Wohnzimmer zu führen.

Ich störe doch nicht? fragte Ernst.

Frau von Cramseck lachte. Ja und nein, wie man es nehmen will, liebster Trauseß. Die kindische Agnes nämlich sitzt vertieft in ihrer Puppenwirthschaft. Nur um sie einmal wieder zu ordnen und dann ganz fortzupacken, versicherte sie mich; aber Stunden sind darüber hingegangen, sie hat sich davon noch immer nicht trennen können. Ihr Erscheinen, liebster Freund, wird sie erschrecken und beschämen.

Warum aber? fragte Ernst dringend, ich finde das sehr liebenswürdig von Fräulein Agnes, und bitte jetzt um so mehr mich einzulassen, mir wird das Spiel Vergnügen machen.

Frau von Cramseck führte ihn in ein Nebenzimmer, durch die offene Thür sah er ein reizendes Bild und blieb verwundert stehen.

Agnes, ein Mädchen von höchstens siebenzehn Jahren,

kniete vor einem kleinen Tische, der mit verschiedenen Puppen und Puppengeräthschaften bedeckt war. Hals und Arme waren entblößt, im Knien zeigte sich die feine Taille, die weichen Formen halb von der Seite, die langen lichtbraunen Locken waren an den Spitzen aufgenommen und hinten am Kopf befestigt, und die kindlichen Umrisse ihres Gesichtes wurden dadurch nur noch mehr hervorgehoben. Sie hielt eben ein Selbstgespräch.

Du unordentliche Anna, sorgst schlecht für die gnädige Frau, hast den Burnus nicht aufgebügelt. Nun? wo sind die Negligé-Mützen? Und Sie, meine Gnädigste, so chiffoniren Sie doch den neuen Pariser Schwal nicht so grausam.

Während Ernst mit Entzücken das schöne Mädchen betrachtete, warf Frau von Cramseck mit ihren kleinen stechenden Augen scharfe beobachtende Blicke auf den jungen Mann. Sie schien mit dem Resultate zufrieden, nahm ihn jetzt bei der Hand, indem ihre Züge wieder den offnen, biedern Ausdruck gewannen, und führte ihn in das Wohnzimmer.

Bei ihrem Eintreten sprang Agnes auf. Halb verwirrt, halb ärgerlich rief sie: Mama! —

Ernst entschuldigte sein Eindringen, bat so inständig um Verzeihung, nahm so großes Interesse an diesem Jugendspiel, daß sich Agnes endlich beruhigt zeigte.

Nun aber schnell, Agnes, packe die Sachen fort, sagte die Mutter, es könnte noch mehr Besuch kommen.

Agnes schickte sich an, der Mutter Wunsch zu erfüllen, Ernst erbot sich ihr zu helfen, und Agnes nahm das lachend an. Sie knieten nun beide an dem kleinen Tische und bemühten sich, die Sachen in verschiedene Schränkchen und Kasten zu ordnen. Wo Ernstens Ungeschicklichkeit etwas nicht gelang, halfen Agnes feine Fingerchen nach, es war

unvermeidlich, daß sie ihm dabei näher kam, daß ihre Locken wohl gar seine Wange berührten, und sein Herzblut pulsirte schneller, seine Augen leuchteten immer heller.

Die wichtige Arbeit war endlich unter vielem Scherzen und Lachen beendigt, und Frau von Cramseck lud jetzt zum Theetisch ein. Beide standen auf und die kleine zierliche Agnes erschien neben dem großen Ernst beinahe selbst wie ein Püppchen.

Ich bedanke mich schön! sagte sie mit künstlichen Knixen, schüttelte in übermüthiger Lust die Locken und tanzte zum Theetisch.

Mit Erlaubniß, Mama, das Sammethütchen muß noch fertig, sagte Agnes mit einiger Wichtigkeit: da fehlen die Bindebänder, ich kann es nicht über das Herz bringen, es so in den Schrank zu setzen.

Thue, mein Kind, was Du nicht lassen kannst, erwiderte die Mutter. Diese pedantische Ordnung, wandte sie sich zu Ernst, könnte mich oft ärgerlich machen, sie ist wirklich geeignet ihre Umgebungen zu quälen.

Tadeln Sie das nicht, sagte Ernst eifrig. Ordnung ist ja jetzt bei jungen Mädchen eine Kapital-Tugend und verdient einen Orden.

Frau von Cramseck schlug die Augen nieder und lächelte leicht hin. Es würde mir auch nichts helfen mich darüber zu beklagen, fuhr sie fort: der Agnes ist dieser Sinn angeboren. Von mir hat sie ihn nicht geerbt, ich habe ihn mir mit großen Kämpfen aneignen müssen. Mein Mann war Militär, ihn würde jede Art Unordnung zur Verzweiflung gebracht haben, ich fügte mich in seine Pedanterien, — was thut die Liebe nicht! — Sie seufzte und warf zugleich wieder einen forschenden Blick auf Ernst, der gar nicht mehr

auf ihre Worte hörte, sondern seine Aufmerksamkeit ganz auf Agnes gerichtet hatte.

Lassen Sie es sich immer gefallen, daß man Sie eine Pedantin schilt, sagte Ernst scherzend.

Wenn mir Orden zur Belohnung dafür werden, recht gern! entgegnete Agnes.

Agnes wollte jetzt zur Scheere greifen, Ernst beeilte sich sie ihr zu reichen, und drückte bei diesem Begegnen die Nähnadel in ihren Finger. Au weh! rief sie halb scherzend, halb weinerlich, zog die Nähnadel heraus und eine helle Blutsperle quoll auf die weiße Fingerspitze. Ernst war erschrocken und trocknete mit seinem weißen Tuche das Blut.

Wie können Sie mich so verwunden? sagte Agnes anklagend, indem ihre Augen doch sehr versöhnend unter den langen Wimpern hervorblinzelten.

Ernst, obgleich er wußte, daß die Wunde weder schmerzhaft noch gefährlich sei, meinte doch, er hätte der Geliebten ein großes Unrecht gethan. Liebende haben gern etwas gut zu machen, er that es mit so schönen Worten, und Agnes verzieh so gern.

Doch als das Rührende der Sache sein Recht gehabt, begann Ernst sie zu necken.

Eine Soldatentochter, Fräulein Agnes, müßte doch den Schmerz heroischer ertragen.

Warum das? ich finde es viel bequemer zu schreien, wenn mir etwas weh thut.

Ernst erzählte jetzt, wie Käthe sich heut Abend das siedende Theewasser über die Hand gegossen, ohne einen Laut hören zu lassen, daß sie eine halbe Stunde mit der sehr gerötheten Hand neben ihm gesessen und ruhig gearbeitet habe.

Ist das die Pflegetochter Ihres Herrn Onkels in Anderweil? fragte forschend Frau vom Cramseck.

Dieselbe, erwiderte Ernst.

Daran nimm Dir ein Beispiel, mein Kind! ermahnte sie die Tochter, — Dein weiches Herz pflegt stets mit Dir durchzugehn. Ich weiß nicht, fuhr sie zu Ernst gewendet fort, man sollte ein Frau nicht zu weichherzig bilden, damit sie in der Theilnahme an den vielen kleinen Schmerzen, die das Leben in ihre Nähe bringt, nicht verkomme. Und doch wieder, — fügte sie seufzend hinzu, — ist ja diese Theilnahme unser Beruf, und ein Genuß für uns. Können wir nichts Großes schaffen, wollen wir wenigstens im Kleinen sorgen und wohlthun.

Der Eindruck dieser Worte, die für Ernstens Weise viel zu sentimental und tugendlich gesprochen waren, wurde durch den einfachen Ausdruck sehr gemildert. Ernst konnte sich überwinden, sich im Einverständniß damit zu zeigen.

Was helfen alle diese Erziehungsfragen! rief Agnes lachend: meine Erziehung ist, Gott sei Dank, seit vergangenen Ostern vollendet.

Und zu allgemeiner Zufriedenheit, hätte Ernst erwidern können, wenn es ihm möglich gewesen wäre, eine gewöhnliche Schmeichelei über die Lippen zu bringen. Er schwieg, doch ersetzten seine Blicke vollkommen die Worte.

Allerdings, nahm Frau von Cramseck wieder das Wort, meine schwachen Kräfte habe ich Deiner Erziehung gewidmet, nun wird das Leben diese Erziehung vollenden, — vielleicht auf etwas unsanftere Art! — Diese Worte wurden wieder von einem Seufzer begleitet.

Ich beuge meinen Nacken schon den Schicksalschlägen, entgegnete Agnes, es wird mir aber erlaubt sein, meinen

Schmerz laut werden zu lassen, jeder Heldenmuth der Art ist mir einmal fremd.

Die Mutter lächelte, aber nicht ohne eine geheime Beimischung, nur der Mutter und Tochter verständlich, und Agnes setzte mit einem leichten Seufzer hinzu: Ich müßte es denn noch lernen. Was ist nicht alles möglich in der Welt! Ich möchte Fräulein von Anderweil darum beneiden.

Um Sie zu trösten, Fräulein Agnes, entgegnete Ernst, muß ich Ihnen gestehen, daß nicht aus Stoizismus allein meine Cousine ihren Schmerz verbiß, vielleicht mehr aus Trotz, um der Tante Vorwürfen über Ungeschicklichkeit zu entgehen.

Die Arme! bedauerte Agnes.

Diese starkgeistigen Menschen entbehren Theilnahme nicht so sehr, fiel ihr die Mutter in das Wort. Sie sprach dann noch mehr in dem Sinne, ohne daß von den jungen Leuten darauf geachtet wurde. Beide waren bald wieder in den leichten Neckereien und Anspielungen vertieft, die der unausgesprochenen Liebe genügen müssen, und sie wichtiger und beglückender dünken, als später die feurigsten Liebesworte.

So war allen die Zeit sehr schnell hingegangen, erst des Wächters Pfeifen erinnerte sie an Mitternacht.

Ernst entschuldigte sich wegen des langen Bleibens. — Es war mir heut so wohl zu Muth, als ob ich auf dem Lande sei, endete er seine Rede.

Sie lieben das Landleben sehr? forschte Frau von Cramseck noch einmal.

Das Landleben ist ja meine Heimath und mein Beruf, auf lange Zeit wüßte ich wirklich in der Stadt nichts anzufangen, — war seine Antwort.

Nichts anzufangen! spottete Agnes. Ein junger Mann

in der Residenz? Sie können das Theater besuchen, Konzerte, Lesekabinete, Gesellschaften. O ich wollte mich schon amusiren!

Spaßvogel! fiel ihr die Mutter in das Wort. Ich habe Dein Entzücken beim letzten Sommeraufenthalt in Schöneberg nicht vergessen. Und wie überaus wohl fühlen wir uns in dieser abgelegenen ländlichen Wohnung, die uns vom städtischen Verkehr beinahe ganz getrennt hat. Die hohen Wogen eines Residenz-Lebens mit den vielen Abwechselungen und Steigerungen versetzen Geist und Gemüth in eine gewisse Abspannung; dagegen ein Stillleben immer gleichen eigenthümlichen Reiz hat, und uns, ohne daß wir es wissen, frisch und lebendig erhält, so daß wir mit wahrer Freude dann an den vereinzelten geselligen Vergnügen theilnehmen.

Gewiß! erwiderte Ernst, dessen Gedankenflug schon zu dem Stillleben in Trauseß geeilt war, und dessen Augen jetzt beim Abschied der Geliebten die heimlichsten Gedanken zu verrathen suchten.

Ernst hatte bald, nachdem er nach Berlin kam, Agnes und ihre Mutter kennen gelernt. Die Schönheit, das naive Wesen des jungen Mädchens zogen ihn an, und Frau von Cramseck machte es ihm leicht, näher in Verkehr mit ihnen zu kommen. Agnes war freilich anders, als er sich früher ein Mädchen seiner Wahl gedacht hatte. Aber er war jetzt auch anders, er wollte anders sein. Agnes kindliches einfaches Wesen sollte ihn vergessen machen sein unruhiges Suchen und Begehren. Agnes war nicht vorherrschend klug und geistreich, diese Tugenden aber schätzte er auch nicht an Frauen. Herzensgüte war ihm das Höchste, und Agnes besaß sie im Uebermaaß. Dabei war sie jung, schön, fröhlich und unbefangen. So schön und liebenswürdig als heute war sie noch nie, heute hatte sie ihn besonders in ihre

warme Nähe gezogen, sein Herz glühte und mit Gedanken der Liebe und der Zukunft beschäftigt, fühlte er Wind und Regen jetzt noch weniger als auf dem Hinwege. Im Hin- und Herwogen der Gedanken fiel ihm der Leute Gerede ein, das ihm Käthchen mit den Anderweilschen Gütern und Namen bestimmt hatte. Schon die Nothwendigkeit, Güter und Namen annehmen zu müssen, hätte ihn von einem Mädchen zurückschrecken können. Wie erwünscht war ihm Agnes Armuth, so konnte er sie mit Reichthum beglücken, ihr so viele Entbehrungen vergüten. Doch auch in anderer Hinsicht verglich er beide. Käthe war geistreich, war schöner und bedeutender in der Erscheinung, sie würde in der Gesellschaft mehr glänzen, aber er wählte ja auch Agnes nur des wahren Werthes, des häuslichen Glückes wegen. Und sollte Käthe einst in Anderweil seine Agnes auch überstrahlen, das könnte ihn nicht stören; nur erhöhte es die Gereiztheit gegen Käthe, die auch neben der Liebe zu Agnes eine Anziehungskraft für ihn behielt.

Seine Gedanken gingen weiter. Er sah in Graf Rhön Käthens Bewerber. Graf Rhön war ein Mann leiblich und geistig verblüht, obgleich er sich den Namen eines schönen Mannes und eine gewisse Jugendlichkeit zu erhalten strebte. Seine Züge waren scharf und abgespannt, sein ganzes Wesen ein künstlerisch erzwungenes, sein Ruf nicht der beste. Dieser Mensch durfte nicht sein naher Vetter werden. Er dachte an Käthens Brief, dessen Eigenthümlichkeiten ihn tief berührt hatten und dessen Wahrheiten er zum Theil nicht ableugnen konnte, obgleich er es nur that, um sich dann wieder mit um so mehr Trotz und Kälte von diesen Geständnissen abzuwenden. Ruhig ins Auge gefaßt, schämte er sich aller dieser widerstrebenden Gefühle. Sind sie nicht eben so viele Thorheiten des unruhigen Herzens, das am Ungewöhn-

lichen den größten Reiz zu finden meint? Fort damit! sprach er ernst zu sich. Wenn er mit Agnes glücklich ist, will er auch mit Käthen sich vertragen, will ihr freundlich und kräftig zur Seite stehen und vor der Tyrannei des Onkels und der Tante sie beschützen. Diese großmüthigen Entschlüsse machten ihm Freude: — so wäre ja alles Störende aus seinen Verhältnissen hinweggeräumt. Denn Adelheid machte ihm wenig Sorge mehr. Nachdem er sie heut in Gesellschaft des Grafen gesehn, war ihm um so sichrer, wovon er sich schon gern überredet hatte, daß sie nie für ihn ein besonderes Interesse gehegt.

Für Agnes und ihre Mutter war dieser Abend ein wichtiger gewesen und erforderte zwischen beiden noch einige Erörterungen.

Als Ernst das Zimmer und Haus verlassen hatte, stand Agnes, die Hände vor die Brust gelegt, seufzend vor der Mutter.

Das war ein glücklicher Abend, mein Kind! sagte diese mit gehaltener Freude.

O Mama, ich liebe ihn doch nur zu sehr.

Mir, mein Kind, kannst Du das wohl sagen; ihm gegenüber nimm Dich aber in Acht, es nur ahnen zu lassen.

Wie werde ich es länger verbergen können!

Es wäre von Dir unerhört unweiblich, ihm das nicht verbergen zu können, — erwiderte heftig Frau von Cramseck. Schon manches Mädchen hat sich so thörichter Weise um ihr Glück gebracht. Wenn Du ihn voreilig fühlen läßest, Du liebst ihn, ist es für ihn nicht Nothwendigkeit, Dich

darum zu fragen, — die Zeit geht darüber hin, das Verhältniß wird ihm am Ende gar langweilig, und er zieht sich zurück.

O Mama, ich werde mich zusammen nehmen, fiel ihr Agnes in das Wort.

Gerade die mädchenhafte Verschlossenheit muß ihn reizen, mit der Sprache herauszurücken. Der Welt gegenüber muß er sich Dir verpflichten, und glaube mir, mein Kind, dies ist erst das süßeste Gefühl für ein Mädchen, der Welt gegenüber dem Geliebten anzugehören, mit Stolz zu sagen: Seht, dieser edle Mann liebt mich! Daß Ernst edel ist, bezweifle ich nicht, nein, ich bin gewiß, er hat die aufrichtigsten Absichten mit Dir.

Gewiß ist er aufrichtig, sagte Agnes, und hielt dann stockend inne: — Und ich bin immer ängstlich — fuhr sie zögernd fort.

Weswegen ängstlich? fragte Frau von Cramseck.

Heute zum Beispiel das Puppenspiel —

Wäre etwa eine Unwahrheit von uns? lachte Frau von Cramseck. Du bist wirklich ein thörichtes Kind! Gerade das Gegentheil. Du darfst dem Manne, den Du liebst, keine Deiner Neigungen verheimlichen, sollten sie auch noch so kindisch sein. Du sagtest mir neulich erst, daß Dir das Spiel noch Vergnügen mache. Ernst mußte das wissen, obgleich wir riskirten, Du möchtest ihm albern erscheinen. Wahrheit muß die Grundlage eines jeden Verhältnisses sein, und Ernst muß Dich vollkommen kennen, ehe er sich entschließt, Dir seine Hand zu reichen. Darum, mein Kind, zeige Dich ihm in jeder Stimmung. Zeigtest Du ihm heute, daß Du kindlich bist, verhehle ihm auch nicht, daß Du ernsthaft sein kannst. Wenn er morgen Abend kömmt, beschäftige Dich

mit ernster Lectüre, wähle Deine Lieblingsbücher, damit er an Deinem Geschmack Dein Inneres prüfen möge. Du liebst den Göthe nicht — gut! sag ihm das offen, sage ihm, er überschreite die Grenzen Deiner Anschauungen, er führe Dich in eine fremde unbehagliche Welt. Du schwärmst für Jean Paul, seine Tiefe, seine Wärme und Reinheit begeisteren Dich. Ernst muß das wissen, — gefällt es ihm nicht, gut! so ist es immer besser, das vor der Verlobung zu wissen als nachher.

Schön! rief Agnes lebhaft, und eilte zum Schreibtisch. Sieh, hier steht der Hesperus. Und hier auch Herweghs Gedichte —

Um des Himmels Willen! fiel ihr die Mutter in das Wort: wie kannst Du das abscheuliche Buch da stehn lassen? Ernst soll uns darin nicht verkennen.

Als Graf Rhön mir es schenkte, — sagte Agnes schüchtern.

War man wie trunken von den Gedichten, und wir ließen uns allerdings auch davon hinreißen. Aber Begeisterung, die nicht tiefer begründet ist, verfliegt, so ging es mit Buch und Bekanntschaft. In Herrn von Trauseß finden wir einen soliden Sinn und Geschmack, darum ist das Buch für ihn nichts!

Schön, Mama! sagte Agnes gutwillig, und schob das Buch tiefer in den Bücherschrank.

Frau von Cramseck hatte sich nicht geirrt: Ernst kam am folgenden Abend wieder. Agnes sprach mit ihm über Göthe, Jean Paul und andere große Geister, alles auf eine so reizende, unbeholfne Weise, daß Ernst beiläufig darüber amusirt, aber innerlich entzückt, keine gelehrte Frau zu bekommen, ihr sein Herz immer mehr und mehr erschloß.

Aber Ernst kam nicht nur den folgenden Abend, er kam öfter. Es war ihm, seitdem seine Verwandten hier waren, als ob er innerlich angetrieben würde, das Verhältniß mit Agnes fester zu knüpfen, als ob sie, wie gewöhnlich mit ihm in Widerspruch, ihn auch hieran verhindern könnten. Auch war ihm seine Stellung ihnen gegenüber drückend; seine Verlobung, hoffte er, sollte Veranlassung sein, ihnen wieder näher zu kommen. Besonders Käthchen: — er fühlte daß er sich unwürdig gegen sie betrage, er war kein Kind mehr und hatte sich recht kindisch mit ihr gezankt. Für jetzt war es ihm daher lieb, daß er sie bei den kurzen Besuchen, die er Onkel und Tante machte, niemals fand, und er suchte immer die Zeit abzupassen, wo er sie mit Unterrichtsstunden beschäftigt wußte.

So waren beinahe drei Wochen hingegangen. Auch Herr und Frau von Anderweil hörten von dem Gerücht, das Ernst und Agnes in naher Beziehung nannte; sie gaben indeß, da sie Ernsts Leichtfertigkeit kannten, nicht viel darauf. Daß er selten zu ihnen kam, verwunderte sie nicht, und sie vermißten ihn auch nicht, denn Zerstreuungen aller Art boten sich ihnen dar. Besonders Graf Rhön bemühte sich, ihnen das Stadtleben angenehm zu machen. Zu jeder Tageszeit fand er sich bei ihnen ein, vorzüglich aber des Abends, wo er Käthchen, vom Onkel angelernt beim L'Hombre den vierten Mann zu machen, häufig am Spieltische fand.

Adelheid fühlte sich wenig hingezogen zu diesem engeren Familienkreise, und war selten darin zu sehen. Graf Rhön, der wohl fähig gewesen wäre, sie zu fesseln, hatte sich ausschließlich Käthchen gewidmet, und Ernst kam zu wenig. Doch ehe sie sein Ausbleiben schmerzlich vermißt, hatte sich für sie eine andere Geselligkeit gefunden. Sie erneuerte die

Bekanntschaft einer Pensionsfreundin, jetzt an einen älteren Offizier verheirathet, und fand hier eine angenehmere Unterhaltung als im Kreise der Ihrigen. Um sich für die Wunderlichkeiten und Quälereien ihres Gemahls zu entschädigen, versammelte Frau von Render einen Cirkel junger Leute um sich, die ihren Geschmack und ihre Neigungen zu würdigen wußten. An Adelheid fand sie eine erwünschte und bildsame Freundin, und auch Adelheid fühlte sich in ihrer Gesellschaft bald ganz heimisch.

Indessen verlebte Käthe einförmige Tage. Von früh um 9 bis 2 Uhr hatte sie Unterricht in und außer dem Hause, Käthe sollte die vollständigste Bildung der Residenz mit zu Hause nehmen. Mit Klavier- und Singunterricht, mit Zeichnen und Malen, wurde sie jeden Morgen gequält. Bis zum Mittagsessen um 4 Uhr begleitete sie Onkel und Tante auf einer Spazierfahrt oder durfte mit Susa gehen. Glücklichen Falls, wenn Onkel und Tante in Gesellschaft waren, konnte sie den Rest des Tages mit Susa im Hinterstübchen verleben, oder wohl gar im Theater; aber meistens war sie in die Zimmer der Tante gefesselt.

An einem schönen Abende saß sie mit Onkel und Tante Graf Rhön gegenüber am Spieltisch.

Herr von Anderweil repräsentirte den echten Typus eines alten Herrn vom Lande. Der blaue Frack mit gelben Knöpfen, vor langer Zeit zu einer Feierlichkeit in der Residenz gemacht, die spitzen Hemdkragen, die hellgelbe Weste nicht vom modernsten Schnitt, hätte Leuten, die mit Befangenheit in solchem Kostüme erscheinen, leicht etwas Verkommenes, Bedauerliches gegeben; aber bei Herrn von Anderweil erhöhte es nur die Würde in seinem Erscheinen. Selbstbewußt und stolz trug er das Haupt mit der schwarzen Haartour, mit demselben Ausdruck blinzelten die Augen über die

gewichtige Nase fort, und jede Bewegung, jede Miene bezeugte, daß seine Stellung erhaben über jede äußere Erscheinung sei.

Wenn diese Eigenthümlichkeit bei ihm durch einen hohen Grad von Pedanterie in einigen Schranken erhalten wurde, so hatte sie bei seiner Gemahlin einen weit freieren Spielraum. Mit unendlicher Kühnheit wählte sie Stoffe und Schnitt aus den verschiedensten Zeiten. Die Kostbarkeit der Stoffe brauchte nicht Rücksicht auf irgend eine Form zu nehmen. Von jeder erscheinenden Mode nahm sie, was ihr gut dünkte, und trug es, so lange es ihr beliebte. Es lag in dieser Art des Erscheinens eine Prätension, die völlig ihre Absicht erreichte, indem die ihrer Stellung gebührende Rücksicht und Anerkennung ihr überall im höchsten Grade zu Theil wurden.

Auch heute war ihr Anzug ein wunderliches Gemisch, doch erinnerte das stahlgraue Moor-Kleid mit den bauschigen Aermeln und die weitläuftige Haube von echten Points, mit vielen gelben Schleifen garnirt, diesmal hauptsächlich an die Zeiten der Juli-Revolution.

Käthe im einfachen Hauskleide saß ihr gegenüber, Langeweile und leise Verbissenheit in den Zügen, die weder durch die Schmeicheleien des Grafen, noch bei den Bemerkungen der Tante einen andern Ausdruck gewannen. Nur zuweilen flog es wie ein Blitz über die stillen Züge und mit schlagendem Witz beantwortete sie die pikanten Spielereien des Grafen. Ein gnädiger Blick der geistreichen Tante ward ihr dafür, indessen der Onkel im herzlichen Lachen seine Anerkennung äußerte.

Die Sache mit Ernst, begann jetzt die Tante in wichtigem Tone, fängt an mich zu interessiren. Sie scheint doch fortzuschreiten?

Gewiß! erwiderte der Graf, man nimmt es so an.

Käthe hatte eben die Karten zu geben. Sie hielt inne, erst auf der Tante mahnenden Blick gab sie weiter.

Die Unbesonnenheit, sich mit einem Mädchen von so unbekanntem Namen einzulassen, traue ich ihm schon zu, — sagte Herr von Anderweil gereizt.

Rechnen Sie ihm das nicht als Unbesonnenheit zu, rief Graf Rhön mit einem Schimmer heiliger Begeisterung: sollte die Wahl eines Mannes durch Stand und Verhältnisse sich bestimmen lassen? Sollte etwas anderes als das Herz dabei im Spiele sein?

Im Spiele sein? nahm Frau von Anderweil lächelnd das Wort. Leider wird jetzt diese Sache von den jungen Leuten immer als Spiel betrachtet. Man sollte sie ernsthafter nehmen, und ich denke, Sie, liebster Graf, sind auch über jedes Spiel hinaus.

Graf Rhön's Gesicht röthete sich, nicht aus Bescheidenheit, wie Frau von Anderweil meinte, nein aus Aerger.

Ich muß gestehen, nahm er nach einer kleinen Pause das Wort, daß ich leider auch ein schwaches Herz, wie andere junge Männer habe, wenn Sie, meine gnädigste Frau, das alle Berechnung beherrschende Gefühl Schwäche nennen wollen. Und warum sollten wir jenes Gefühl edlen Ursprungs, das uns so unendlich glücklich macht, nicht ohne jede Beschränkung genießen? Ein jeder selbständige Mann sollte in der Hauptsache des Lebens sich von keinem Bestehenden Fesseln anlegen lassen.

Ei, ei, Herr Graf, ich glaubte kaum, daß so viel Romantik in Ihnen stecke.

Ganz gewiß, meine Gnädige, fuhr der Graf eifrig fort, habe ich das Recht ein jedes Mädchen zu meiner Gemahlin zu

erheben. Schönheit und Liebenswürdigkeit bestimmen ihren Rang. Und ich betrachte es als eine Schwäche der Männer, sich vom Vorurtheile ein solches Recht nehmen zu lassen.

Allerdings viel Egoismus! fiel ihm Frau von Anderweil in das Wort. Die Männer sind die Herren der Welt; nur den Frauen ist es nicht erlaubt, ebenfalls nach Herzenslust zu wählen?

Freilich nicht, erwiderte der Graf, denn es ist leichter hinauf, als hinunter zu steigen. Uebrigens sprachen wir von Vetter Ernst, meine gnädige Frau. Mit diesen Worten gab der Graf, der nicht weiter gehen wollte, dem Gespräch eine andere Richtung. Und Frau von Cramseck, fuhr er lächelnd fort, glaubt gewiß nicht, daß Ernst zu ihr heruntersteigt.

A propros! Sie sahen sich öfter mit den Damen: fragte Frau von Anderweil, — was halten Sie von ihnen?

Es war von mir allerdings eine Bekanntschaft, erwiderte der Graf, eine Verlegenheit meisterhaft verbergend. Wie denn ein junger Mann sich überall im Leben umschaut. Beide Damen sind recht liebenswürdig, Fräulein Agnes ist sogar sehr hübsch; nur muß ich sagen, daß ich nach kurzer Zeit vergaß, daß sie hübsch sei, es fehlt ihr der pikante Reiz der Schönheit, die geistige Schönheit möchte ich es nennen. Doch les goûts sont différens, und ich glaube, daß Agnes eine sehr charmante Hausfrau werden kann.

Käthe hörte nach all den Reden hin und hörte auch nicht hin. Wenn Graf Rhön sprach, war es ihr, als ob das nicht wirklich sei, als ob sie in einem Buche läse, und in einem solchen, gegen das sie von vorn herein ein Vorurtheil hatte. Gewiß waren es nur erdachte Geschichten, Stadtgespräche, die er jetzt berichtete. Unmöglich konnte sich Ernst

verloben, es war ihr als könne er kein Mädchen finden, die ihm genügen möchte.

Indessen war Graf Rhön in der Unterhaltung weiter gegangen, er hatte Herrn und Frau von Anderweil gerathen die Bekanntschaft der Damen von Cramseck zu suchen, und so mit einem Mal aller Forschungen überhoben zu sein. Frau von Anderweil mußte mit einem scharfen Blick das Verhältniß übersehen und im Klaren damit sein. Sein Vorschlag war nun der: der Bruder des Herrn von Anderweil, Onkel General, wie er in der Familie genannt wurde, hatte früher Frau von Cramseck öfters bei sich gesehen, es war ganz leicht, bei ihm ein Zusammentreffen zu veranstalten. Graf Rhön übernahm das Arrangement, und man war damit zufrieden.

Nach diesem wichtigen Gespräch wurde das Kartenspiel wieder eifriger betrieben, und Käthe hatte noch zwei Stunden lang die Aufgabe, alle zehn Minuten ihre neun Karten aufzunehmen, das Heer von Gedanken, die ihre junge Seele bestürmten, abzuwehren und alle Aufmerksamkeit den bunten Blättern und Zahlen da vor sich zu schenken. Sie konnte doch endlich das Gähnen nicht mehr verbergen. Die Tante unterließ nicht, diese kindische Angewohnheit zu rügen, aber Graf Rhön nahm sich auch diesmal ihrer an.

Wenn man den ganzen Tag auf kindliche Weise hinbringen mußte, sagte er, so darf man des Abends wohl auf kindliche Weise gähnen. Fräulein Käthchen hatte heut schon sechs Unterrichtsstunden, bald wird man sich fürchten müssen vor solcher Gelehrsamkeit.

Schon öfters hatte Graf Rhön Anspielungen auf Käthchens Zurückhalten vom Gesellschaftsleben gemacht; er hätte gern neben ihr im Theater gesessen, wäre gern an ihrem Arm durch die schimmernden Säle geflogen. — Konnte er doch

nie ein Wort mit ihr allein sprechen, und der kritisirenden und scharf bewaffneten Tante gegenüber durfte er sich in seiner eigentlichen Liebenswürdigkeit gar nicht zeigen. Das waren Tantalus-Qualen für ihn. Käthe interessirte ihn täglich mehr, ja er fühlte mit Entzücken, daß eine Leidenschaft bald lichterloh in seinem Herzen flammen werde. Darum ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, auf die Beendigung von Käthchens Lehrzeit zu dringen, und als er bemerkte, daß seine Worte nicht ganz ohne Einfluß blieben, ging sein Streben dahin, sich dem alten Paare als Hausfreund immer unentbehrlicher zu machen und der Erfüllung seiner Wünsche sich ohne Aufenthalt zu nähern. Beide mußten fühlen, mit welcher Aufopferung er sich ihrer Unterhaltung hingab. Manchen Abend brachte er mit ihnen am Spieltisch zu, er wußte ihnen stets die interessantesten Tagesneuigkeiten zu berichten, und verstand es so schön, mit passenden Vorschlägen und Zerstreuungen den Tag hinzubringen. Frau von Anderweil sah bald in ihm das Muster der Galanterie und Aufmerksamkeit, und ihr Gemahl fand außerdem in seinen höchst soliden und verständigen Ansichten Grund zur Bewunderung.

Auch heute saß er wieder bis gegen Mitternacht, weil der Onkel durchaus den Bête-Zettel beendigt wissen wollte. Käthe hatte indessen entsetzlich mit der Müdigkeit zu kämpfen, und war froh, als das Spiel sein Ende nahm und der Graf sich empfahl. Die Tante unterließ es nicht, ihm einige Lobsprüche nachzusenden, dann knüpfte sie scharfe Vorwürfe für Käthens rücksichtsloses Betragen daran, und gab ihr die Verpflichtung, die sie gegen Onkel und Tante habe, zu bedenken.

Käthe hörte schlaftrunken diese Strafpredigt mit an und verließ das Zimmer. Auf dem Korridor stand sie still,

sie hörte das Rollen eines Wagens im Portal. Es war Adelheid, die aus einer Gesellschaft der Frau von Render kam. Im Kostüme aus den Zeiten Ludwig XV. hatte sie in einem französischen Lustspiel mitgespielt, Käthchen hatte sie im Kostüme nicht sehen können, weil der Wagen, der Adelheid um sieben Uhr zu Frau von Render gebracht, Käthchen aus einer späten Singstunde abgeholt hatte. Darum eilte sie jetzt Adelheid zu begrüßen, ja sie kam der schläfrigen Dienerschaft zuvor und öffnete die Thür nach der Treppe.

Adelheid hüpfte die Treppe hinauf, mit ihr ein Herr, ebenfalls im Kostüme. Jetzt standen beide still. Adelheid sah den Herrn halb schelmisch, halb verlegen an, dagegen war sein Gesicht eine offene Liebeserklärung, er nahm ihre Hand, küßte sie, seufzte und eilte fort. Adelheid sah jetzt auf und erblickte Käthen. Erschrocken stand sie still. Käthe eben so erschrocken sagte ihr guten Abend.

Du noch hier? fragte Adelheid.

Ich hörte Dich kommen und wollte Dich im Kostüme sehen, stotterte Käthe.

Ach so — ja, — erwiderte Adelheid, noch immer verwirrt, und nahm den Mantel ab. Käthchen bewunderte laut, und suchte damit ihre Verlegenheit zu verbergen. Aber in der That, Adelheid, geschminkt und gepudert, in lichtblauer Seide mit blaßrothen Rosen, war sie reizend.

Und Herr von Render, sagte Adelheid, hat seine Rolle bis jetzt durchgeführt und mich sogar nach Haus begleitet. Käthe, Du klatschest nicht? fügte sie dann freundlich drohend hinzu, und verdirbst mir den harmlosen fröhlichen Abend?

Darauf sagte sie zärtlich gute Nacht und ließ sich von ihrem herbeigekommenen Mädchen in ihr Zimmer geleiten.

Hier, die heißen Wangen in den weichen Divan gedrückt, rief sie sich die Seligkeiten des Abends zurück.

Frau von Render verstand es auf eine entzückende Weise, die Leute zu amusiren. Sie wählte nur immer kleine Kreise und Menschen, die mit ihren Eigenthümlichkeiten sich begegnen, entweder sich anziehen oder abstoßen mußten, so daß es nie an Bewegung fehlte. Zu ihrem vertrautesten Kreise gehörten diesen Winter ihr Bruder, mehrere Freunde desselben, Adelheid und eine ältere verwandte Dame mit ihrer Nichte. Adelheid war die schönste von diesen Damen, und Frau von Render war großmüthig genug, ihr diesen Rang nicht streitig zu machen, besonders als sie bemerkte, daß ihr Bruder es war, der sich am entschiedensten für Adelheid interessirte. Herr von Blühen war Offizier. Da er für nichts Wesentliches Interesse hatte, erlaubte es ihm allerdings seine Zeit, sich dem Unwesentlichen hinzugeben. Er war jung und hübsch, und er lebte, liebte und litt, wie es in einem Salonleben Sitte ist. Adelheid war ein neuer Stern an seinem reichgestirnten Lebenshimmel, er behauptete aber, so wie dieses Mal noch nie geliebt zu haben. Vielleicht nicht mit Unrecht. Das frische, natürliche Wesen Adelheids war ihm ungewohnt und regte ihn so auch auf ungewöhnliche Weise an. Besonders heute im Kostüme und in den pikanten Situationen des Lustspiels war sie berauschend liebenswürdig und unwiderstehlich. In diesem Liebesrausche lag sein ganzes Wesen ihr zu Füßen, und daß ihr dies wohlgefiel, war der höchste Grad seines Entzückens. Aber je größer sein Entzücken, desto tiefer ja der Abgrund, der seinem liebenden Herzen sich eröffnete. Adelheid war verheirathet! So ein jugendliches, göttergleiches Wesen an einen Mann gefesselt, den sie nicht liebte. Entsetzliche Zeit, die da armen schutzlosen Frauen solche Ketten schmiedet. Aber nein! der

Barbarismus muß bekämpft werden, und er fühlte sich großherzig genug, die Geliebte aus diesen unwürdigen Fesseln zu befreien. Wenn nur sie seinem Muthe nicht entgegentritt! Anerzogene Vorurtheile vielleicht konnten sie abhalten, dem Rufe der Liebe zu folgen. Aber er hoffte, daß seine Nähe und der Umgang seiner Schwester sie bildsam finden sollten. Solch ein Abend, wie der heutige, wo er mit der Freiheit einer Versailler Welt sich ihr nahen durfte, brachte ihn bedeutend seinem Ziele näher. Außerdem suchte er sie durch Lectüre in seinem Sinne weiter zu bilden. Er hatte ihr heute die Indiana der George Sand mitgegeben, der großen Französin, die männlich stark, ohne frauenhaftes Gefühl, die Bedürfnisse und Tiefen des weiblichen Gemüthes zu erforschen strebt. In Indiana sah Blühen Adelheids Verhältniß lebenstreu geschildert — und wahrlich er hatte den Muth, ein Raymond zu sein! Aber nicht, wie der, will er das süße Wesen treulos verlassen, nein! an seiner männlichen Brust soll ihr das schönste Glück erblühen. So stieg sein Edelmuth von einer schwindelnden Höhe zur andern, er kam sich in seinem zukünftigen Lebensbilde beinahe erhaben vor.

Adelheid hatte versprochen, noch diese Nacht die Indiana anzufangen. Sie hielt das in Rosa-Seidenpapier gewickelte Buch in der Hand, aber sie konnte sich nicht zum Lesen entschließen. Warum sollte sie einen Roman lesen, da sie selbst in den interessantesten und süßesten Roman verwickelt war? Nein, sich in so rosenrother, selbstgeschaffner Atmosphäre zu wiegen und mit lieblichen Bildern sich zu unterhalten, war ihr lieber.

Indessen sie sich so mit den Gedanken begnügte, schritt Herr von Blühen zur That.

Ich halte es nicht länger aus! sagte er zu seiner

Schwester, der er noch in derselben Nacht sein liebeglühendes Herz und seinen planverwirrten Kopf eröffnete.

Frau von Render, noch aufgeregt von der Gesellschaft, stimmte ihm in allem bei.

Warum Dich plagen, wo Du glücklich sein kannst? sagte sie keck. Und übrigens ist gar nichts bei der Sache. Ich könnte Dir ja im Augenblick zehn Beispiele aus unserer Bekanntschaft nennen, wo man sich trennte und wieder verheirathete. Es wird kaum darüber geredet. Nur jeden Eclat müssen wir vermeiden. Verständige Dich mit Adelheid, sie geht dann zu ihren Eltern, und von da aus wird die Trennung eingeleitet. Adelheid, das einzige Kind sehr reicher Eltern, ist ohnehin eine wünschenswerthe Partie, so steht Eurem Glücke durchaus nichts im Wege.

Der Bruder war mit allem einverstanden. Ohne Zeit zu verlieren, eilte er nach Haus, und malte, von den Geistern der Nacht umwehet, sein glühendes Herz auf einen Briefbogen.

Als Adelheid am andern Morgen an ihren Schreibtisch trat, fand sie dort zwei Briefe. Einer mit kräftiger fester Hand geschrieben, im größeren einfachen Couvert: er war von Clemens und reizte ihre Neugierde nicht. Daneben lag ein schmales, langes Couvert, mit feinen, unbestimmten Schriftzügen: Adelheid erbrach diesen Brief und las.

„Soll ich noch schwanken? Nein! kühn will ich aussprechen das Wort, das mein Herz erfüllt: Ich liebe Sie! Ja, Adelheid, ich muß die Entscheidung meines Schicksals heraufbeschwören, weil mir dieser Zustand des Bangens und Hoffens am Leben nagt. Ich werde entweder unendlich glücklich oder unendlich elend sein. Unglücklich? Nein ich werde wahnsinnig nur bei dem Gedanken, Sie könnten mich nicht

lieben, Sie könnten nur ein Spiel mit dem zärtlichsten Herzen getrieben haben. O wie jede Fieber dieses Herzens für Sie erzittert, wie es todtmüde und sterbenskrank ist, wenn es nicht in Ihrer Nähe schlagen kann. O Adelheid! durch die dunkle Nacht möcht ich zu Ihnen eilen, zu Ihren Füßen Erlösung von diesen entsetzlichen Qualen erflehen. Doch was quäle ich mich? Sie lieben mich. Ja! ja! ja! jubelt mein Herz, ich bin der glücklichste der Sterblichen, ich darf Ihnen mein Leben, jede Stunde meines Daseins weihen! — Adelheid, nur Muth! was da noch zwischen uns Störendes liegt, es wird wie Nebel vor der Sonne unserer Liebe fliehen. Vertrauen Sie sich mir an: ich bin ein Mann! Wehe dem, der es wagen wollte, Sie in ein liebeleeres Leben zurückzuführen, wer es wagen wollte, Sie mir zu entreißen, der ich allein bestimmt und fähig bin, Sie glücklich zu machen! Doch genug, — es ist mir unmöglich, der kalten Feder meine Liebesgluth einzuhauchen. Ein Wort! nur ein Wort! Ich sterbe vor Ungeduld! Treu und ewig

Eugen von Blühen."

Adelheid war bleich und roth geworden beim Lesen dieser Zeilen. So weit hatte es nicht kommen sollen! Obgleich der Brief ihrem eitlen Herzen wohl that, so war sie doch unzufrieden damit. Um sich zu zerstreuen, griff sie nach Clemens Brief und las:

„Meine liebe Adelheid! Bald wird die Prüfungszeit vorüber sein, bald ist alles beseitigt, was mich abhält zu Dir zu kommen, und ich sehne mich sehr danach. Wenn der Mann mit Schaffen und Sorgen die größte Zeit des Tages hinbringen muß, so läßt er sich zur Abwechslung gern von liebender Hand pflegen und trösten. Du, mein liebster Trost, bist ausgeflogen, und ich muß hier einsam sein. Doch nicht so recht einsam: wenn ich des Abends am Schreibtisch sitze,

ist es mir als wärest Du hinter mir auf Deinem Platze, als ob ich jeden Augenblick Deine Hand auf meiner Schulter fühlen und Deine freundlichen Augen über mir sehen müßte. Ich stehe dann auf und sehe in die Nacht hinaus, und denke, daß da viel Land und viel Menschen zwischen uns liegen, und daß meine liebe Adelheid doch mir gehört und gewiß an den Einsamen denkt, der da sehnsuchtsvoll nach Norden schaut. Doch frohe Aussichten! den Weihnachtsbaum hoffe ich Dir in Berlin schmücken zu können, und dann packe ich mein Kleinod bald wieder ein und führe es in mein liebes Haus zurück. Hier ist es ja doch am besten, nach dem unruhigen Stadtleben wird Dir die Ruhe wohlthun. — Du möchtest vielleicht noch gern wissen, wie es hier steht und geht? Ich kann Dir aber wenig sagen. Ein Tag nach dem andern geht in gewohnter Weise hin, die Welt ist still und zugeschneit, die Spatzen lärmen unter der Veranda, ich theile, weil es in Gesellschaft besser schmeckt, mit ihnen mein Frühstück. Adieu, Du meine liebe Adelheid, gedenke recht oft Deines treuen Clemens."

Adelheid brach nach dem Lesen in heftiges Weinen aus. — Weswegen nur? Sie wußte es selbst nicht. — War sie denn schuldig? Nein. Wer kann seinem Herzen gebieten? tröstete sie sich, und äußerlich hatte sie nichts gethan, das sie anklagen konnte. Dennoch fühlte sie Scheu und Furcht bei dem Gedanken an Clemens, um keinen Preis möchte sie ihn jetzt sehen. Wenn er jetzt einträte, wenn er Blühens Brief bei ihr fände, — sie bebte! Clemens war entschieden in der Liebe und im Zorn. Und trug Herr von Blühen allein die Schuld? hatte sie ihn nicht zu dem Briefe berechtigt? Ja, das hatte sie, und es ward ihr immer bänger um das Herz. — Sie wollte Berlin verlassen und zu ihren Eltern gehn.

Sie mußten ja die einzige geliebte Tochter schützen und sie gewähren lassen. Zu Clemens zurück — das war unmöglich, er hätte ihr ja jeden Gedanken aus den Augen gelesen, er konnte sie nie wieder lieben, — und sie? nein sie liebte ihn längst nicht mehr.

So vertieft im Sinnen, wurde Adelheid durch einen Morgengruß gestört. Sie wandte sich. Frau von Render stand vor ihr.

Was ist Dir? redete diese sie theilnehmend an, bist Du krank?

Ich bin unglücklich, erwiderte Adelheid ohne die Augen aufzuschlagen. Ich will Berlin verlassen.

Und mein armer Bruder? fragte Frau von Render mit Nachdruck.

O der ist an allem schuld, fiel ihr Adelheid heftig in die Rede. Warum schreibt er mir? Warum stört er so unser Zusammenleben? es war so schön. Aber jetzt darf ich ihn nie wieder sehen.

Frau von Render hatte schnell den Schlachtplan übersehen und manövrirte richtig. Adelheids Neigung konnte den kalten hellen Morgen noch nicht vertragen. Eugen mußte einen andern Zeitpunkt zur Entscheidung wählen.

So schrieb er Dir?

Adelheid deutete auf den Brief.

Der Thor! fuhr Frau von Render fort, indem sie den Brief einsteckte; aber man muß sein warmes Herz entschuldigen, besonders Du, liebste Adelheid, die Du doch schuld an seinem Unglück bist. Wahrhaft unglücklich ist er. Seine Liebe läßt ihm nicht Ruhe, hat ihn ganz und gar hingenommen. Aber ich will mit ihm reden, ihn trösten und ermahnen. Du sollst künftig durchaus nichts von ihm zu fürchten haben. Suche diesen Brief zu vergessen, es sei alles wie es war.

Wenn das geht? sagte Adelheid.

O gewiß, entgegnete zärtlich Frau von Render, und küßte Adelheids Stirn. — Adelheid lächelte schon wieder. — Heute Abend fahren wir zusammen nach dem Königsstädter Theater in die italienische Oper, nach dem Theater trinken wir Thee bei meiner Tante, so gemüthliche Stunden bei der alten Dame bringen alles in das alte Geleis.

Die Sache war abgemacht. Adelheid suchte sich zu beruhigen, sie hatte ja nun den Brief zurückgegeben, war jetzt ganz ohne Schuld und durfte wie früher im Verkehr mit der Freundin bleiben.

Käthchen verging indessen ein Tag wie der andere, aber jeder Tag brachte ihr einige trauliche Stunden bei der geliebten Susa.

Susa hatte mit ihrer alles besiegenden Gemüthlichkeit und Geistesfrische sich bald eine Umgebung geschaffen, in der es ihr und Käthchen wohl war. Susas freundliche Stimme weckte Käthchen aus den Morgenträumen, und Susas tröstende Worte begleiteten sie in den Wagen, der sie jeden Morgen schon um 9 Uhr nach einem Atelier führte, wo sie mit mehreren Damen bei einem Professor malen lernte. Wie fühlte sie sich da beengt. Erst der weite Weg in den entfernten Stadttheil durch die unbelebten, nebeligen Straßen, dann führte er sie weiter über einen Hof in ein Hintergebäude und treppenauf in einen Saal, der nach Mitternacht gelegen war. Meistens war sie die Erste dort und befand sich mit den Staffeleien und leeren Bilderrahmen allein im öden unwöhnlichen Zimmer. Sie stand am Fenster, fest in den Shwal gewickelt, es fröstelte sie. Sie sah auf den Hof, der von

allen Seiten bewohnt, eine kleine Welt in sich bildete. Hier vor einer Thür saß eine Frau und schälte Gemüse, dort in der Ecke wurde gewaschen, Wäsche flatterte schon auf der Leine, da wurde Holz gesägt, bleiche Kinder spielten dazwischen, — es waren Lebensbilder, den engsten, bedrückendsten Kreisen entnommen. Sie dachte an ihre Heimath, an das Gartenhaus, das wild umblüht im stillen Sonnenschein, an die rauschenden Bäume, an den silberhellen königlichen Fluß. Eine Thräne trat in ihr Auge. Wie ist die große freie Natur so schön, und die Menschenwelt so unschön! Es giebt aber auch schöne Menschen: Tante Susa mit den großen Augen und dem klaren Lächeln, — so von edlem Geist beseelte Züge sind doch das Meisterstück der Schöpfung. Vor Käthens Seele standen noch andere solche Züge und sie seufzte tief. Ernst, ja ich verstehe dein Wesen wohl, wie du dich mir auch gegenüber zeigst. Wenn du wüßtest, wie leid es mir thut, daß ich dir wehe gethan. Immer sehe ich deine ernsten Blicke auf mir ruhen, und fühle mich ausgeschlossen. Wenn du wüßtest, wie nahe mir das geht.

Plötzlich flog ein Freudenstrahl über Käthens Züge. Ein ältlicher Mann trat in den Hof, es war Ernsts Diener. Wie wenn ein in eine fremde Welt Verschlagener einen Bekannten aus der Heimath erblickt, so war ihr zu Muthe. Sie öffnete das Fenster.

Ludwig, wo kommen Sie hierher? fragte sie freundlich.

Ach je! gnädiges Fräulein, erwiderte der Gefragte mit unverkennbarer Freude, ich hole hier des Herrn Wäsche. Aber wie kommen denn das Fräulein hier an das Ende der Welt?

Ich male hier, antwortete Käthe.

Das möcht ich wohl einmal sehen, bat Ludwig.

Käthe winkte ihm, nach wenigen Minuten trat er ein.

Nun, rathen Sie, welches meine Arbeit ist, scherzte Käthe.

Ludwig ging musternd von einer Staffelei zur andern. Plötzlich rief er: Ach! — und mit gerührter Stimme fügte er hinzu: Und mein liebes, liebes Trauseß! Nein, gnädig Fräulein, zu natürlich, — hier des selgen Herrn Fenster, — und wie natürlich das Wasser, — und die Kähne. Ei und wie ähnlich unser gnädiger Herr mit der Jagdtasche.

Nicht doch, sagte Käthe erröthend, es ist der Winger Jäger, der dort ging, als ich die Gegend aufnahm.

Sie zeigte ihm das Skizzenbuch, worin es allerdings deutlich Ernst nicht war.

Schade! sagte Ludwig, ich dächte nun lieber, es wäre mein Herr.

So denken Sie sichs, erwiderte Käthe freundlich.

Ludwig empfahl sich dem gütigen Fräulein, und nach und nach stellten sich die übrigen Damen und der Professor ein. Käthe malte bis um zwei Uhr, dann kam der Wagen sie abzuholen.

Fräulein Susanne? fragte Käthe beim Einsteigen den Bedienten.

Sie hatte erwartet, Tante Susa würde sie abholen, um mit ihr spazieren zu fahren. Der Bediente berichtete, daß Fräulein Susanne zu ihrem Bruder, dem Herrn General gerufen sei, um wegen Unwohlsein der Frau Generalin die Anordnungen zur heutigen Abendgesellschaft dort zu treffen. Fräulein Käthchen möchten nur allein spazieren fahren.

Käthchen hatte sich auf diese Spazierfahrt so sehr gefreut und bestieg nun betrübten Herzens den Wagen. In einem entfernten Theile des Thiergartens ließ sie halten und stieg aus. Es war ein düsterer Tag, dichter Nebel ließ weder den Himmel noch die Ferne sehen, ein lichter Reif hing an

den Zweigen und kein Laut war zu hören. Käthchen ging in Gedanken vertieft auf dem hartgefrorenen Boden hin und her. Alles, was sie dachte, nahm die trübe Färbung ihrer Umgebung an. Sie konnte nicht begreifen, daß sie je froh gewesen, daß sie je mit Lust und Vertrauen zum Glücke der Zukunft entgegen gegangen war. Wo sollte für sie wohl Glück erblühen? Wo sie lieben möchte, ward sie ausgeschlossen, sie kannte kein trauliches Familienleben, sie fühlte sich von niemand getragen, der Welt gegenüber verlassen und einsam. Wenn sie noch so arm wäre, aber Eltern hätte, Brüder und Schwestern hätte. Nur einen Bruder so wie Ernst.

Ein vorbeifliegender Reiter schreckte plötzlich Käthchen aus ihren Betrachtungen auf. Ernst! rief sie leise mit stockendem Athem und blieb stehen, aber sie hatte ihn kaum erkannt, da war er schon wieder im Nebel verschwunden. Er eilt nach der Stadt, dachte Käthchen, heute Abend wird er glücklich sein, die verabredete Gesellschaft ist ja zu Stande gekommen, in der Onkel und Tante Frau von Cramseck und ihre schöne Tochter kennen lernen wollen. Man nimmt die Sache jetzt für gewiß, und auch Käthchen kann daran nicht mehr zweifeln, obgleich sie nach Graf Rhöns Beschreibungen, die nicht undeutlich in Agnes etwas Unbedeutendes und Oberflächliches ahnen ließen, sich durchaus nicht entschließen konnte, Ernst mit ihr in naher Beziehung zu wissen. Ihr bangte für sein Glück.

Von Ernst gingen ihre Gedanken zu Clemens, — er sitzt allein, und Adelheid eilt vergnügt mit Frau von Render von einer Gesellschaft zur andern. Durch liebenswürdige Schmeicheleien hatte sie der Tante Gunst so sehr gewonnen, daß sie sich bis jetzt in keiner Weise von ihr beschränkt und beaufsichtigt fühlte. Aber der nachtheiligen Gerüchte über Frau von Render kamen der Tante zuletzt so viele zu, daß sie

auch durch deren Bekanntschaft in der heutigen Gesellschaft einem Pflichtgefühl zu genügen meinte. Der Abschiedsszene zwischen Adelheid und dem fremden Herrn, der sie so zufällig beigewohnt, hatte Käthchen gegen niemand erwähnt, sie wollte durch Mißtrauen Adelheid nicht wieder Unrecht thun, und zweifelte auch jetzt noch an den Gerüchten über sie, aber schon die Gerüchte thaten ihr wegen Clemens leid. Wenn er nur erst hier ist, wird alles anders sein! Käthchen sehnt sich nach seiner Ankunft, auch für sich hofft sie Trost in seiner Nähe zu finden. Wenn er hier ist, wird sie sich nicht mehr so verlassen fühlen in der fremden Welt.

Der Kutscher näherte sich jetzt mit dem Wagen, er schien an die Rückfahrt erinnern zu wollen. Sie hatte nicht Lust dazu, ihr bangte vor der Stadt, und doch war es hier auch so öde. Traurig schickte sie sich zum Einsteigen an, als zwei Spaziergänger ganz in ihre Nähe kamen. Hell leuchtete ihr Gesicht in Freude auf, — es war Friedrich, der am Arme seines blonden sarkastischen Freundes vor ihr stand. Friedrich konnte vor Ueberraschung nicht Worte finden, aber Käthchen redete ihn gleich an und erzählte ihm auch, daß Susa sich schon längst vergebens bemüht hatte, seine Wohnung aufzufinden.

Die hätten Sie von mir erfahren können, nahm Rudolf das Wort, und klärte Friedrichs sichtbares Erstaunen über diese Worte dahin auf, daß er mit dem Fräulein in einem Hause wohne.

Käthchen erinnerte sich freundlich, ihm zuweilen im Hausflur begegnet zu sein, und wandte sich wieder an Friedrich. Er mußte ihr seine Wohuung sagen, auch Susa bald aufzusuchen versprechen, und erfreut, doch eine bekannte Seele in der Einsamkeit gefunden zu haben, bestieg sie den Wagen und rollte fort.

Du Glückskind! sagte Rudolf, woher kennst Du denn dies Mädchen?

Fräulein von Anderweil sollt ich nicht kennen? entgegnete Friedrich.

Die ist es also! sagte Rudolf trocken.

Du wußtest wirklich ihren Namen nicht, und wohnst mit ihr in einem Hause? fragte Friedrich wieder verwundert.

Es ärgert mich, daß ich ihn jetzt weiß, der Spaß ist mir jetzt verdorben. Ich habe absichtlich nicht danach gefragt, weil ich mich fürchtete, irgend so etwas Hochtrabendes wie Hohenstein oder Felseneck und so weiter zu hören, denn daß so was dahinter stecke, dachte ich immer. Der alte Herr, der zur Sippschaft gehört, mag wohl so ein alter Reichsbaron von Gottesgnaden sein, er läßt es sich blutsauer werden, seine Würde noch in das gehörige Licht zu stellen; aber die Frau ist noch viel toller, sie hat eigentlich gar nichts Menschliches mehr, ihr Gesicht ist so glatt und ausdruckslos, man kann sie halten wofür man will. Noch ein Frauenzimmer ist dabei, die mir wohl gefallen könnte, sie hat trotz allem Höfischen doch was Zugängliches und thut mit dem jungen Mädchen sehr zärtlich.

Das ist Fräulein Susanna, sagte Friedrich.

Nun meinetwegen, fuhr Rudolf verdrießlich fort. Es thut mir herzlich leid, daß die junge Schönheit ein hochadeliges Fräulein ist: nun mag sie mir gestohlen werden!

Ich begreife nur nicht, fiel ihm Friedrich in das Wort, daß ich sie nie gesehen habe.

Weil Du immer spät am Tage kömmst, da ist sie selten zu Haus; des Morgens früh und des Abends aber ist sie meistens im Zimmer nach dem Hofe heraus mir gegenüber. Und die beiden Alten seh ich kaum, die hocken

wie der Fuchs im Loche in ihrem Salon nach den Linden heraus.

Die beiden Freunde hatten die Stadt wieder erreicht und Friedrich wollte sich an der Wilhelms-Straße von Rudolf trennen.

Kömmst Du nicht mit mir? fragte Rudolf.

Ich komme lieber den Abend.

Ach so, den Abend! wiederholte Rudolf lachend.

Als Käthe eben in die Singstunde gefahren war, kam Susa vom Onkel General nach Haus, um sich zur Gesellschaft noch zu schmücken. Als sie damit fertig war, setzte sie sich in das Versammlungszimmer, die Uebrigen, die nicht so schnell mit der Toilette fertig wurden, zu erwarten. Nach wenigen Minuten öffnete sich die Thür und herein trat —

Ernst? sagte Susa verwundert, ich glaubte Dich längst beim General.

Ich kam um zu sehen, ob Ihr wirklich hingeht, entgegnete er befangen.

Uns liegt ja am meisten daran, wir haben die ganze Sache eingeleitet! lachte Susa. Der Onkel, die Tante und Adelheid werden gleich erscheinen, und wenn es Dir recht ist, nimmst Du den Platz neben dem Kutscher ein und fährst mit uns.

Ernst war es zufrieden. Er legte Hut und Handschuh ab und nahm neben Susa den dämmernden Platz im Sofa ein.

Hast Du das Ballfieber? neckte Susa, aber so herzlich gutmüthig, daß er ihr nicht widerstehen konnte.

Ich glaube fast! entgegnete er lächelnd und reichte ihr die Hand.

Schau mich an! sagte sie, indem sie ihm das Kinn etwas höher hob: O Du ehrliches Angesicht! weiß wohl was dahinter steckt. Erst war der Vorfrühling, da versucht sich das junge Blut im Singsang. Dann kommt der blühende Frühling, die Stimme wird immer voller, und jetzt singt die Nachtigall so volltönig und süß, — ein Zeichen, der Sommer ist nahe. Ists nicht so?

Ob denn allen Vögeln vor dem Sommer bangt? fragte Ernst wehmüthig.

Nicht doch, erwiderte Susa, der Frühlingsjubel klingt in den Sommer hinein und man kömmt hinein ohne es zu wissen.

Und wenn es endlich mit Sang und Klang zu Ende geht? fragte Ernst nicht ohne Ironie.

Ei da lehrt er seine Kinder singen, und es ist ihm doppelt Lust. Ich bin auch so ein alter Vogel, und wenn ich Euch Jugend, die ich mit meinem Herzen groß gezogen habe, jetzt so lieblich singen höre, da ist es wie mein eigener Frühling.

Gehöre ich auch zu Deinen Kindern? fragte Ernst halb scherzend.

Gewiß — Du erst recht! entgegnete Susa.

Ich glaubte, ich wäre ausgeschlossen, weil ich der Lehrmeisterin untreu geworden.

Meinst Du, weil ein Vöglein flügge ward und vom Neste flatterte, daß ich gleich ärgerlich bin und mein Herz von ihm wende? Nein, ich dachte wohl, daß er wieder kommen würde.

Da ist er, und nun verzeihe ihm und habe ihn wieder lieb! sagte Ernst, indem er sein Gesicht in den Schatten der Lampe zurück legte.

Amen! fügte Susa hinzu. Wir sind alle gleich schwach, — aber stark in der Liebe. Und das Letzte gefällt Dir — nicht wahr? ich komme damit an den rechten Mann.

Ja, liebe Susa, erwiderte Ernst mit weicher Stimme.

Sieh mich an, sagte Susa scherzend, ich habe nicht umsonst mein Staatskleid angezogen, nur um Deine Liebe kennen zu lernen. Sie soll so schön und hold sein.

Sagt man das? fragte Ernst mit Spannung.

Gewiß sagt man das, man ist entzückt von ihr, und wir alle können stolz sein, daß wir sie mit uns entführen.

Ernst wollte antworten, als Herrn und Frauen von Anderweils Eintreten ihn daran verhinderte. Fast im gleichen Augenblick kam auch Adelheid in bester Laune und leichtem blumenreichem Ballkostüme.

Man begrüßte sich, fragte und scherzte, und es war eine ungewöhnliche Uebereinstimmung in dem kleinen Kreise. Nur Ernst konnte, so viel er sich auch bezwang, die weiche bange Stimmung, in der er schon den ganzen Abend war, nicht unterdrücken. Da trat Käthchen ein, auf deren Wagen man gewartet hatte. Sie hatte Kopf und Schultern in einen bunten Plaid gehüllt, die braunen Flechten lagen etwas gesenkt, ihre Wangen waren leicht geröthet, und in den dunkelen Augen leuchtete ein lichter Schimmer. Ueber Susas Gesicht flog ein Strahl des Entzückens und auch Frau von Anderweil wandte sich sehr gütig zu ihr hin.

Du magst den Thee heut in meinem Zimmer nehmen, damit es Dir dort hinten nicht gar so einsam deucht, mein

Kind, sagte sie herablassend und küßte sie dabei auf die Stirn.

Käthe küßte ihr schweigend die Hand. Jetzt rauschten die Damen an ihr vorüber, Susa strich ihr zärtlich die Wangen, Adelheid hatte Scherzworte für sie, auch der Onkel sagte ihr ein ungewöhnlich liebenswürdiges Adieu. Nur Ernst konnte sich nicht entschließen sie anzureden. Scherzen konnte er heut nicht, und zu ernsten Dingen war es jetzt nicht Zeit, er benutzte den allgemeinen Abschied und verließ mit den andern das Zimmer.

Im Vorzimmer bemerkte er mit Verdruß, daß er seinen Hut im Zimmer vergessen hatte, er mußte eilig zurück. Käthe stand am Tisch, die Hand an die Stirn gelegt, und sah entsetzlich traurig aus. Er erschrak, sie that ihm so tief leid, aber sagen konnte er ihr nichts, als ein flüchtiges Adieu. Sie hatte kaum Zeit zum Antworten, so sehr eilte er aus dem Zimmer und nach dem Wagen.

Die arme Käthe! Alles geht dem schillernden Vergnügen nach, nur sie ist allein zu Hause. Alle sind glücklich und niemand kümmert sich um sie. Ernst hatte sie eben nicht einmal angesehen, das that ihr wehe. Aber glückliche Menschen sind nur mit sich selbst beschäftigt. — Ob er wohl glücklich ist? ob er das Mädchen wirklich liebt? ob sie schön und gut ist? ob sie ihn wieder liebt? — In diesen Gedanken störte sie der Diener, der den Thee servirte.

Nein, nicht hier, bat sie, ich trinke auf meinem Zimmer. Sie ging dahin, weil sie sich in der Tante Zimmer noch einsamer und verlassener dünkte. Sie nahm verschiedene Bücher zur Hand, blätterte im Skizzenbuch und im Album, aber nichts half die wehmüthige Stimmung zu besiegen. Kaum konnte sie die Thränen zurückhalten. Da setzte sie sich an den Flügel und spielte die vom Kandidaten abgeschriebenen

Choräle. Die einfachen schönen Akkorde legten sich tröstend ans Herz. Was wollte nur dies unruhige Herz — von dem großen Gott dort über sich? Sie dachte an das schöne stille Leben ihrer Herrenhuter, und eine Sehnsucht wie nach einer Heimath regte sich in ihrer Seele. Da waren ja überall Menschen, die sie liebten, da ward sie auf Händen getragen; — und hier? was sollte nur werden aus dem wüsten Durcheinanderlaufen?

Sie begann von Neuem einen Choral, als sie leise begleitende Flötentöne hörte. Neugierig trat sie an das Fenster, dort drüben im anderen Flügel des Hinterhauses war ein Zimmer erleuchtet, in dem hellen Schein stand die dunkle Gestalt des Flötenspielers. Ihr Herz pochte freudig, es war der Kandidat. So war sie doch nicht ganz verlassen, dort hüben war ein Freund, der Theilnahme für sie hatte. Sie spielte nicht mehr, aber die Stirn an das Fenster gelehnt, horchte sie seinen Melodien zu, bis spät der Tante Kammerfrau sie zum Schlafengehen mahnte. Sie folgte, aber noch lange hörte sie die Flöte leise herüber klingen. Es war ihr als ob sie wieder in der Heimath sei unter dem Glasdach, — als ob sie dort im Mondenschein Trauseß schimmern sähe, und als ob die goldnen Traumpforten sich ihr wieder öffnen müßten. — Aber nein, das war vorbei! Ernst wandelte nicht mit ihr auf flimmernden Blüthenbäumen, gewiß an Agnes Arm flog er jetzt durch die Reihen. — Gute Nacht ihr alle! der Herr nehme euch in seinen Schutz, — und du, guter Kandidat, habe Dank für dein tröstliches Erscheinen in meiner Verlassenheit.

Wirklich hatte Ernst seine wehmüthige Stimmung in Agnes hingebender, liebewarmer Nähe vergessen, berauscht flog er mit ihr durch die Reihen — und einem Trugbild nach. Nicht seine Seele war erfüllt, nur seine Sinne. Der Taumel

so süß und überschwänglich ließ nicht laut werden des Herzens heimliche Klagen.

Und, Agnes, liebst du denn? Wenn du auch anglühst den Geliebten mit deinem heißen Angesicht, wenn deine Seufzer ihn auch in Feuer setzen, deine Hand in seiner erzittert, deine flüsternden Worte ihn verführen: so ist es doch nur der trügerisch schimmernde Hintergrund der Welt, der deiner Liebe Leben lieh.

Und seht die Vettern und Basen, wie sie wohlgefällig lächeln, daß es da wieder ein Paar so weit gebracht hat. Denn für sie gehört nicht viel dazu, sie machen nicht viel Federlesens. Schon sinnen sie, mit ihren Spinnenarmen weiter ausreichend, sich neue Opfer zu holen in ihre Kreise, ihnen die Flügel zu entreißen und das Herzblut auszusaugen.

Käthe, hast du einen bösen Traum? Oder träumst du noch von schimmernden Sternenblüthen?

Friedrich hätte wohl noch lange gespielt, wenn nicht sein blonder sarkastischer Freund vom Sofa aufgestanden und zu ihm getreten wäre.

Höre mal, sagte er, indem er ihm die Flöte vom Munde nahm, ich habe nicht den Vorwurf auf mich laden wollen, daß ich Deine poetischen Launen nicht verstehe, jetzt aber ists genug des Dudelns. Noch dazu das Fenster nicht ordentlich zu! Höre auf mit Deiner Serenade.

Der Abend ist so schön — stammelte Friedrich.

Rudolf lachte hell auf. Bei uns nennt man solch Wetter Ruh=Rief. Faustdicker Nebel, scharfe Frostluft und kein Stern am Himmel.

Friedrich mußte mit lachen. Sein Freund hatte diesmal allerdings Recht. — Du siehst nur die Sterne nicht, die mich begeistern, sagte er.

Ach was! ich bin so dumm nicht wie ich aussehe. Das Mädchen da drüben ist freilich hübsch, aber laß Dir doch die Dummheiten vergehen.

Bist Du eifersüchtig?

Wahrhaftig nicht, höhnte Rudolf; Du wirst sie eben so wenig als ich bekommen, der langbeinige Kerl, der da drüben stark ein= und ausgeht, ich glaube, der hat mehr Hoffnung als wir beide.

Graf Rhön?

Gerade der, von dem ich Dir die lieblichen Dinge erzählte. Der Zufall spielt wunderlich, muß mein Stubenmädchen gerade bei der Frau von Cramseck gedient haben.

Höre doch nicht auf Mödchengeklatsch, fiel ihm Friedrich ins Wort.

Ich thue was mir beliebt, fuhr Rudolf fort. Wenn Du mit Deinem Geklimper der Geliebten Himmel und Hölle vormalst, so handele ich für sie, und sage Dir, so gewiß wir beide das Mädchen nicht kriegen, so gewiß soll der Graf sie auch nicht haben!

Friedrich schwebte heute in höhern Sfären und fühlte sich wenig geneigt, dem Freunde in das Dreckgäßlein der heruntergekommenen Menschenwelt zu folgen. Er verließ ihn.

Unter dem matterleuchteten Fenster der Geliebten blieb er noch einmal stehen. Der Geliebten? liebte er sie denn wirklich? Ja mit dem ganzen Jubel seiner Seele. Und doch war seine Liebe nicht kühner als die seines Freundes. War Rudolf zu sehr Verstandes=Mensch, um sich thörichte Hoffnungen zu machen, so lebte Friedrich ganz und gar in der Fantasie. Sie ein vornehmes Mädchen, er ein armer Kandidat; sie seine Königin, er ihr Ritter, — wie hätte er den frevelnden Gedanken, sie zu besitzen, fassen können? — Daß er ihr nahe sein, daß er die Gedanken ihrer Seele schauen

durfte, daß ihre Blicke so treuherzig und freundlich den seinigen begegneten, war genug ihn zu beglücken.

Käthe wurde am andern Morgen früh von Susa geweckt.

Du bist gestern Abend spät zu Bett gegangen, darum kannst Du heut nicht aufstehen.

Käthchen erzählte von Friedrich, aber nur in Eile; dann drang sie in Susa, ihr vom gestrigen Balle zu berichten.

Die Hauptsache, die ich Dir zu erzählen habe: mit Ernst und Agnes ist es richtig, zur Zufriedenheit der ganzen Familie. Heut Morgen ist hier Verlobungsfeier. Die Tante hat ein besonderes Frühstück befohlen, es wird die Familie sich hier zusammenfinden, und Ernst stellt seine Braut und Schwiegermutter vor.

So ists wahr? sagte Käthe wie halb im Traum. Und Agnes?

Ist ein liebes Kind und wird Dir gefallen.

Und Onkel und Tante?

Sind ganz zufrieden. Aber Käthchen, bezähme Deine Neugierde, Du fährst heute nicht zum Professor und siehst Dir alles selber an. Der gute Ernst, fuhr Susa gerührt fort, die Liebe hat ihn wieder zum alten gemacht, einer edlen Natur kann das Leben nicht viel anhaben. Nicht wahr, Käthe?

Gewiß nicht, — erwiderte Käthe und sah dann die Tante traurig an. — Höre mal, Susa, nahm sie wieder das Wort, ich muß es Dir nur sagen. Ernst ist mir böse; vielleicht jetzt, wo er so glücklich ist, — ich kann mit ihm darüber nicht sprechen, — vielleicht kannst Du es bei Gelegenheit.

Susa war gespannt nach dieser Einleitung und hörte mit nicht minderem Erstaunen die Erzählung von dem Briefe.

Und das hast Du mir verschwiegen? fragte Susa mit Vorwurf.

Die Sache ging mir so nahe, ich konnte nicht darüber sprechen. Aber die Zeit ist darüber hingegangen, Ernst wird einem thörichten Mädchen wohl verzeihen. Es thut mir gar zu weh, daß er keinen freundlichen Blick für mich hat. — Käthe sprach diese letzten Worte mit leiser Stimme.

Susa versicherte, daß es nur eines Wortes bedürfe. Ernst ist die Güte selbst, ich glaube kaum, daß er Dir wirklich böse ist; es ist mehr seine Art und Weise, die Dich abgestoßen und den Riß immer größer gemacht hat.

Käthe schüttelte den Kopf. Sie dachte an seine Heftigkeit, als er ihr den Brief zurückgab; aber sie brach das Gespräch ab.

Der Morgen verging. Herr und Frau von Anderweil saßen, die Gesellschaft erwartend, im Empfangszimmer, beide gut gelaunt und gleicher Stimmung über das neueste Familienereigniß.

Ernsts Leichtsinn — oder leichter Sinn, wie wir es lieber nennen wollen, — erspart uns dieses Mal manche Unannehmlichkeit, sagte Frau von Anderweil. Wir hätten doch nicht ohne Eclat ihm Käthchens Hand abschlagen können, wenn er den Wünschen seiner Eltern gefolgt, um sie angehalten hätte.

Allerdings, versetzte der Gemahl, und das ist auch mein Grund, mit der Wahl zufrieden zu sein; denn es fände sich sonst wohl Manches auszusetzen, — nicht an der Persönlichkeit der Braut, — aber die Verhältnisse —

Es giebt nichts Vollkommenes in der Welt, fiel Frau

von Anderweil ihm in die Rede. Mir wäre vor allen Dingen die Schwiegermutter zuwider.

So? — fragte Herr von Anderweil, der nicht gern widersprechen wollte und doch Frau von Cramseck liebenswürdig fand. Ja es giebt nichts Vollkommenes, fügte er hinzu, ich denke aber mit Käthchen soll es uns glücken.

Schon längst habe ich mit Dir über diesen Punkt sprechen wollen.Wir sind wohl gleicher Meinung über Graf Rhön.

Ja gewiß, erwiderte ihr Gemahl freudig, und Gott sei Dank dafür. Nun denke ich, machen wir dem Dinge so bald als möglich ein Ende, denn jede Ungewißheit hat etwas Aufregendes für mich. Graf Rhön ist Standesherr, über seine Güter ist man nicht ganz im Reinen, schon sein Vater hat nicht besonders gewirthschaftet; aber das Vermögen bleibt immer bedeutend, und seine Person ist so liebenswürdig, wie ich mir kaum noch die Jugend gedacht habe.

Frau von Anderweil stimmte hiermit überein, und beide verabredeten, von Weihnachten an Käthchens Lehrzeit so viel als möglich abzubrechen, sie in die Gesellschaft einzuführen, und somit des Grafen dringenden Bitten fürs Erste entgegenzukommen.

Ihre Unterhaltung wurde durch die ankommende Familie unterbrochen. Der General mit seiner Gemahlin, Adelheid, Susa und Ernst mit seiner Braut und Schwiegermutter fanden sich nach und nach ein.

Nachdem die üblichen Formen des Vorstellens und Gratulirens glücklich beendet waren, ward es bald traulich und belebt im Kreise, der glückliche Rausch, in dem das Brautpaar sich befand, schien ansteckend in etwas auf die Andern übergegangen zu sein. Ein jeder wollte sich den neuen Mitgliedern der Familie von der liebenswürdigsten Seite zeigen, und so entstand ein edles Ringelrennen.

Nicht lange währte es, da ließ auch Graf Rhön sich melden, Graf Rhön, der sich schon ganz als Familienmitglied betrachtete. Agnes konnte eine leichte Unruhe nicht unterdrücken, als sie aber die Mutter mit dem Grafen in so bewunderungswürdiger Haltung sich als alte Bekannte begrüßen sah, athmete sie wieder auf.

Graf Rhön und Frau von Cramseck hatten sich in ihren Interessen wohl errathen. Sie konnten nichts Besseres thun, als gegenseitig schweigen und ihr Glück sich gönnen. Der Graf hatte im Stillen nichts eifriger betrieben, als das Verhältniß zwischen Ernst und Agnes zu begünstigen und es der Familie von Anderweil annehmlich zu machen. Heute war er am Ziel und überaus glücklich, denn bis jetzt hatte er immer noch in Ernst einen gefährlichen Nebenbuhler gefürchtet. Von heute an konnte er mit größter Zuversicht seine Werbung verfolgen, und als ihm Frau von Anderweil noch eben im traulichen Zwiegespräch ihre Absichten in Bezug auf Käthchens Unterrichtsstunden und deren Eintritt in die Gesellschaft mitgetheilt, sah er schon sein eigenes Verlobungsfest im Geiste hier gefeiert.

Doch in der allgemeinen Aufregung hatte niemand an Käthen gedacht. Susa war ganz bestürzt darüber, und ging sie zu holen.

Während sie das Hauptzimmer verließ, trat Käthe in das Kabinet, und fand hier das Brautpaar im traulichen Liebesgespräch vertieft. Ernst kniete vor Agnes, hielt mit beiden Händen ihre Hände, seine Augen in ihre Augen versenkt. Käthe blieb erschrocken stehen, das war ja ihr Traum: Käthchen, das sind Glühwürmer, — sagten Ernsts in Liebe und Rührung aufgegangene Züge. Doch Agnes hatte Käthchen schon bemerkt, sie eilte zu ihr.

Gewiß das liebe Käthchen! sagte sie mit einschmeichelnder Stimme, schlang ihre Arme um Käthchens Nacken, und that nach junger Mädchen Art gleich sehr bekannt.

Käthchen stand scheu aber freundlich vor ihr, sie wollte so gern diese Herzlichkeit erwidern, konnte nur die Form sogleich nicht finden.

Ist das Käthchen? fragte Frau von Cramseck, die eben in das Zimmer trat, verblüfft von Käthchens Schönheit.

Das ist Käthchen, erwiderten Susa und Graf Rhön, die Frau von Cramseck gefolgt waren.

Ei, ich muß gestehen, nach den Schilderungen unseres Freundes Ernst hätte ich sie nicht erkannt, sagte Frau von Cramseck mit besonderem Ton, der für Käthen eine Schmeichelei und zugleich für Ernst einen Vorwurf in sich faßte.

Ich wüßte nicht, daß ich Käthchen beschrieben hätte, versetzte er mit einem fast gereizten Ausdruck.

Frau von Cramseck bemerkte es, und hatte bald mit einiger Gewandtheit die Unterhaltung in den harmlosesten Scherz gezogen. Zugleich schien sie es auf Käthchen abgesehen zu haben, sie überschüttete sie mit Höflichkeiten, und auch Agnes forderte sie indirekt auf, ihr es nachzuthun. Agnes war der Mutter gleich gewandt, und Käthe ward immer scheuer und verlegener, und mußte gewiß allen recht unbeholfen erscheinen.

Frau von Cramseck hatte eigentlich so etwas im Sinne, ihre und Agnes Liebenswürdigkeit sollten diesem unbeholfenen Kinde gegenüber dem Bräutigam imponiren. Aber diesmal hatte sie nicht richtig gerechnet, im Gegentheil — Ernst konnte diese Szene nicht mit ansehen, sie war seiner ganzen Natur zuwider. Käthe in ihrer großartigen Kindlichkeit bemühte sich so gar nicht, den übertrieben lügenhaften

Formen der Frau von Cramseck entgegen zu kommen, sie zeigte ein immer gleiches Bemühen, freundlich zu sein, und wehrte mit großer Ruhe und Feinheit die Schmeicheleien von sich ab.

Das Betragen seiner Schwiegermutter schien Ernst so unwürdig, und daß auch Agnes Theil daran nahm, war ihm unerträglich. Er verließ das Zimmer. Immer diese Käthe, die sich mit ihrem stillen Gesicht zwischen sein Glück drängte! So stand er ärgerlich am Fenster. Doch lange konnte er den störenden Gedanken nicht nachhängen. Agnes weiche Hand legte sich schmeichelnd in die seinige. Er wandte sich zu ihr, aber auch Käthe stand ganz in seiner Nähe, um ihre feinen Lippen kämpfte es wie ein Entschluß, sie hatte ja Ernst noch kein herzliches Wort zum Glückwunsch gesagt. Ernst ward es gewahr, und wandte ihr sogleich den Rücken, indem er Agnes hastig zur Gesellschaft hinzog. Sein Herz schlug, er wußte selbst nicht warum; aber er mochte jetzt nicht mit Käthchen reden. Käthchen im gleichen Augenblick eilte in das Kabinet, und so weiter nach ihrem Zimmer. Susa ging ihr nach.

Käthe wohin? fragte sie verwundert.

Ich halte es da nicht aus, sagte Käthchen, die Menschen erdrücken mich.

Susa schüttelte den Kopf und ließ sie gehen.

Käthchen kam auf ihr Zimmer, aber Susas verwunderter Blick war ihr dahin gefolgt, sie ward uneins mit sich selbst, ob sie nicht zurückkehren solle. Nein! sie konnte nicht, ihr Herz war zu schwer. Von diesem Morgen hatte sie so viel erwartet, heute sollte sie von dem Kummer, der sie schon seit Monaten bedrückte, befreit werden. Sie wollte Ernst wieder näher treten, er sollte an ihre Liebe und Theilnahme für ihn und Agnes glauben, und das Vergangene vergessen. Susa

hatte Recht, Ernst ist durch und durch gut, er mußte zu allem bereit sein. So waren Käthchens Hoffnungen, die sich nun traurig aufgelöst. — Sie machte sich Vorwürfe. Warum war sie so schweigend und unbeweglich? Mußte Ernst das nicht wieder übel deuten, daß sie kein Wort des Glückwunsches für ihn hatte? Ihre Lippen zitterten, eine Thräne nach der andern rann leise über ihre Wangen. — Aber war sie denn allein daran schuld? Frau von Cramseck und Agnes ließen sie nicht zu Worte kommen. Dazu war Graf Rhön ihr zur Seite mit seinen scharfen, unangenehmen Blicken und oberflächlichen Frasen, — wie konnte sie nur in solcher Umgebung ihr bewegtes Herz laut werden lassen! Nein, und wenn er mich auch wieder verkannt hat, heute konnt ich nichts sagen.

So suchte sich Käthchen zu trösten und trat, sich die Augen trocknend, an das Fenster.

Friedrich, der in liebender Ungeduld sich schon früh beim Freunde eingestellt hatte, saß am Fenster gegenüber. Er sah Käthen und erschrak vor ihrem kummervollen Gesicht. Und Käthchen, auch erschrocken seinen Blicken zu begegnen, zog sich schnell zurück.

Sahst Du sie? fragte Rudolf, der des Freundes Bewegung merkte.

Ja, sagte Friedrich. Warum sie nur weint?

Sie weint? fragte Rudolf mit großer Theilnahme.

Sie weint, wiederholte Friedrich nachdenklich.

Und die Uebrigen sind vergnügt. Sie feiern Verlobung. Ich habe selbst Deinen Herrn von Trauseß mit seiner hübschen Braut aus dem Wagen steigen sehen.

Friedrich fuhr es wie ein Blitz durch die Seele: Sie liebt Ernst, — er hat sich verlobt und sie weint. — Er verbarg dem Freunde diese Gedanken, und ohne sich weiter zu bemühen, seine Bewegung zu verbergen, verließ er ihn.

Gewiß sie liebt Ernst! sagte er bei sich, und ihr ganzes Wesen wollte ihm jetzt klar werden. Er fühlte einen Schmerz am Herzen, der erste der sein Leben bestürmte. Nein, nein, wie konnten diese schönen Augen weinen um einen Mann, der so kalt in ihrer Nähe weilt! Und doch erinnerte er sich jetzt, mit welcher Spannung sie von ihm reden hörte, mit welcher Bewegung sie seinen Namen nannte. Armes Käthchen, solltest du wirklich unglücklich sein? In größter Aufregung eilte er durch die winterlichen Straßen. Ob sie ihn liebt? ob sie ihn nicht liebt? so mußte er sich immer fragen: Ja und Nein gingen die Wogen auf und nieder.

Kurz vor Weihnachten stand Friedrich des Abends spät mit Rudolf im dunklen Hausflur eines unansehnlichen Hauses in der Karlsstraße.

Ich kann es doch nicht glauben, sagte Friedrich leise, Du gehst in Deinem Eifer zu weit.

Eben weil Du es nicht glauben kannst, stehen wir ja hier, Du sollst es mit eigenen Augen sehn.

Dort sollte er um das reine edle Mädchen werben — und hier eine Verbindung mit solch einem Weibsbild!

Ganz so schlimm ist er nicht, höhnte Rudolf. Seit er dort wirbt, will er sich hier losmachen; aber das liebende Wesen läßt ihn nicht sogleich los, und vorsichtig muß man bei solcher Auflösung immer sein. Darum ist heute wieder ein Termin angesetzt. Und nun paß auf! Wie die Hausthür aufgeht, stecke ich das Licht an: bis er den Gang hierher kömmt, brennt es, und wir leuchten ihm unter die Nase.

Nach einigen Minuten öffnete sich wirklich die Hausthür, es lauschte jemand herein, und als er alles still und dunkel sah, schlüpfte er eilig den langen Gang hinunter. Aber

Rudolfs Licht brannte auch schon, und schien dem Vorüber-eilenden hell in die Augen. Es war Graf Rhön. Zornig sah er die beiden jungen Leute an.

Verzeihen Sie, sagte Rudolf demüthig ironisch, wir haben hier etwas verloren. Aber Friedrich blitzte mit seinen großen Augen den Grafen durchdringend an, der, wie von diesem Blick gescheucht, sich um so eiliger die Treppe hinauf schwang.

Als er in ein Zimmer des ersten Stockwerkes einge-treten war, löschte Rudolf sein Licht wieder aus. — Nun warte noch, bis es droben lauter wird, sagte er zu Friedrich, im Nothfall einer Ueberraschung steigen wir die Treppe höher zu meinem alten Schuster.

Sie brauchten nicht lange zu warten. Ein lautes Zwiegespräch erhob sich oben im Zimmer, in das der Graf eingetreten. Deutlich war eine helle weibliche Stimme zu vernehmen, die sich in den heftigsten Anklagen zu ergehen schien. Kaum hörbar war in den Zwischenpausen die Stimme des Grafen, der wohl mochte sie zu beruhigen suchen. Aber immer lauter erhob sich jene von Neuem, ganze Sätze konnte man verstehen, und eine namhafte Geldforderung war der Schluß.

Das habe ich ihr gerathen, lachte Rudolf, da müßte ich kein Jurist sein.

Ist es denn möglich! rief Friedrich aus.

Ja Du zarte Seele, entgegnete Rudolf, es ist noch ganz Anderes möglich in der Welt.

Nun aber laß uns gehn, drängte Friedrich. Mich ekelts an, hier länger zu bleiben, ich glaube Dir jetzt gern.

Und dankst mir, daß Du durch mich die Welt ken-nen lernst?

Das halte ich für keinen Gewinn! entgegnete Friedrich, indem sie beide das Haus verließen und weiter gingen.

Für Dich vielleicht nicht, aber hoffentlich für Andere, warf Rudolf ein.

Ja, ich muß es recht als Gottes Fügung anerkennen, daß er Dich in das Haus führte, daß Dein Schuster —

Ach was, Fügung und Schuster — fiel ihm Rudolf ins Wort. Das ist das wenigste. Wäre ich nicht des Herrn Grafen Wegen überall nachgespürt, so hätte der ehrliche Meister immer dort wohnen können. Ich lasse es nicht bei den guten Wünschen, ich schreite zur That. Für Geld und gute Worte stehen einem alle Thüren offen, und ich sage Dir, kommt man erst einmal hinein, hat das Spioniren einen eigenen Reiz.

O Du Jurist!

Ja, solche Sachen sind die Poesie unsres Standes, die Wahrheit muß ans Licht — und „Untergang der Lügenbrut!“ Uebrigens ist mir diese Geschichte ziemlich leicht geworden; die Donna in der Karlsstraße denkt, ich brenne für sie, und denkt, ein wohlhabender Bürgermeisters-Sohn ist wohl splendider als ein leichtfüßiger Graf. Ich habe freilich ein tüchtig Handgeld geben müssen, und war mir nicht viel an den Briefen gelegen —

Hältst Du sie wirklich für echt? fiel Friedrich ein.

Freilich echt! Sie sind von der Frau von Cramseck grade in der interessantesten Periode ihres Verhältnisses geschrieben, wo es anfängt wackelig zu werden und sie ihre Tochter unterschieben will. Dem Mädchen scheint sie eine Leidenschaft eingeredet zu haben, aber der Graf schlüpft noch vor dem Zuklappen aus der Falle. So recht wird man aus der ganzen Geschichte nicht klug, aber so viel merkt man, daß sie keine sehr feine ist. Um seine neue Geliebte zu

amusiren, so noch im ersten Liebestaumel, hat der Graf ihr die Briefe gegeben, und dabei liegen noch Briefe von ihm an sie selbst gerichtet. Kurz, es sind wichtige Documente, die ich in Deine Hände lege, weil ich jetzt abreisen muß. Aber Du bist ein gescheiter Junge, und wirst zur rechten Zeit davon Gebrauch machen. Grade die Krisis mußt Du benutzen, da sind solche Mittel am wirksamsten. Das Einzige, was ich mir ausmache, sagte er mit etwas ernsthafter Stimme, daß Du bei der Gelegenheit meinen Namen nennst; er soll bei ihr wenigstens einen guten Klang haben.

Mir thuts nur für Herrn von Trauseß leid, wenn die Sache zur Sprache käme. Wie muß es ihn kränken, daß seine Braut schon diese Rolle spielte.

Im Gegentheil, fiel Rudolf ein, es wird Deinem edelmüthigen Ritter eine Freude sein, der abscheulichen Mutter die junge Unschuld zu entreißen.

Friedrich schüttelte den Kopf und sagte dann zögernd: Auch kann man doch Käthchen nie mit solchen Dingen bekannt machen.

O so macht man das alte Fräulein damit bekannt, die mag ihr davon sagen so viel sie will. Wenn sie nur Grund hat, den alten Pflegeeltern gegenüber ihre Freiheit zu behaupten, bin ich schon zufrieden. Und beiläufig gesagt, ist es mir ein rechter Hauptspaß, daß wir denen die Suppe versalzen.

Indessen waren sie auf Rudolfs Stube angekommen. Die Hoflaterne warf einen hellen Schein hinein, Rudolf, ohne Licht anzustecken, warf sich in das Sofa, Friedrich nahm den Platz am Fenster ein.

Nach einer Pause fing Rudolf leise an zu singen:

So muß ich denn die Stadt verlassen,
Wo ich gelebt so lange Zeit.

Ich ziehe ruhig meiner Straßen,
Doch nur um Eine — Eine thut mirs leid.

Eine Stunde noch, seufzte er dann, und ich sitze im Postwagen. Was aus mir werden soll? ich weiß es nicht, fuhr er halb wehmüthig, halb ärgerlich fort. Zu Hause reisen soll ich! Das Weihnachtsfest soll ich dort feiern, Vettern und Basen versammeln sich um den Christbaum, hübsche Cousinen schenken mir respektive Börsen und Tabacksbeutel, zum Sylvesterball bin ich schon mit einer zum Cotillon engagirt, und wenn ichs recht bedenke, geht das Engagement noch weiter. Vor Kurzem freut ich mich auf alle diese Herrlichkeiten wie ein Kind, — nach überstandenem Examen in der Vaterstadt als Auskultator glänzen, Bälle, lebende Bilder, Singevereine arrangiren, — das könnte ein Leben wie im Himmel sein! Und nun mit einem Mal ist mir das alles langweilig, fade, ekelhaft. Da drüben — hier faßte er mit einer komischen Desperation Friedrich am Rockkragen — da drüben hinter den Spiegelscheiben sitzt mein Glück, und ich bliebe am liebsten hier auf meiner Kneipe sitzen.

Armer Freund! sagte Friedrich.

Armer Freund! spottete Rudolf. Geht es Dir denn etwa besser? Ich hätte Dich nur nicht hier auf die Stube ziehen lassen sollen, dem Feuer so nahe wirst Du Dir die Flügel noch ganz verbrennen.

Fürchte nichts, sagte Friedrich, und denke ohne Neid an mich.

Wahrhaftig! erwiderte Rudolf wegwerfend, ich habe Dir schon gesagt, Du bekommst sie eben so wenig als ich. Ich kenne das Leben zu gut, um mir Illusionen zu machen. Ich ziehe nach meiner kleinen schmutzigen Vaterstadt, Du sitzest hier mit leerem Magen und wirst manches unnütze Talglicht verbrennen um zu schwärmen, und das Fräulein,

unbekümmert um uns arme Schlucker, schwebt von einem Salon zum andern, nächstens ists eine vornehme Frau, und alles vergessen. Höchstens amusirt sie den Gemahl mit der Erzählung von den beiden Narren, die ihr gegenüber wohnten. Daß uns beiden so katzenjämmerlich dabei zu Muthe ist, daß wir das Weltall mit unserem Grimm erschüttern möchten, fällt ihr nicht ein. Ja, höre mal, Friedrich, — bei diesen Worten sprang er heftig auf, — ich möchte die Welt umstürzen, wenn ich daran denke, ich möchte — ich weiß selbst nicht was ich möchte. Kaum zwanzig Schritt von uns steht und geht sie, und die Möglichkeit ist geradezu abgeschnitten, ihr näher zu kommen. Ich könnte rasend werden! Was sind wir denn anders, als die jungen Laffen, die da mit den Visitenkarten hin und her laufen? Denke Dir, Friedrich, ja denke Dir das deutlich aus, ich ginge zu dem alten Eisenfresser da drüben und gäbe meine Karte ab:

Rudolf Wankel,
Auskultator.

„Was wünschen Sie, mein Herr?"

Ich wollte meine Aufwartung machen. Mein Vater hatte das Vergnügen Ihnen bekannt zu sein.

„Ja, aber womit kann ich Ihnen dienen?"

Ich — ich — Ja, da säßen wir fest. Dem alten Stockfisch fällt es gar nicht ein, daß man ihm einen freundschaftlichen Besuch machen könnte. Nein, es ist empörend! und wie gesagt: umstürzen die Welt, — das ist das Einzige!

Friedrich lächelte. Stürze nur, so wird doch immer eines oben und eines unten sein, und wo Du hingeworfen bist, mußt Du aushalten.

Aushalten, und immer aushalten! mir ist in meinem

Leben noch nicht so zu Muth gewesen als jetzt. Wenn ich da drüben die großen Scheiben sehe und die breiten Treppen und Teppiche, und die betreßten Esel, die einen im Vorübergehen von der Seite ansehen, als ob man nicht werth ist, gleiche Luft mit ihnen zu schnappen: da möcht ich des Kuckuks werden!

Du widersprichst Dir aber in Deinen Ansichten, wenn Du sonst immer sagst, Du bist und giltst den vornehmen Leuten gleich und frägst nichts nach ihnen. Warum machst Du Dir denn so demüthige Vorstellungen? Laß doch jeden seinen Weg gehen. Was geht Dich Herr von Anderweil an? Du bist so unabhängig von ihm als einer.

Seine Unverschämtheit ärgert mich! Und sie sollte mich nicht einmal ärgern, wenn er nur nicht gerade das hübsche Mädchen bei sich hätte.

Jetzt allen Groll bei Seite! Die Abschiedsstunde ist da, es ist neun, sagte Friedrich und steckte ein Licht an. Im Zimmer sah es wüst aus. Rudolfs Koffer standen gepackt an der Stubenthür, Friedrichs neueingeräumte Sachen lagen noch ungeordnet auf Tischen und Stühlen umher.

Rudolf rief den Hausknecht, übergab ihm seine Sachen und schickte sich zum Weggehen an.

Warum auch heut die Fenster dort drüben dunkel sind? murmelte er halblaut, und dann etwas lauter fügte er hinzu: Und der Himmel hängt wie ein dunkler Sack über den Häusern, — das wird eine Nacht im Postwagen!

Beide Freunde verließen das Zimmer. Auf der hellerleuchteten Treppe sah Rudolf noch einen betreßten Diener stehen, er trat etwas fester auf, als er an ihm vorüberging. Schweigend gingen sie jetzt neben einander. Die Straßen waren belebt, alle Läden hell erleuchtet, Straßenjungen hat-

ten mit Waldteufeln und andern Spielen ihr Vergnügen, überall war das nahe Weihnachtsfest zu bemerken.

Auf dem Posthof war ein wirres Treiben. Endlich fand Rudolf den rechten Wagen, er stieg hinein, reichte Friedrich die Hand und sagte ihm Adieu.

Schreibe mir auch, — und viel von ihr, — ob Du sie siehst, ob sie traurig ist, wie es ihr geht. Er biß die Lippen zusammen, legte sich in die dunkle Wagenecke, der Postillon blies sein lustiges Lied und der schwerfällige Wagen setzte sich in Bewegung.

Friedrich ging langsam hinterher, sein Herz war vom Abschied schwer. Rudolf, wenn auch keiner der vertrautesten, war doch der letzte Universitätsfreund der jetzt von ihm schied. Nun hatte er keine bekannte Seele mehr in Berlin, in dieser großen Stadt, die mit ihrer Menschenmenge, mit ihrem Glanz und ihren Lichtern ihn seine Verlassenheit noch mehr empfinden ließ. Er sah das königliche Schloß an, dessen dunkle Umrisse mit dem nächtlichen Himmel eins waren: die vielen erleuchteten Fenster, das Ein- und Ausfahren der Wagen gab ihm etwas großartig Belebtes. Armer Friedrich! Da stehst du so einsam und schaust dir die geselligen Wohnungen der Menschen an. Nicht allein das Schloß, der ganze Platz ist belebt, die Menschen gehn scherzend und lachend an ihm vorüber, er sieht in die hellen Läden, da wird gekauft und verkauft, und überall begegnet er nur frohen lachenden Gesichtern.

Er stand auf dem Christmarkte, er lehnte sich an die Seitenwand einer Bude und sah in das Gewimmel hinein.

Wer ist das? — Käthchen? — Ja Käthchen, sein Glück, seine Liebe, seine Wonne, sie steht da, in Kapotte und Mantel gehüllt, ihr bleiches Gesicht wehmüthig auf die Kinderwelt gerichtet, die da im glückseligen Schauen vertieft an den Buden steht.

Ihre Augen trafen jetzt Friedrich, freudig überrascht erwiderte sie seinen Gruß. Er näherte sich, Susa stand vor der Bude, ein Diener ihr zur Seite, der die gekauften Sachen einpackte.

Ei guten Abend, lieber Kandidat, sagte Susa. Schön, daß wir Sie treffen! Führen Sie doch Käthchen etwas auf und ab, sie wird frieren, und ich habe noch zu kaufen.

Er durfte Käthchen führen! Plötzlich sah er die ganze Welt im anderen Lichte. Nichts mehr von Alleinstehen und Verlassensein; er war der glücklichste der Menschen. Und Käthe ging so unbefangen neben ihm her, sah ihm so zutraulich in die Augen. Doch immer und immer der Schmerzenszug in diesen großen kindlichen Zügen. Sie leidet, und er kennt ihren Kummer. Käthchen hinter den großen Spiegelscheiben, auf den weichen Teppichen, bedient von den betreßten Dienern, ist nicht glücklich. Und welche schweren Schicksalswolken ziehen sich noch über ihrem Haupte zusammen? Armes Käthchen! wer dir doch helfen könnte! Sie leiden zu sehen, kann er nicht ertragen. Seitdem er sie unglücklich weiß, übersteigt seine Großmuth seine Liebe: ihr sein Leben zu opfern und ihr Freund zu sein, ist jetzt das Ideal seiner Fantasien. Heute in dieser vertraulichen Nähe hatte er wohl den Muth, sie darauf anzureden.

Sie sehen traurig aus, — sagte er mit beklommner Stimme, und hielt dann stockend ein.

Und wenn ich es wäre? entgegnete Käthe, der es hier zwischen den Weihnachtsfreuden besonders schwer zu Sinne war.

Da ging ihm das Herz über. Mit einiger Aufregung bot er sich ihr zum Freunde an, er wollte ihr helfen, nützen, wo es auch sei. Er sprach so treuherzig und warm, sie konnte doch sein Vertrauen nicht zurückweisen.

Er hatte, in Mitleiden und Theilnahme aufgelöst, ihre Hand ergriffen. Käthe lächelte ihn schwermüthig an, als sie plötzlich ihre Hand hastig aus der seinigen zog.

Sahen Sie meinen Vetter Ernst? sagte Käthe hastig: er sah bleich aus, ihm muß ein Unglück begegnet sein.

Ob er es auch gewesen ist? tröstete Friedrich. Käthchen schwieg, aber sie hatte ihn wohl erkannt. Er stand ihr gegenüber, starr seine Blicke auf sie und Friedrich gerichtet, doch nur einen Augenblick: dann wandte er sich schnell und verlor sich in der Menge.

Hast Du Ernst gesehen? fragte jetzt Susa, indem sie zu Käthchen und Friedrich trat.

Ich glaube, ja, erwiderte Käthe.

Gewiß kauft er ein für die Braut, fuhr Susa fort, und ging dann fröhlich plaudernd neben beiden her.

Käthe, die es schon bereute, daß sie gegen Friedrich ihre Bewegung nicht verbergen konnte, nahm sich nun in Susas Gegenwart um so mehr zusammen.

Ernst war indessen in einer seltsamen Aufregung. Schon seit längerer Zeit fühlte er sich unbefriedigt und unglücklich. Die Ursache seiner Stimmung zu erforschen hatte er noch nicht gewagt, aber gerade dies von sich Abweisen und mit Gewalt sich Beruhigen war seine Qual. In Agnes konnte er den Grund seines Unglücks nicht finden: wenn ihm auch Manches in ihrem Wesen nicht recht angenehm war, so blieb sich ihre Liebe und Hingebung doch immer gleich. — Das Verhältniß zu seiner Schwiegermutter war freilich kein wohlthuendes: es war wie ein künstliches Kartenhaus, beide mußten den Athem ihres Wesens anhalten, um es nicht zu zerstören. Frau von Cramseck wurde das leicht, sie hatte be-

sondere Uebung darin; aber Ernst sehnte sich oft aus ihrer Nähe, um wieder aufathmen zu können. — Doch das konnte ihm wohl störend sein; ihn unglücklich machen konnte es nicht. Nein, der Grund mußte ein anderer sein, — er klagte sich selbst an, seine ewig unbefriedigte Natur, seinen Widerspruchsgeist; denn es konnte Tage geben, wo alles, was Agnes sagte und that, ihm widerwärtig war, ohne daß er einen Grund dafür eigentlich gewußt hätte. So war es heute, er hatte einige qualvolle Stunden bei ihr zugebracht, hatte, um seine widerstrebende Natur zu zwingen, sich besonders nachgebend und eingehend gezeigt. Agnes Liebe zeigte sich gerührt und dankbar dafür, aber es war ihm als ob er das nicht mit gutem Gewissen annehmen dürfe, weil er den innerlichen Zwang doch immer fühlte. Er war glücklich, als er endlich seine Braut verlassen konnte. Die Stunden der Freiheit waren ihm ein köstlicher Genuß, seine Gedanken schweiften dann suchend umher, er durfte sich entschädigen für die Stunden des Zwanges.

In dieser Stimmung kam er auf den Weihnachtsmarkt. Die Freude und das Gewirr der Kinder fing an ihn zu ergetzen, wehmüthig dachte er an seine eigene Jugend: da sah er Käthe kummervoll im Schatten der Bude stehn. Er wollte sich ihr nähern, ihr versöhnende Worte sagen, denn im Herzen hatte er ihr ja schon längst verziehen, heute zog es ihn zu ihr hin, eine bessere Gelegenheit konnte sich ihm nie wieder darbieten. Allein ihr gegenüber! sein Herz schlug hoch auf: — da sah er Friedrich. Er sah Käthens Freude, sah wie sie mit ihm ging, ihn dann schwermüthig anlächelte, und er sie mit liebenden Blicken zu trösten suchte. Ernst fühlte einen heißen Schmerz am Herzen. — Was ist das nur? — Käthe, ich glaube, ich hätte dich lieben können, sagte er sich bestürzt.

Käthe liebt einen Andern, — dabei fühlte er erst sein eigenes Herz. — Nein! nein! ich weiß selbst nicht was ich will, fuhr er in seinen Gedanken ruhiger fort, — und er will nichts fühlen! sein Leben ist abgeschlossen, er will es ruhig verfolgen. Traut er sich doch nicht mehr zu, auf irgend eine Weise glücklich zn werden. Andere will er glücklich machen, besonders Agnes, die sich ihm hat anvertraut. Aber auch Käthen! Wenn sie Friedrich liebt, soll sie ihn besitzen. Er will diese Liebe überwachen, und Onkel und Tante gegenüber ihr treu zur Seite stehen. Dieser Gedanke war ihm ein neuer Lebensreiz, und dieser Gedanke trieb ihn noch heute zu Käthen. Er wollte sie wenigstens sehen, sie sollte heute noch an seinem Wesen merken, wie sehr er ihr Freund ist, und in der Hoffnung, sie mit Susa schon wieder zurückgekehrt zu finden, betrat er das Hotel.

Fräulein Susanna zu Haus?

Sie sind mit Fräulein Käthchen noch nicht vom Theater zurück.

Ist die Herrschaft allein?

Der Herr Graf Rhön sind zugegen.

Ernst hatte nicht Lust hinein zu gehen. Vielleicht, wenn er noch bei Adelheid einen kurzen Besuch machte, war Susa unterdeß zurückgekehrt.

Er ging den Korridor entlang und fragte das Mädchen, die er vor der Stubenthür fand, ob Adelheid zu Hause sei.

Gnädige Frau sind unwohl, stotterte die.

Sie ist aber nicht allein, erwiderte Ernst. Ich hörte reden.

Sie hörten? nein wie sollte das —

Sie ist nicht allein, wiederholte Ernst mit fester Stimme. Melden Sie mich.

Das Mädchen ging. Nach mehreren Minuten kehrte sie zurück.

Sie haben wirklich Recht, gnädiger Herr, sagte sie unbefangen: Herr und Frau von Render sind im Vorzimmer, ich mußte den Herrschaften aber auch sagen, daß die gnädige Frau nicht zu sprechen sind.

Ernst stand noch zögernd, als Frau von Render aus der Thür trat.

Sagen Sie Frau von Trauseß unser Bedauern, daß wir sie nicht sprechen konnten, wandte sie sich zum Mädchen; dann, wie überrascht, grüßte sie Ernst und eilte an ihm vorüber. Der Herr folgte ihr. Den Mantelkragen hoch gezogen, die Mütze tief in das Gesicht gedrückt, ging er mit einem militairischen Gruß an ihm vorüber.

Es war Herr von Blühen, Ernst erkannte ihn. Warum verheimlichte man seinen Besuch bei Adelheid? Ernst fühlte, daß hier nicht alles sei, wie es sein sollte. Interesse für Clemens ließ ihn Käthchen und alles Andere vergessen, recht innerlich erschrocken und betrübt eilte er nach Haus.

Am andern Morgen rief ihn ein Billet schon früh zum Onkel. Er fand Onkel und Tante in höchster Aufregung. Sie gaben ihm einen Brief von Adelheid. Er lautete:

„Verehrte Frau! Verzeihen Sie mir, daß ich ohne Abschied zu nehmen Sie verlasse und Ihnen auch die Ursache meiner Reise für jetzt verschweige. Es ist mir unmöglich, darüber zu reden; mein Vater wird es für mich thun.

Adelheid.“

Herr und Frau von Anderweil waren außer sich. Wie wird es nur möglich sein, dem entsetzlichsten Skandal zu ent-

gehen? Die Leute im Haus schon erzählen sich die Ursache von Adelheids Reise, — wie bald wird es sich weiter aussprechen! Hier war guter Rath theuer.

Susa hatte schon versucht zu trösten, aber auf die Diplomatik so handgreiflicher Fälle verstand sie sich nicht, ihre gutgemeinten Worte brachten Bruder und Schwägerin nur noch mehr in Harnisch. Ernst war zu tief bewegt für den ersten Augenblick, um sich aussprechen zu können. Da zur glücklichen Stunde erschien Graf Rhön.

Als Hausfreund und als erfahrner Mann wurde er sofort ins Vertrauen gezogen. Und in der That hatte er der feinen Rathschläge und passenden Anordnungen so viele, daß Herr und Frau von Anderweil um Vieles ruhiger wurden.

Die Welt macht oft aus einer Sache etwas, sagte er, die an und für sich gar nichts ist. Ich habe Dinge erlebt, wogegen dies nur eine Kinderei ist und die sich dennoch vortrefflich arrangirten. Die Hauptsache ist, den Gereden, die etwa auftauchen könnten, und allerdings hört man schon hin und wieder Anspielungen auf Frau von Trauseß und Herrn von Blühen, — diesen Gereden mit der größten Unbefangenheit zu begegnen. Frau von Trauseß ist zu ihren Eltern gereist, ihr Gemahl wird sie dort treffen, die Sache ist höchst einfach, und niemand kann etwas dagegen haben.

So leicht konnte Ernst es nicht nehmen. Ihm ward die Aufgabe zugetheilt, nach Wingen zu eilen, Clemens von der Berliner Reise abzuhalten, und ihn auf ein Zusammentreffen mit Adelheid vorzubereiten. Er war in Gedanken darüber vertieft, als die Thür sich öffnete und Clemens mit frischem Angesicht und fröhlichem Lächeln in das Zimmer trat. Er begrüßte alle mit großer Herzlichkeit, aber bald erschrak er vor ihren verlegenen Gesichtern.

Du kömmst so unerwartet, sagte Frau von Anderweil.

Ich unerwartet? das denk ich nicht. Wo ist Adelheid?

Adelheid ist abgereist, erwiderte der Onkel mit höchster Ruhe.

Graf Rhön übernahm es mit Geläufigkeit, etwas zu sagen, um nur den Andern Zeit zur Besinnung zu verschaffen.

Was ist? ich will alles wissen! rief Clemens heftig.

Du kennst ja Adelheid, nahm jetzt Ernst das Wort, und kennst ihre Launen. Sie ist heute Morgen heimlich zu ihren Eltern abgereist. Warum hast Du auch so lange auf Dich warten lassen?

Diese Worte schienen Clemens zu beruhigen. — Ja ich kenne Adelheid, sagte er wehmüthig lächelnd, solcher Neckereien ist sie fähig. Diesmal aber ist es ein grausamer Spaß. Ich will ihr sogleich nach.

Wer von meinen Leuten hat Dich ankommen sehen? fragte der Onkel wieder in höchster Ruhe.

Niemand, erwiderte Clemens.

Gut. Willst Du Dich nicht im Kabinetchen etwas durchwärmen? Komm mit herein.

Frau von Anderweil traf sogleich Vorkehrungen, daß niemand von ihren Leuten in das Kabinet käme. Ernst war ihr gefolgt und sprach eben seine Absicht aus, Clemens zu begleiten, um ihn auf Adelheids Wiedersehn vorzubereiten, als auch Susa sich dazu anbot, und ihr Erbieten ward als das passendere und weniger auffallendere angenommen.

Höre mal, trat sie zu Clemens: Du weißt, ich bin ein vergnügungssüchtiges Wesen, nimm mich mit nach Hohendorf. Deine Schwiegereltern haben mich oft eingeladen, und ich sehe mir gern ein neues Stückchen Welt an.

Clemens war es sehr zufrieden, und sie ging, sich schnell reisefertig zu machen. Im Hinausgehen winkte sie Ernst.

Lieber Ernst, sagte sie eindringlich, wenn ich weg bin, bitte ich Dich, nimm Dich der armen Käthe an, sie ist recht verlassen. Sie ist liebebedürftig und hat niemanden, der sie recht liebt. Einer ist da, Du kennst ihn, er thut so warm, aber Käthe mag ihn nicht leiden, seine Nähe ist ihr eine Qual. Mit ihm und Onkel und Tante fortwährend zusammen zu sein erträgt sie nicht. Nimm sie zu Agnes öfter mit, laßt sie zuweilen mit Euch spazieren und in das Theater gehen, und zeige ihr überhaupt, daß Du ihr eine Stütze bist. Schon der Gedanke wird sie beruhigen.

Wie gern! sagte Ernst, und mußte sich zusammennehmen, seine Freude über diesen Auftrag nicht zu verrathen.

Sie waren indessen den Korridor entlang gegangen und traten in Susas Zimmer, — Ernst zum ersten Mal. Käthe, die seit einigen Tagen nur noch sehr wenige Lehrstunden hatte, war drinnen. Sie sah Ernst so plötzlich vor sich und ward roth; als sie aber hörte, daß Susa sie verlassen wolle, ward sie wieder bleich und beinahe trotzig sagte sie:

Du willst fort? Das kannst Du nicht. Eine Vergnügungsreise — und ich bleibe hier allein?

Nein, sagte Susa begütigend, Ernst wird meine Stelle ersetzen, er und Agnes wollen sich Deiner annehmen.

Ernst? sagte Käthe, halb verlegen, halb verwundert.

Er reichte ihr die Hand. Ja, Käthchen, wenn Du es zufrieden bist?

Ja wohl, sagte sie leise und es ward beiden wundersam bange zu Muthe.

Sie wandte sich von ihm, und Susa theilte ihr das Nöthigste über Adelheid und Clemens mit.

Käthe konnte es kaum ruhig mit anhören, ihre Sehnsucht trieb sie zu Clemens, sie eilte fort ihn zu begrüßen.

Sie liebt den Clemens ganz unbeschreiblich, sagte Susa zu Ernst, indem sie ihre Reisesachen ordnete, und er liebt sie auch, das freut mich immer.

Sie sind doch so verschieden, entgegnete Ernst.

Verschieden? fragte Susa. Clemens ist edel, und Käthe ist edel, das ist genug. Meinst Du, weil sie rasch und er langsam ist? Ei das ist Nebensache, auf den Grund kömmt es an, für den äußeren Beobachter giebt es oft wunderliche Wahlverwandtschaften. Ein geheimer stiller Zug führt die Herzen zusammen, da hilft kein Sträuben, ja das Sträuben macht das Sehnen nur noch heißer. Es ist dies ein Seelengeheimniß, und Vielen wird auf Erden gar nicht das Verständniß, aber schwer muß es sein, solch ein Räthsel mit sich herum zu tragen. Auch zwischen uns beiden, lieber Ernst, — fügte sie scherzend hinzu, — ist dieser stille Zug. Wir sind doch recht verschieden, ich mache gewiß oft etwas nicht nach Deinem Sinn, aber lieb haben mußt Du mich doch.

Ja Susa, Du hast Recht, entgegnete Ernst lächelnd.

O, ich wußte das wohl. Nun fällt mir aber auch der Zank ein, den Du mit der Käthe hattest. Gewiß ist er Dir längst aus dem Sinn, und sie glaubt, Du bist ihr immer noch böse. Vor langer Zeit hat sie mich gebeten, Dir zu sagen, wie leid ihr das thut, und ich habe es vergessen.

Vor langer Zeit schon? fragte Ernst zerstreut.

Ja es war kurz vor Deiner Verlobung. Darüber ist es mir aus dem Sinn gekommen.

Ich glaubte gar nicht, daß Käthchen um Verzeihung bitten könne. Als Kind hätte sie es nicht gethan, sagte Ernst nachdenklich.

Wie Du ihr nun Unrecht thust! zürnte Susa. Auf Kommando um Verzeihung bitten, muß man nie von einem Kinde verlangen, es ist recht grausam; denn es mag ihm oft noch so weich um das Herz sein, es weiß nicht, wie es damit heraus kommen soll, und läßt sich lieber schelten. Käthe ist nun wohl kein Kind mehr, aber sie wußte doch nicht, wie sie Dich versöhnen sollte, und glaub, sie hat sich viel bitteres Herzweh darum gemacht.

Das thut mir leid, entgegnete Ernst, und um seine Bewegung zu verbergen, mit recht kaltem Ton. Darauf verließ er sie und kehrte zu den Andern zurück.

Im ersten Zimmer fand er Graf Rhön mit Onkel und Tante. Sie waren in wichtigen Verhandlungen vertieft, darin er sie nicht stören wollte. Die Thür zum Kabinet war angelehnt, er sah hinein. Käthe kniete auf der Fußbank vor Clemens, der auf dem Sofa saß und ihre Stirn und Wangen liebkoste.

Käthchen, Du bist aber auffallend blaß. Die Dich hier jeden Tag sehen, merken es nicht, sagte Clemens sorglich.

Wie gesagt, das viele Studiren! scherzte Käthe. Ich verstehe nun aber auch meine Sache. Du wirst staunen, wenn ich meine Kunstwerke in Anderweil ausstellen werde.

Lache nur; aber so recht gefällt es Dir hier nicht, ich merke es wohl. Nicht wahr, ich habe Recht? Sei aufrichtig.

Du inquirirst scharf, lachte sie weiter; aber wenn Du es denn wissen willst, — und trotz des lachenden Mundes traten jetzt Thränen in ihre Augen, — mir ist es oft recht weh um das Herz und ich habe Heimweh.

Sie trat schnell an das Fenster, Clemens sah ihr mitleidig nach.

In diesem Augenblick erschien Susa, völlig reisefertig. Ernst eilte eine Droschke zu besorgen, und nach wenigen Minuten ohne alles Aufheben reisten Susa und Clemens ab.

Ich schreibe Dir! flüsterte Susa Ernsten zu, der sie an den Wagen begleitete.

Ernst hatte eigentlich in dieser Stimmung nicht Lust zu Agnes zu gehn, aber er bezwang sich, um das Ungewöhnliche seines längern Ausbleibens nicht noch zu steigern.

Agnes plauderte vergnügt mit der Mutter und sie bewunderten gemeinschaftlich eine Schreibmappe, die Agnes für Ernst zum Weihnachten gearbeitet hatte.

Noch drei Tage, sagte sie, dann kann ich sie ihm schenken. Ich freue mich königlich darauf! Und was ich wohl alles von ihm bekommen werde!

Rechne nicht zu viel darauf, sagte Frau von Cramseck, Ernst könnte leicht vergessen für Dich einzukaufen. Er ist kein Mann, dem es Vergnügen macht, in den Läden umher zu laufen, er schenkte Dir sein Herz und vergißt nun darüber alles Andere.

Aber Mama, gar nichts zum Weihnachten? sagte Agnes ärgerlich.

Die nächste Weihnacht, mein Kind, bist Du Besitzerin von Trauseß, tröstete die Mutter, da kannst Du selbst den Weihnachtsmann spielen. Ernst wird gar nicht anstehn, Dir größere Summen zu bewilligen. Mit der Zeit kannst Du ihn auch lehren, Dir Freude zu machen, mit Liebe mußt Du ihn darauf hinführen.

Und Ernst ist so gutwillig, fügte Agnes hinzu. Wie war er gestern so unbeschreiblich sanft und liebevoll, ich glaube, gestern hätte ich alles von ihm erlangen können.

Deine Liebe muß solche Momente benutzen. Ernst neigt sehr zum Despotismus, — ich habe für unsere Zukunft gefürchtet, — die Liebe hat ihn weich gemacht, seine Seele ist wie Wachs, wir müssen sie jetzt gestalten, wie wir sie wünschen. Denn die Hingebung muß wieder einer männlichen Selbständigkeit Platz machen, und es wäre grausam, dann von ihm ertrotzen zu wollen, was jetzt zu gewähren ihm eine Seligkeit ist.

Mir fehlt nur immer noch der Muth, sagte Agnes.

Es ist ein Unrecht von Dir, Ernstens Liebe zu mißtrauen. Wenn er es ahnete, müßte es ihn kränken. Du forderst es ja nicht als ein Recht von ihm; nein, Deine Liebe dringt es ihm ab. Je mehr Deine Liebe sich ihm offenbart, je glücklicher machst Du ihn, und Opfer bringen ist dem Geliebten der höchste Genuß.

Ach ja, ich will schon mit ihm fertig werden! entgegnete Agnes vergnügt, in Kleinigkeiten hab ichs schon versucht, er giebt mir immer nach. Ja, denke! ich sprach auch gestern schon vom Landleben!

Und was sagte er?

Ich sagte ihm erst schmeichelnd: Lieber Ernst, ich denke im Winter leben wir doch immer in der Stadt. Da lachte er und antwortete: Du irrst Dich, mein Kind, wir leben in Trauseß. Aber was fängt man denn dort im Winter an? entgegnete ich ihm. Denke Dir Weihnachten! es giebt nichts zu sehen dort, zu kaufen, und ist dort gar nichts los. — Wir fahren nach der Stadt, kaufen ein, und Du bescheerst

den Bauerjungen und Mädchen, sagte er lachend und machte dann noch so allerliebste Witze, daß ich mitlachen mußte.

Thörin! zürnte Frau von Cramseck, dies Lachen wird Dich nun zum Landleben verdammt haben. Warum diese Verstellung? Das Weinen ist Dir wohl näher als das Lachen beim Gedanken eines Winters in Trauseß. Schweigend, Thränen im Auge, hättest Du Dich von ihm wenden sollen, seine Liebe würde nicht geruht haben diese Thränen zu trocknen, Du hättest das Versprechen erhalten, die Winter in Berlin zu sein, und das war genug, bei Ernst sind Wort und That eins.

O Mama! rief Agnes erleuchtet, noch ist nichts verloren; das war ein Spaß, ich werde heute noch ernstlich mit ihm sprechen.

Jetzt klang die Glocke an der Flurthür, Agnes sprang vor den Spiegel, ordnete Locken und Schleifen, und nach wenigen Augenblicken trat Ernst in das Zimmer. Er sah heute ungewöhnlich ernst aus. Agnes fragte zärtlich nach seinem Befinden. Er lächelte und versicherte, daß ihm wohl sei, zugleich aber erinnerte ihn diese Frage an seinen Vorsatz, sich zusammenzunehmen und die Nachricht von Adelheids Abreise so unbefangen zu erzählen als möglich.

Frau von Cramseck ward aber sogleich inne, daß heute nichts mit ihm anzufangen sei, und Agnes verstand die Mutter in der Absicht, das Gespräch auf leichte zerstreuende Gegenstände zu führen, sehr wohl. Ein halbes Stündchen war so vergangen, als Agnes Ernst verschiedene Sachen, die eben vom Tapezier gekommen waren, zeigte.

Sieh dies Oreiller für Adelheid, — fertig ist es doch reizend! sagte sie.

Adelheid ist aber zum Fest nicht hier, entgegnete Ernst ruhig.

Abgereist? fragten Mutter und Tochter zu gleicher Zeit.

Ernst erzählte, daß ihre Eltern gewünscht, mit Adelheid das Fest zu verleben, daß auch Susa dorthin sei und Clemens mit ihnen zusammentreffen werde.

Trotz der erzwungenen Ruhe, womit er es sagte, war es ihm doch nicht gelungen, Frau von Cramseck zu täuschen. Ihre List war größer als seine Verstellungskunst, sie merkte daß hier etwas zu verbergen sei, und konnte nicht widerstehn, weiter in ihn zu dringen. Sie that dies nicht auf die zarteste Weise, so daß Ernst, ärgerlich über dies Examen, die Unterhaltung plötzlich abbrach, und Abschied nahm.

Agnes hing beim Abschied schmeichelnd in seinen Armen, sie bat ihn, sich zu schonen, er sei gewiß krank, sie sehnte sich ihn pflegen zu können, er mußte versprechen, den Abend recht früh zu kommen, und mit den süßesten Worten und Versicherungen entließ sie ihn.

Frau von Cramseck war nicht sehr betrübt über den ungewöhnlich schroffen Abschied ihres Schwiegersohnes. Sie wußte aus Erfahrung, daß nach solchen Stimmungen Ernst nur desto weicher und liebenswürdiger war.

Das Weihnachtsfest wurde in der Familie von Anderweil glänzender gefeiert, als es vor Adelheids plötzlicher Abreise eigentlich beabsichtigt war. Graf Rhön arrangirte verschiedene Festlichkeiten, es war dies eine von seinen Nothwendigkeiten, um den sich verbreitenden Gerüchten über Adelheid und Herrn von Blühen zuvorzukommen. Die allgemeine Freude sollte den innern Kummer verdecken. Ja er ging in seiner Kühnheit so weit, die Rendersche Familie ein=

laden zu lassen. Sie kamen zwar nicht, aber die Einladung hatte doch die entschiedene Folge, daß die Dienstboten zweifelhaft wurden und Gegengerüchte sich im Publikum verbreiteten.

Frau von Cramseck und Agnes waren erfreut über die plötzliche gesellige Bewegung in der Familie. Auch Herr und Frau von Anderweil ließen sich dadurch angenehm zerstreuen, und Graf Rhön hatte ja nichts anders ersehnt, denn Käthchen war immer die Königin des Festes.

Käthchen aber konnte wenig Theil an allem nehmen, und wenn die Tante sie so reich mit Kostbarkeiten und Ballschmuck beschenkte, mußte sie oft den Vorwurf der Undankbarkeit auf sich nehmen, so schweigsam davor zu stehen. Wenn das Herz nicht dabei ist, erscheint alles öde und leer. Daß sie als eine neue Erscheinung in der Gesellschaft die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, konnte in der Stimmung, worin sie sich befand, nicht einmal ihre Eitelkeit reizen, dazu waren ihr die Bewerbungen des Grafen unerträglich. Mit Agnes öfters zusammen zu sein hatte ihr im Anfang Freude gemacht, aber auch das währte nicht lange, ihre Verschiedenheiten waren zu groß, und die Liebe, die dazu gehört, daß zwei so verschiedene Naturen sich ruhig neben einander dulden, ja sogar lieb gewinnen, besaß Käthe noch nicht. Schroff wandte sie sich ab und mußte Agnes und ihrer Mutter bald sehr unliebenswürdig erscheinen. Ihr einziger Trost in diesem seelenlosen Zusammenleben war, daß auch Ernst sehr wenig Theil an dem allgemeinen Vergnügen nahm, und daß er die Kälte gegen sie abgelegt, versöhnt und freundlich war. Zwar sprach er nicht viel mit ihr, aber Blicke und Gedanken hatten sich oft begegnet, und es bedurfte nur weniger Worte um sich zu verstehen. Clemens Schicksal war ein Anknüpfungspunkt für beide, beiden lag es gleich schwer im

Sinn, und mit Sehnsucht erwarteten sie Nachrichten von Susa. Endlich kam der Brief.

„Wie gern schreib ich Dir, lieber Ernst, es ist mir ein Bedürfniß mich auszusprechen. Im Eisenbahn-Wagen war ich mit Clemens allein. Du kannst Dir denken, wie ich mit ihm sprach. Ich wollte ihn vorbereiten, er sollte sich sein Verhältniß zu Adelheid klar machen. Wie gern hätte ich gehört, daß er sie eigentlich nicht sehr liebe, aber zu meinem Schrecken bemerkte ich, daß er sie unendlich liebt. Siehe! wieder eine von den wunderlichen Wahlverwandtschaften. Doch tröstete mich der Gedanke: wenn er sie so liebt, muß auch etwas in ihr stecken, und alles kann noch gut werden. Daß ihr jetziges Betragen wenig Liebe für ihn zeigte, mußte er sich gestehen, und so weit wenigstens vorbereitet kam er in Hohendorf an. Adelheids Eltern empfingen uns. Der ehrliche Alte umarmte den Clemens, küßte ihn auf die Wange und sagte mit wankender Stimme: Du hast eine schlechte Frau, Clemens. — Die Mutter stand daneben und weinte. — Ich will sie sprechen und von ihr selbst hören, sagte Clemens. — Nein, Du sollst sie nicht sprechen, entgegnete der Vater, mach Dir kein Herzeleid, schlag sie Dir aus dem Sinn, rath ich Dir. — Clemens ließ sich nicht abhalten, es trieb mich ihm zu folgen, ich weiß nicht, was ich fürchtete. Auch der Alte wollte mit, aber die Mutter hielt ihn zurück."

„Clemens kam zu Adelheid. Du hier? — fragte diese und hielt dann stockend inne. Ja, ich hier, sagte Clemens ernst. Nun sage mir, was Du hast. — Sie schien ihn zu fürchten, und wie um sich gegen ihn zu setzen, sah sie ihn beinahe trotzig an und sagte: Clemens, ich kann nie wieder zu Dir kommen. — Und warum nicht? fragte er ruhig. — Ich — ich — sie stockte und sagte dann leise:

Weil ich Dich nicht mehr liebe. — Du liebst mich nicht mehr? Seine Stimme zitterte. — Nein, ich liebe — Einen Andern? ergänzte er. Sie schwieg. — Und er liebt Dich wieder? — Ja, sagte sie leise und schlug die Augen nieder. — Hat er es Dir gesagt? fragte Clemens, so ernst daß mir bange wurde. — Er hat es, erwiderte sie hastiger. — Gewitterwolken legten sich auf Clemens Stirn. Ihr spracht von Liebe und Du warest noch meine Frau? — Adelheid sah ihn ängstlich an. Er faßte sie jetzt beim Arm. Hat er Dich geküßt? donnerte er sie an. — Nein, — stammelte Adelheid. Später gestand sie mir, daß Dein Dazwischenkommen am letzten Abend den Abschied vereitelte. — Clemens sagte mit düsterer Stimme: Das ist sein Glück. Und nun Adieu! Adelheid, von heute an bist Du meine Frau nicht mehr, wir sehen uns nie wieder."

„Er ging hinaus. Starr sah sie ihm nach, ich weiß nicht, was in ihr kämpfte. Clemens! rief sie mit unbeschreiblicher Stimme. Geh nicht so von mir! — Ich kann Dir nichts mehr helfen, sagte er düster. — Sie eilte zu ihm, nahm seine Hände, Thränen rannten über ihre Wangen. O Clemens, das ertrag ich nicht! Verzeihe mir! Ich liebe Dich ja noch, o so sehr, aber — Sie stockte. — Den Andern liebst Du mehr? — Es ist nicht meine Schuld, rief sie weinend, ich weiß nicht was es ist; ich liebe Dich aber dennoch, ich werde Dich ewig lieben! O zürne mir nicht, sage, daß Du mir verzeihen willst, (sie hatte ihren Kopf an seine Brust gelegt) Du warest doch sonst so gut."

„Armer Clemens, das war zu viel für dein weiches Herz. Die Lippen bebten ihm, in den Augen schimmerten Thränen. Ich verzeihe Dir, sagte er sanft. Sei glücklich. Leb wohl! — Er ging, und ich dachte, es wäre unmöglich,

daß sie ihn gehen ließe, daß sie ihn nicht liebte. Hinter der Bewegung mußte etwas stecken."

„Adelheid blieb laut weinend zurück, er ging zu den Eltern. Da hat er mit so großer Milde gesprochen, hat Adelheid entschuldigt und Vater und Mutter beruhigt. Laßt mich Euern Sohn bleiben, ich habe Euch zu lieb, bat er, ich will Adelheid wie eine Schwester lieben, versucht es aber sie glücklich zu machen. Der Vater hat gewüthet über solche Nachsicht, und endlich versprochen unparteiisch zu prüfen. Er will das Päärchen auf die Feuerprobe stellen, wie er sich ausdrückt. Mit Clemens aber ist es aus. Er dringt auf Scheidung. Wie ich ihn kenne, glaubt er sich das schuldig. Daß Adelheids Verhältniß noch geheim war, schien ihn sehr zu beruhigen. Er ist denselben Tag noch abgereist. Ich blieb den Eltern zum Trost, — auch für Adelheid, sie gleicht einem unberathenen Kinde, aber sie schwärmt für Herrn von Blühen und korrespondirt mit ihm. In einigen Tagen komme ich zurück, ich sehne mich nach Käthchen. Grüße sie, ja wenn es Dir recht ist, theile ihr diesen Brief mit. Mit Onkel und Tante halte es nach Gefallen. In treuer Liebe

Susa."

Wie sehr beklagte Ernst, daß Susas Brief sich verspätet hatte. Clemens mußte jetzt schon mehrere Tage in Wingen sein, und so allein. Es ließ ihn nicht mehr ruhen, er mußte zu ihm, kaum konnte er sich überwinden den andern Morgen zu erwarten.

Aber gleich wollte er Susas Brief an Käthchen schicken, und nahm die Feder, um einige Zeilen für Käthchen beizufügen.

Er hatte noch nie an Käthchen geschrieben, jetzt wußte er nicht, wie er das anfangen sollte. Er schrieb, verwarf,

und schrieb wieder, endlich schämte er sich. Was will ich nur? sagte er zürnend und schrieb:

„Auf Susas Wunsch schicke ich Dir ihren Brief, liebes Käthchen. Ich grüße Dich.

Ernst.“

Er siegelte und schickte den Brief ab.

Käthchen erhielt ihn, als sie allein in ihrem Zimmer saß. Sie las die wenigen Zeilen und griff dann schnell nach Susas Brief.

Diese Nachrichten mußten sie wohl sehr traurig machen. Armer Clemens, so schlimm steht es mit deinem Glücke! Sie nahm die Feder zur Hand, um ihm zu schreiben, sinnend saß sie vor dem weißen Blatte, und im Sinnen wurden ihre Blicke nach Ernsts offenem Briefe hingezogen, und im Sinnen griff sie danach, vertiefte sich darin und legte ihn dann zu ihren liebsten Angedenken.

So hatte sie mit Clemens Brief noch gar nicht angefangen, als die Tante an die Zeit des Ankleidens mahnen ließ. Käthchen sollte heut Abend einen Ball besuchen, der Ernst und seiner Braut zu Ehren gegeben wurde. Aber heut konnte sie unmöglich unter Menschen sein. Sie ging zur Tante, mit bleichen Wangen und matten Augen bat sie zurückbleiben zu dürfen, sie fühlte sich wirklich unwohl.

Die Tante war sehr gütig. Käthens Aussehen schien sie zu beunruhigen und sie ertheilte die erbetene Erlaubniß.

Ernst war, nachdem er Käthchen den Brief geschickt, zu Agnes gegangen.

Schneegestöber flog ihm um die Wangen, es war bitter kalt, Agnes aber begrüßte ihn desto süßer in dem wohl-

durchwärmten und noch festlich geschmückten Zimmer. Sie strich ihm liebkosend die Schneeflocken aus dem Bart, küßte sie ihm von den Augenbraunen und setzte sich mit ihm auf einen kleinen Divan. Auf dem Tische davor stand eine silberne Kaffeemaschine, die er ihr zum Weihnachten geschenkt, sie machte den Kaffee, schenkte ihm ein, reichte ihm Backwerk dazu, und war ganz Aufmerksamkeit und Liebe.

Ich mag den Winter doch sehr gern, sagte sie, man empfindet da den Comfort des Lebens weit mehr, die Nothwendigkeit der Geselligkeit, und schmiegt so gern sich traulich an. — Sie legte bei diesen Worten ihren Kopf an seine Schulter.

Das Vergnügen wirst Du auf dem Lande noch weit mehr genießen, scherzte Ernst. In der großen Stadt wird es eigentlich nicht rechter Winter, von Einschneien und Vereinsamen ist nicht die Rede. Das sollst Du erst in Trauseß kennen lernen, wenn wir des Morgens an das Fenster treten, der Schnee liegt mannshoch, nirgends eine Spur, höchstens die von einem Hasen oder Kätzchen, das drüberhin lief. Reitknechte müssen Bahn graben und kehren, damit wir und die Pferde spazieren laufen können. Und wenn wir dann nach einigen Stunden tüchtig durchfroren zurückkehren, ist die trauliche Stube sehr angenehm. Dazu verstehen wir es auf dem Lande weit besser, im Haus es behaglich zu machen, als die Leute in der Stadt.

O Ernst! zürnte Agnes: mit den Pferden spazieren laufen und keinen Menschen sehen! das sollte mir gefallen?

Nicht doch, sagte Ernst. Menschen sehen wir zuweilen auch, unsere Vettern und Basen wohnen ja alle in der Nähe, wenn die Wege allzu übel sind besuchen wir im Dorf den Pfarrer. — Ernst dachte unwillkürlich an Friedrich und Käthchen. — Der Pfarrer, fuhr er fort, ist der geistreichste,

gebildetste Mann, er führt da mit seiner jungen Frau ein idyllisches Leben. Ich sage Dir, die beiden sind so glücklich auf dem Lande, obgleich sie sich sehr einschränken müssen; — wenn man liebt, ist man darüber hin, und immer glücklich. Nicht wahr, Agnes? — Er sah sie an und dachte dabei doch wieder an Friedrichs Landleben mit Käthchen.

Agnes nickte, aber schien weiter hören zu wollen.

Die junge Frau, fuhr er fort, malt und musizirt mit Dir, wir lesen ein englisches Buch mit einander —

Solch eine Frau Pfarrerin ist in Trauseß? fragte Agnes verwundert.

Jetzt haben wir gar keine, sagte Ernst etwas verlegen; aber ich denke, setzte er lachend hinzu, wenn wir eine haben werden, so soll sie sein.

Agnes lachte mit ihm. Nein, wie Du so ernsthaft spaßen kannst! sagte sie; ich sah die Frau Pfarrerin schon so lebhaft vor mir und wurde beinahe eifersüchtig.

Frau von Cramseck hatte mit innerer Empörung diesem Zwiegespräch zugehört. Die jungen Leute schienen bei diesen Lebensbildern ihrer gar nicht zu gedenken. Glaubte Ernst wirklich, sie solle zurückbleiben, sich von der Tochter trennen? Bis jetzt hatte sie noch keinen Augenblick gezweifelt, ihr Wittwenstübchen zu verlassen, in Trauseß an der Spitze zu stehen. Nach ihrem Sinn dort großartig schalten und walten zu können, den Winter aber in Berlin als Schwiegermutter zu glänzen, war ihr der Hauptreiz bei der Tochter Verheirathung. Wie oft hatte sie schon mit Agnes die lieblichsten Pläne entworfen, und Agnes konnte jetzt so unbegreiflich lieblos sein, sie, die Hauptperson, dabei zu vergessen. Jedoch verbarg sie ihren Aerger, — sie wußte in solchen Fällen immer den besten Weg einzuschlagen. Mit der holdseligsten Unbefangenheit begann sie:

Meine liebe Agnes, ich kann mir das Leben schon angenehm denken, und wenn man es nur versteht, läßt sich da viel Abwechslung hinein bringen. Denke Dir, wie reizend eigenthümlich wird das sein: ich melde mich bei Euch zum Diner an, oder bitte Euch, in meinem Zimmer den Thee zu nehmen, — mit einiger Erfindungsgabe, glaube ich, können wir recht gut ohne jeden andern Umgang bestehen.

Ernst sah sie groß an, und nach einer kurzen Pause gab er dem Gespräch eine andere Wendung. Frau von Cramseck war darüber aufgebracht, aber blieb unbefangen, und Agnes war so sehr mit sich und ihrem Glück beschäftigt, daß sie auf der Mutter Bemerkung nicht sehr achtete. Ernst, um seine wirkliche Stimmung zu verbergen, zeigte sich sehr aufgelegt, und Agnes war fast übertrieben lustig.

Frau von Cramseck selbst mußte an den Ball erinnern. Ernst ging, den Damen Zeit zur Toilette zu lassen, er hatte verabredet sie in seinem Wagen abzuholen.

Kaum hatte Frau von Cramseck sich überzeugt, daß Ernst das Haus verlassen, so trat sie vor Agnes und stürmte eine Fluth von Vorstellungen über sie hin.

Sie schilderte mit vieler Rührung, wie sie ihr ganzes Leben, alle ihre Kräfte der einzigen Tochter gewidmet, und wie diese jetzt rücksichtslos und grausam sie verstoße, wie sie lachend hinaus ziehe in eine glückliche Zukunft und die Mutter in Schmerz nnd Noth zurücklassen wolle.

Agnes weinte, und versicherte, daß sie daran noch nicht gedacht, daß sie die Mutter so unbeschreiblich liebe.

Ich weiß es, mein Kind, nahm diese, wie es schien beruhigter, das Wort: ich weiß, daß Du mich liebst, nicht ohne mich leben kannst; warum aber verbirgst Du diese kindlichen Gefühle Deinem Verlobten? Ernst ist jetzt vom Glück

zerstreut, aber wenn er nachdächte und Dein Betragen prüfte, müßte er Dich nicht verachten? müßte er nicht schließen, daß eine schlechte Tochter auch eine schlechte Gattin wird?

Sahest Du aber seinen Blick, Mama, als Du sagtest, Du würdest bei uns wohnen? fragte Agnes bange.

Ja mein Kind, im Bräutigamsrausch könnte er wohl wünschen mit Dir allein zu leben; appellirst Du aber an seinen Edelmuth, so wird er sich fügen. Darum nur consequent, mein Kind, mit der Würde der Unschuld und Tugend kannst Du es verlangen. Sollte er auch vorübergehend zürnen, er wird das Rechte bald erkennen und wird Deine kindlichen Gefühle bewundern.

Agnes war mit allem einverstanden, und nachdem Mutter und Tochter wieder ruhiger waren, schritten beide mit vieler Umsicht zur Toilette.

Agnes war kaum fertig, als Ernst eintrat sie abzuholen. Frau von Cramseck ließ, um das junge Paar allein zu lassen, absichtlich auf sich warten.

Hast Du geweint? fragte Ernst, als er Agnes rothe Augen sah.

Agnes wandte sich von ihm und schien mit Mühe ihre Thränen zu verbergen.

Was hast Du? fragte er mit sanfter Stimme.

Es würde Dir weh thun, flüsterte sie.

Was Dich traurig macht, muß ich wissen.

Ja Ernst, ich glaube auch, daß es am besten ist, ich zeige Dir einmal mein ganzes Herz, die verborgensten Gedanken meiner Seele. Schon lange habe ich gekämpft, aber ich kann nicht mehr.

Sie weinte wieder. Ernst begann ungeduldig zu werden.

Ernst, Du kennst meine Liebe! fuhr sie fort: auf einer Einöde könnt ich mit Dir wohnen, aber — meine Mutter! — Thränen zwangen sie von neuem inne zu halten. Dann schilderte sie mit Enthusiasmus die Liebe zur Mutter, ihr gewohntes Zusammenleben, alle die mütterlichen Opfer, und knüpfte ihre kindlichen Verpflichtungen daran. Agnes natürliche Fähigkeit, sich in fremde Gefühle und Ansichten hineinzuleben, war durch ihre Erziehung so sehr gesteigert, daß sie, ohne sich der Verstellung bewußt zu sein, die verschiedensten Stimmungen und Empfindungen mit größter Treue zu spielen vermochte. Sie schilderte auch jetzt aus der Vergangenheit und Gegenwart ihre Gefühle mit solchem Scheine der Wahrheit, daß sie einen weniger kräftig und scharf Blickenden, als Ernst es war, leicht hätte täuschen können.

Aber Ernst kannte sie zu gut. Er erkannte in jedem Worte, das sie sprach, ihre Mutter; der Unterschied der Stimmung, in der er sie verlassen, von der jetzigen, war zu auffallend: er durchschaute das Complott, und eine Art Grimm erfaßte ihn.

Wehe Dir, wenn Du mit mir spielen könntest! sagte er mit einer Stimme, die Agnes ihre Rolle vergessen ließ.

Sie sah ihn zitternd an, und Frau von Cramseck, die im Nebenzimmer jedes Wort der Unterhaltung mit angehört hatte, nahm den kritischen Augenblick wahr, und trat hinzu.

Nun? fragte sie verwundert und sah dabei neugierig die jungen Leute an.

Können wir jetzt fahren? fragte Ernst mit einer Schärfe und Bestimmtheit, die jede weitere Einmischung abschnitt und im Augenblick Frau von Cramseck selbst etwas aus der Fassung brachte. Sie zog es vor, die Sache ruhen zu lassen, sprach noch einige gleichgiltige Dinge, und man bestieg den Wagen.

Agnes wußte wohl, daß sie nach den Ansichten der Mutter jetzt schmollen mußte, aber ihr fehlte der Muth dazu. Bis jetzt hatte ihr Schmollen zwar immer die beste Wirkung bei Ernst gehabt, doch heute fühlte sie zu sehr ihre Schuld, so wie Ernsts ungewöhnliche Bewegung. Sie wollte ihn versöhnen. Sie nahm liebkosend seine Hand, schmiegte sich an ihn, aber diese Zauberkünste hatten ihre Wirkung verloren, der überirdische Glanz des bräutlichen Verhältnisses war verflogen. Die Liebkosungen dieser schönen Hand, das Anschmiegen der jugendlichen Gestalt hatte keinen Reiz mehr für Ernst, diese Liebesbeweise waren ihm peinlich. Die Augen waren ihm mit einem Mal geöffnet, er sah sein Verhältniß zu Agnes klarer, als es ihm zum Glücke des Augenblicks diente.

Er betrat den Saal. Festlicher Schimmer und Freude waren ihm unangenehm, und er nahm sich nicht recht Mühe, das zu verbergen.

Bist Du nicht wohl, lieber Ernst? fragte Frau von Anderweil, und sah ihn prüfend an.

Nicht so recht, sagte er. Er hatte wirklich schon den ganzen Tag Kopfweh gehabt.

Es muß im Wetter liegen, fuhr die Tante fort, Käthchen sah auch entsetzlich elend aus, ich habe ihr das Zuhausebleiben verordnet. Einem Bräutigam wäre das freilich eine bittere Arznei! fügte sie lächelnd hinzu.

Aber eine sehr vernünftige, entgegnete Ernst.

Indem trat Graf Rhön heran. Fräulein Käthchen? fragte er hastig.

Frau von Anderweil erzählte nun etwas weitläuftiger von Käthchens Unwohlsein. Graf Rhön bedauerte unendlich und mit recht aufrichtigem Herzen.

Ernst hörte dies mit einer Erbitterung an. Der Graf sprach so vertraulich von Käthchen, die Leidenschaft flammte mit so glücklicher Gewißheit in seinen Zügen, und doch wußte Ernst von Susa, daß Käthchen durchaus nicht einverstanden mit des Grafen Liebe war.

Käthchen mit dem bleichen stillen Angesicht einsam zu Haus und krank! Dabei sorgt sie sich um Clemens, hat Susas Brief gelesen. Sie ist darüber betrübt, und hat niemanden, dem sie sich aussprechen kann. Ernst dachte jetzt erst an sein Versprechen, sich ihrer anzunehmen. Bis jetzt hatte er noch nicht Gelegenheit dazu gefunden, heut hätte Susas Brief wohl Veranlassung genug gegeben. Es trieb ihn mit Gewalt aus dem Saale.

Eben hatten sich die Reihen zum Tanze angestellt, Agnes an der Spitze. Unbemerkt verließ er den Saal, und sein Herz jubelte hoch auf, als er auf der Straße stand. Der Schnee flimmerte, die Sterne leuchteten am dunkelblauen kristallklaren Himmel, aber Frühlingsbangen und Frühlingssehnsucht bewegte seine Brust. Er eilte und stand bald vor Käthchens Thür. Voll freudiger Ungeduld klopfte er, es war ihm als ob er mit gleicher Ungeduld erwartet würde.

Herein! klang Käthchens volle Stimme.

Er fand sie beim matten Licht einer Schirm-Lampe am Schreibtisch sitzen. Sie stand auf.

Ernst — Du? fragte sie. Ihre Augen strahlten freudig, ein helles Roth flog über die Wangen, und um die Lippen schwebte ein scheues kindliches Lächeln.

Verzeihe mir, ich störe Dich, entgegnete er mit unsicherer Stimme.

Gar nicht, entgegnete sie: aber ich glaubte Dich auf dem Ball?

Ich war auch dort, aber nicht lange. Morgen ganz früh reise ich zu Clemens. Hast Du Susas Brief gelesen?

Ja, erwiderte Käthchen sehr traurig. Eben schreibe ich an Clemens. Der arme Clemens!

Ja der arme Clemens! wiederholte Ernst. Ungewöhnlich aufgeregt, wie er heute war, hatte er Mühe seine Thränen zu verbergen.

Käthchen sah ihn an. So hatte sie ihn noch nie gesehen: er war stets so kalt, beinahe hart, und jetzt so weich, die Augen so weit aufgethan, und um die Lippen ein leises Beben. Doch auch ungewöhnlich bleich sah er aus.

Bist Du krank? fragte sie.

Eigentlich wohl, entgegnete er mit ironischem Lächeln. Wenn Du an Clemens schreibst, so darf ich den Brief mitnehmen? fügte er hinzu. Doch kaum konnte er die Worte aussagen, Käthchens Brief, den er damals so unberufen gelesen, fiel ihm dabei ein. Aber Käthchen schien nicht daran zu denken, sie nahm freudig sein Anerbieten an.

Wenn Du noch einige Augenblicke warten könntest? bat sie.

Ernst that das gern. Er setzte sich auf das Sofa, Käthchen reichte ihm ernsthaft und ohne ein Wort zu sagen mehrere weiche Kissen, schob ihm ein Fußkissen zu, und dann mit großer Befangenheit zeigte sie ihm ihren Plaid, der auf der Sofalehne lag. Es ist kalt hier, und es fröstelt Dich, sagte sie leise, und setzte sich dann an den Schreibtisch.

Ernst, eben so befangen als sie, nahm den Plaid um, drückte den Kopf in die Kissen und schloß die Augen.

Mit heftigem Kopfweh und im halben Fieber fühlte er sich doch in angenehmer Ruhe. Seine Fantasie war erhitzt, träumend, aber nicht wissend, ob sein Bewußtsein diese Träume

leitet, oder ob die Bilder vor den geschlossenen Augen sich von selbst gestalten, lag er da. Er preßte Käthchens Tuch an die heißen Lippen. O Käthchen, allein mit dir im stillen Zimmer, dein Tuch, nein dein ganzes Wesen hüllt mich ein. — Zuweilen öffnete er die Augen, um sich zu überzeugen, daß es kein Traum sei. Was denn ein Traum? Fort ihr dämonischen Gedanken — wohin führt ihr mich? was ist das für ein wüstes Treiben? Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

Käthchen wandte sich erschrocken zu ihm. Er hatte die Augen beinahe geschlossen, aber weil er lag, konnte er ihr Gesicht sehen. Traurig und theilnehmend sah sie ihn an. Leise schlich sie zu ihm, sie hörte seinen Athem nicht, immer näher beugte sie sich über ihn. Ernst! sagte sie mit gepreßter Stimme. Er zuckte zusammen. Sie bog sich schnell zurück und nahm dann ihren Platz am Schreibtisch wieder ein.

Ernst nahm sich zusammen, er forderte seine Gedanken vor den Richterstuhl. Ich habe nichts mit Käthchen zu thun, sagte er sich: ich werde vernünftig sein. Aber fremd braucht sie mir nicht zu bleiben, ich bin ihr verwandt, will ihr auch befreundet sein. Das Verhältniß mußte ein anderes werden, er mußte sich mit ihr aussprechen. War es nicht ein Unrecht, als sie ihn neulich durch Susa um Verzeihung bitten ließ, daß er ihr gar nichts erwidert hatte?

So hatte er seine Fantasie wieder zur Ruhe gebracht. Käthchen faltete eben das Blatt zusammen, er stand auf, um sie anzureden.

Wie ist Dir? fragte Käthchen.

Nicht gut, ich will gehen.

Käthchen reichte ihm das gefaltete, aber unversiegelte Blatt.

Er sah es an, ein schmerzliches Lächeln flog über sein Gesicht. Ich werde das nicht wieder lesen, sagte er. Und verzeihe mir auch, Käthchen, was ich Dir je wehe gethan. Er reichte ihr die Hand.

Nein, nein, verzeihe Du mir, flüsterte Käthe und sah ihn mit Thränen an.

Er wußte nicht was er that, er legte seinen Arm um ihren Nacken, sie beugte ihren Kopf an seine Brust und er küßte ihre Stirn.

Käthchen, laß uns Freunde sein, stammelte er.

Käthe schluchzte leise. Er machte sich sanft los und verließ sie.

Käthe stand wie betäubt, die Hände gefaltet, auf derselben Stelle. Ernst! hauchte sie leise, sie wußte nicht, ob Wonne oder Weh sie ganz erfülle.

Ernst! hörte er es leise klagen, da er noch an der Thür stand.

Er stürzte fort. — Was hast du gemacht? Wenn sie dich liebte? — Das ist Fieber = Wahnsinn; sie ist edel und gutherzig, sie hat dir verziehen. Aber wie sich Gedanken oft aufdrängen, die wir für wahnwitzig und widersinnig erklären, wie sie uns quälen und wir uns ihrer nicht erwehren können, so war der Gedanke von Käthens Liebe.

O Käthchen, wenn Du mich dennoch liebtest! so klang es immer in seinem Herzen. Wenn ich das Glück meines Lebens von mir gestoßen, — könnte ich das ertragen? Nein, ich könnte es nicht!

Er stürmte in den Thiergarten, durch die einsamen Alleen, seine heiße Stirn dem schneidenden Winde preisgebend, und als er seine Kräfte so verraset hatte und sich geistig und körperlich todtmüde fühlte, eilte er nach Hause.

An der Thür fand er Agnes Mädchen. Sie klagte, daß sie ihn schon über eine Stunde lang suche. Die gnädige Frau und das Fräulein sind zu Hause, das Fräulein ist krank. — Sie reichte ihm ein Billet, er las:

„Wenn Sie Mitleiden mit meiner armen Agnes haben, so kommen Sie. Ich bin die unglücklichste der Mütter

A. v. Cramseck.“

Sagen Sie, daß ich auch krank sei, — wandte sich Ernst zum Mädchen, — ich kann heut nicht mehr kommen.

Das Mädchen aber war außer sich. Das Fräulein stirbt, wenn Sie nicht kommen, ich muß Sie bringen, ich darf nicht ohne Sie zurückkehren! war immer das Ende ihrer Vorstellung.

Ernst, matt und lebensmüde wie er war, ließ sich von ihr in den Wagen geleiten, den sie schon für ihn bereit hatte.

Er fand Frau von Cramseck im Vorzimmer. Bleich und verweint zeigte sie nach dem Wohnzimmer, dessen Thür offen stand. Er trat hinein. Agnes lag im halbgeöffneten Ballkleid, bleich, mit geschlossenen Augen, auf dem Sofa, — den zerknitterten Blumenkranz auf den naß geweinten Locken, war sie ein rührendes Bild.

Instinktmäßig kniete er vor sie hin. Agnes! sagte er. Sie schlug die Augen matt auf, und als sie ihn erblickte, umschlang sie ihn und hing in krampfhaften Zuckungen fest geklammert an seinem Halse. Agnes, was ist Dir? fragte er beklommen.

Sie sah ihn groß an. — Schwöre mir, daß Du mich liebst, daß Du mich ewig lieben willst! sagte sie in größter Leidenschaft.

Warum soll ich Dir das schwören? entgegnete er düster. Meinst Du, daß ein solcher Schwur die Liebe sichert?

Nein, schwören nicht! fuhr sie hastig fort: das thust Du nicht, — aber versprich es mir, versprich, daß Du mich nie, nie lassen willst, daß Du mich lieben willst.

Die Mutter weinte laut. Agnes sah ihn flehend an.

Ich versprech es Dir, sagte er eben so düster. Die ganze Welt war ihm gleichgiltig.

Agnes umschlang ihn wieder, sie küßte ihm die Hände, die Stirn. O verzeihe mir, sagte sie, wenn ich Dich gequält habe, ich liebe Dich zu sehr, ich kann Dich nicht zürnen sehen. Nun sei nur wieder gut, alles, alles sei vergessen — o wie ich Dich lieben will!

Ernst, um nur der Szene ein Ende zu machen, zeigte sich versöhnt und beruhigte sie damit.

Nun sage mir nur, wie konntest Du vom Ball heimlich weggehen? sagte sie weich.

Ich war sehr unwohl, und morgen früh muß ich nach Trauseß.

Nach Trauseß? ohne mir davon zu sagen?

Uns beiden den Abschied zu ersparen — ich wollte Dir schreiben.

Und willst Du wirklich hin?

Ich muß.

Agnes wollte wieder schmollen; ein scharfer Blick der Mutter aber verhinderte sie daran.

Sei vernünftig, Agnes! sagte diese warnend; Geschäfte werden Ernst öfter von Dir trennen, Du mußt Dich daran gewöhnen. — Dann sich zu Ernst wendend fügte sie hinzu: Es ist sehr gut, daß Sie uns auf einige Zeit verlassen; Agnes muß erst wieder zur Vernunft kommen, mit ihrer Leidenschaft quält sie sich und uns, das Alleinsein wird ihr gut thun.

Agnes kapitulirte jetzt mit ihm, wie lange er bleiben dürfe; und als er nur wenige Tage nannte, war sie einverstanden mit der Reise.

Die Mutter ließ die jungen Leute absichtlich allein, und Agnes bot jetzt allen Liebeszauber auf, um den Geliebten völlig wieder zu erringen. Sie schilderte die heißen harten Qualen der letzten Stunden, wo sie ihn zürnend und entfernt von sich wußte. Ernst konnte nicht ganz unbewegt von diesen Schilderungen bleiben; aber nur für den Verstand war diese Bewegung, sein Herz blieb unberührt davon. Er sagte sich, daß sie ihn liebe, daß sie um ihn gelitten habe, ohne ihn nicht existiren könne und somit an sein Leben gekettet sei. Mit diesem festen Beschluß und gefaßt auf alles, was er mit sich führte, verließ er sie.

Ernst hatte den wüsten Traum von gestern Abend verschlafen, und beim hellen Morgenlicht ordnete er seine Gedanken. Er war Agnes Verlobter und wollte jeder Pflicht getreu sein. Hatte er sie einmal in sein Leben hinein gezogen, so mußte er sie auch tragen, und wenn er an die Szene von gestern Abend dachte, verging ihm der Muth zum Zweifeln und Ueberlegen. Die Gefühle für Käthchen legte er sich als Freundschaft zurecht, diese Freundschaft sollte ihn beglücken. Daß Käthchen den Kandidaten Müller liebe, nahm er in dieser Stimmung, weil er es so sehnlich wünschte, für gewiß an. Er wollte Gelegenheit haben ihr zu nützen, ihm allein sollte sie ihr Glück verdanken. Als Pfarrerin in Traufeß war sie in seine Nähe gefesselt, hatte er immer Gelegenheit, für sie zu sorgen, sie zu erfreuen.

Mit so tröstlichen Gedanken der Zukunft beschäftigt, wurde ihm Friedrich gemeldet. Der kam zur glücklichen Stunde.

Ernst ging sogleich ihn zu begrüßen. Friedrich im Examenrock brachte in einiger Bangigkeit sein Anliegen vor. Der alte Pfarrer in Trauseß, der schon im Herbst sich einen Adjunkt zulegen wollte, war plötzlich gestorben, und Friedrich bat um die Stelle.

Ohne eine Frage und Bedingung gab ihm Ernst auf der Stelle das Wort und war überdem so herzlich mit ihm, daß Friedrich ganz verwundert dastand.

Ernst erzählte, daß er eben im Begriff sei, nach Trauseß zu reisen, und forderte Friedrich auf ihn zu begleiten.

So wunderlich mischen sich die Gefühle in des Menschen Brust: Ernst, der bereit war, Käthchen für das ganze Leben an Friedrich dahin zu geben, konnte sich jetzt nicht entschließen, ihn allein, ihr gegenüber, wo er sie täglich und stündlich sehen konnte, zurückzulassen.

Friedrich stockte mit der Antwort. Der Gedanke: so plötzlich fortzugehen, war ihm fremd, und doch hatte er eigentlich keinen Grund zum Zurückbleiben, ja in einigen Tagen hätte er jedenfalls reisen müssen. Er hatte das Examen glücklich bestanden, es zeigte sich ihm ein Unterkommen, sein Beruf heischte ihn dorthin. Dazu bot ihm Ernst, damit er nicht im Winter die alte wüste Pfarre beziehen müsse, den Aufenthalt im Schlosse und allerlei kleine Annehmlichkeiten auf eine Weise an, daß Friedrich nicht umhin konnte, zu allem ja zu sagen, und dankbar und gerührt von seinem Gönner ging, um eilig seine Sachen zu ordnen.

Käthen noch einmal zu begegnen, ihr Adieu zu sagen, war sein dringendster Wunsch. In den letzten Wochen, wo er sein Examen gemacht und fast nicht zu Hause war, hatte er sie gar nicht gesehen. Er bat Gott ernsthaft, ihm diesen Wunsch zu gewähren, und wirklich ward er gewährt. Ein

Wagen stand im Portal und Käthens hohe Gestalt schwebte von der Treppe herunter.

Sie grüßte ihn sehr freundlich und es lag in ihrem Gruß für ihn die Aufforderung sie anzureden. Er trat näher.

Ich bin Pfarrer in Trauseß, sagte er überglücklich, und eben reise ich mit Herrn von Trauseß dahin ab.

Käthchen war entzückt über diese Nachricht. So werden Sie immer in unserer Nähe sein, sagte sie unbefangen, und ich werde des Sonntags kommen und Sie predigen hören.

Er mußte weitläuftig erzählen, wie es gekommen sei; er verstand ihren Wunsch, jedes Wort, das er mit Ernst gewechselt hatte, zu hören, sehr wohl.

Sie Glücklicher! sagte sie wehmüthig, Sie ziehen nun schon hin nach der Heimath, und wir müssen hier bleiben. Wie schön mag es dort sein! so weiß zugeschneit, die Bäume bereift, der Fluß gefroren, — es zieht sich ein kleiner Fußweg von Trauseß nach Anderweil an meinem Gartenhaus vorüber, o grüßen Sie das Gartenhaus, die unartigen Spatzen darin und die Finken und Goldammern: wenn ich dort wäre wollt ich sie füttern und die Mäuschen auch.

Friedrich übernahm die Grüße, erbot sich auch ihre alten Freunde zu füttern.

Schön, thun Sie das! sagte sie vergnügt. Die Bücher, die ich von Ihnen habe, darf ich wohl noch behalten? fügte sie bittend hinzu: ich habe so unruhig jetzt gelebt, ich bin kaum zum Lesen gekommen.

Gewiß! es macht mir großes Vergnügen, versicherte Friedrich. Und den Jean Paul — sagte er etwas verlegen, und hielt dann inne.

Ich denke, es bleibt dabei, wie die Tante Susa es bestimmt hat. Das Christkindlein hat ihn für Sie bescheert.

Friedrich dankte feuriger, als er es eigentlich wollte, sagte ihr Adieu, und eilte jetzt die versäumte Zeit beim Packen nachzuholen.

Ein armer Studentenhaushalt ist bald geordnet. Er warf die Sachen in einen großen Koffer, nur den Examenrock und den Jean Paul packte er sorgfältig ein. Der Jean Paul, sein höchstes Gut, das er jetzt besaß. Käthchen, die seine große Vorliebe für Jean Paul kannte, hatte ihm das Werk als einen Weihnachtsscherz durch Susa zukommen lassen, er in seiner Bescheidenheit aber es immer noch nicht als sein Eigenthum betrachten wollen, bis er eben aus Käthchens Munde die Gewißheit erhalten, die er völlig zu würdigen wußte.

Er eilte zu Ernst und fand ihn schon vor der Thür im Wagen wartend. Er entschuldigte sein langes Ausbleiben und erwähnte dabei das Zusammentreffen mit Käthchen. Ernst hörte von Käthchens Liebe zur Heimath, er hörte die Aufträge, die sie an Friedrich gegeben, und es ward ihm wieder wundersam zu Sinne.

Wochen waren vergangen. Friedrich wohnte auf Schloß Trauseß, predigte in der kleinen Kirche im Dorfe, besuchte seine Pfarrkinder, durchstreifte die Gegend, fütterte die Vögel im Gartenhaus und las im Jean Paul.

Susa und Ernst waren von ihren Reisen wieder in Berlin angekommen. Beide hatten wenig ausgerichtet. Clemens wußte die Thränen im Auge festzuhalten, sein Schmerz blieb derselbe. Adelheid war ein eigensinniges Kind. Sie

hatte zu Susa Vertrauen gefaßt und ihr die Liebesgeschichte mitgetheilt. Susa sah, daß es nichts weiter als ein leichtes Vertändeln und daß Blühen ein höchst unwürdiger Gegenstand der Liebe sei, sie hätte vielleicht auf Adelheid einen heilsamen Einfluß haben können, wenn Adelheids Vater durch ungewöhnliche Härte die Tochter nicht gereizt und dadurch nur widerspenstiger gemacht hätte. Adelheid verließ oft tagelang das Bett nicht, weinte und klagte, und gefiel sich in der Märtyrerkrone unglücklicher Liebe sehr wohl.

So standen die Sachen, als Susa Hohendorf verließ. In Berlin fand sie alles anders als sie es erwartet hatte. Herr von Anderweil, des ungewohnten Stadtlebens überdrüßig, war durch alle Empressements des Grafen nicht länger angenehm zu beschäftigen. Häufige Geschäftsbriefe zogen seine Gedanken nach Anderweil, es drängte ihn, dort wieder zu wirthschaften, anzuordnen und zu schelten. Seine Gemahlin wollte ihn in diesen Wünschen durchaus nicht verstehen, und das gab beiden eine Gereiztheit, die ihren Umgebungen sehr lästig wurde.

Auch das Verhältniß zu Frau von Cramseck fand Susa sehr verändert. Wenn Frau von Anderweil Agnes im Anfang übertrieben schön und liebenswürdig fand, so hatte sie, weil die Mutter ihr täglich unerträglicher wurde, mit einem Mal auch die Tochter gänzlich fallen lassen. Sie verbarg dies wenig, ja sie war rücksichtslos genug, in Ernsts Gegenwart ihre tadelnden Bemerkungen zu machen, und Susa ward nicht klar darüber, ob Ernst gleichgiltig dazu sei, oder ob er in Liebe und Nachsicht der Tante Härte zu ertragen suche; denn er kam dessen ungeachtet, wenn auch meist schweigsam und in sich gekehrt, jetzt häufiger in den Familienkreis als es früher der Fall war.

Doch neben allen diesen Unannehmlichkeiten nahm die

Sorge für Käthchen Susa ganz besonders hin. Käthchen war blasser, stiller, eine ganz andere als zuvor. Es giebt eine Zeit, wo sich das Herz auch gegen die Liebsten in der Welt, ja vor sich selbst verschließt. Käthchen war ein Räthsel, das ein jeder sich nach seinem Sinne deutete. Onkel und Tante fanden den Grund ihrer Veränderung in der Liebe zum Grafen und waren damit beruhigt. Susa im Gegentheil glaubte, daß des Grafen Nähe Käthchen ängstige und bedrücke, und setzte auf die baldige Entfernung von der Hauptstadt ihren Trost.

Aber einer war dennoch da, der es wußte, was Käthchens Inneres füllte, — dieser eine war Ernst. Obgleich er dies Bewußtsein von sich schob, obgleich er mit allerlei Verstandeswaffen dagegen ankämpfte und den schützenden Gedanken, daß Friedrich Käthchens Herz erfülle, fest zu halten suchte: sein inneres Wesen war in Sympathie für sie aufgegangen. Ihre Seelen waren verschmolzen, und obgleich sie fast nie mit einander sprachen, war doch die innigste Gemeinschaft zwischen beiden. Er fühlte jede ihrer Stimmungen, errieth jede innere Bewegung, und Käthchen wieder verstand jeden stillen Blick seiner Augen, und die verborgenste Bewegung seines Wesens.

Es war ein lauer, aber stürmischer und schmutziger Februartag. Käthchen stand in der Dämmerung am Fenster in der Tante Stube und sah gedankenlos auf die vorübergehenden Menschen. Onkel und Tante waren beim Onkel General, um Familiengeschäfte abzumachen, denn auf morgen war die Abreise endlich festgesetzt. Käthchen hatte die Erlaubniß bekommen, noch einmal das Theater zu besuchen, und da Susa unwohl war, sollte eine Kammerfrau sie begleiten.

Göthens Egmont war angekündigt. Mit heißer Sehn-

sucht erwartete sie die Theaterzeit, sie hatte sich eine Sperrsitz-Loge besorgen lassen, um incognito dort zu sein und ungestört die Wonne des Stückes genießen zu können.

Käthe sah ungeduldig nach der Uhr, — es war noch nicht Zeit. Da öffnete sich die Thür, ein Herr trat ein. Sollte es Ernst sein? Seit acht Tagen hatte sie ihn nicht gesehen, er war krank gewesen. Sie hatte sich bitter getäuscht, es war Graf Rhön, — sehr verwundert, sie allein zu treffen, obwohl er eben deshalb kam.

Mit großer Vertraulichkeit setzte er sich ihr gegenüber in einen Lehnstuhl und sagte fröstelnd: Es ist abscheuliches, höchst langweiliges Wetter.

An Langeweile sind wir nur selbst schuld, entgegnete sie mit großer Kälte.

Sie hoffte immer, auf solche Art ihn zurückzustoßen; erreichte dadurch aber nur das Gegentheil: der von allen Damen verwöhnte Mann fand dies kühle, spröde Wesen sehr interessant, und wie er selbst schloß auch das Publikum aus ihrem ungewöhnlichen Betragen gegen ihn auf ein näheres Verhältniß. Allerdings war es seit der Zeit, wo er sie in größeren Gesellschaften sah und sie allein sprechen konnte, vertraulicher geworden, denn bei seiner zudringlichen Art war es unmöglich sich fremd zu bleiben. Käthchen hatte Mühe, sich seiner Annäherungen zu erwehren, und that dies auf die unliebenswürdigste Weise. Zuweilen reizte er sie so sehr, daß es ihrerseits bis zu Beleidigungen kam. Das aber war ihm besonders lieb, denn es mußte dann auch stets eine Art Verständigung folgen, weil Käthchen zu edel war, jemand mit Bewußtsein zu kränken, ohne es wieder gut zu machen. Er hatte auch jetzt mit Vergnügen das Unartige in ihrer Antwort wohl gefühlt.

Finden Sie vielleicht dies Stürmen angenehm? fragte er spottend.

Allerdings, weil die Stürme den Frühling bringen, und der Frühling mich nach Anderweil führt.

Ach ja, der Frühling! seufzte der Graf: die Natur erwacht, — es giebt doch nichts Schöneres! Ich sehne mich sehr danach, auch ich werde dann auf meine Güter gehen.

Werden es aber dort nicht aushalten.

Warum nicht?

Sie werden dort Langeweile haben.

Soll das wieder ein Vorwurf sein?

Durchaus nicht. Ist es ein Vorwurf, wenn ich sage, Sie haben blaue oder braune Augen? So ist es einmal Ihr Schicksal und Ihre Bestimmung von Jugend auf, in der Stadt zu leben. Ich will das Stadtleben nicht zurücksetzen, es kann gleichen Werth mit dem Landleben haben, es kommt nur auf die verschiedenen Neigungen an.

O bemühen Sie sich nicht, sagte der Graf wehmüthig, mir das Gesagte zu versüßen, ich fühle den Stachel dennoch. Aber Fräulein Käthchen, — seine Stimme nahm einen besonderen weichen Ausdruck an, — ich muß doch in Ihren Augen ein ganz trauriger Mensch sein, daß Sie mir immer so begegnen.

Ich weiß nicht, — stotterte Käthchen.

Sagen Sie mir, haben Sie etwas gegen mich? O seien Sie aufrichtig, mein Leben gebe ich daran, die Fehler, die Sie finden, abzulegen, oder gut zu machen was ich verschuldet habe.

Nichts, gar nichts! sagte Käthchen hastig, der diese Szene unerträglich war.

Sie haben nichts gegen mich? O Gott, wie mich der Ausspruch glücklich macht! Verzeihen Sie mein Mißtrauen. Werden Sie es erlauben, daß auch mich der Frühling nach Anderweil führt?

Ich habe darüber nichts zu erlauben, sondern Onkel und Tante.

Ach ich weiß, fiel der Graf ihr ins Wort, Onkel und Tante sind mir wohl gewogen, ich werde kommen dürfen. Wie lang wird mir die Zeit bis dahin werden! Sie reisen ab? morgen schon?

Die eintretende Kammerfrau unterbrach ihn.

Ich komme schon, warten Sie einen Augenblick! rief Käthchen ihr entgegen. Darauf sprach sie von Susas Unwohlsein auf eine Weise, daß der Graf sich zum Abschied gezwungen sah, und wenige Minuten darauf verließ auch sie das Haus.

Im Schatten einer Sperrsitz-Loge saß sie ganz unbemerkt. Der erste Rang war fast leer, kein bekanntes Gesicht darin zu sehen. Mit stiller Begeisterung hörte sie Beethovens Ouvertüre, — der Vorhang ging auf, — Szene folgte auf Szene, — mit glühendem Herzen und banger Sehnsucht hing sie an Klärchens und Egmonts liebendem Zwiegespräch. Wieder wechselte die Szene. Käthchens Auge glitt zufällig von der Bühne nach der Eckloge des ersten Ranges, — ein freudiger Schreck durchbebte sie, — sie sah dort das wohlbekannte blasse Gesicht.

Ernst und sie allein unter den vielen fremden Menschen! — das hatte für sie einen geheimnißvollen Reiz. Sie sehen beide Klärchens und Egmonts Liebe und Leiden — o mit welch wunderbarem Ausdruck sein Auge an der Bühne hängt! — Ob er nicht nach der dunkeln Sperrsitz-Loge schauen wird?

Er hatte längst geschaut. Während der Liebesszene hatte sein Auge nur an Käthchens tief bewegten Zügen gehangen, und die Wärme, die sich darinnen malte, fühlte er auch heiß im eignen Herzen.

Heut den ersten Tag, wo er wieder ausging, hatte die Sehnsucht ihn zu ihr getrieben; aber auf die Meldung, Susa sei unwohl, die Herrschaft nicht zu Haus, ging er wieder fort, denn nach Käthchen zu fragen wagte er nicht. So mit unbefriedigter Sehnsucht ging er durch die Straßen, eben zogen die Leute ins Theater, er folgte dem Zuge halb gedankenlos.

Seine Blicke schweiften über die leeren Sitze des ersten Ranges hinweg, da sah er Käthchen im Schatten des Parquets, — Käthchen mit den bleichen Wangen und dem heißen Herzen, das da aus den dunkelen Augen leuchtete.

Die Tragödie legte immer tiefer ihre Schatten über das lichte Glück der Liebe. Klärchen rang mit Jammer und Liebesweh, ihr Egmont war für sie verloren. Da trat der Tod versöhnend zu den Liebenden und brachte ihnen den ewigen Frühling.

Käthchen weinte. Ernst sah gar nicht mehr nach der Bühne, seine Augen hingen an Käthchen. Jetzt begegneten sich ihre Blicke, sie sahen beide sich unaussprechlich traurig an und Käthchen wehrte ihren Thränen nicht.

Der Vorhang fiel, Käthchen verließ mit ihrer Begleiterin die Loge. Sie konnte es nicht verhindern, daß sie von vielen Seiten ein Gegenstand der Aufmerksamkeit wurde, und weil eben das Gedränge am größten war, stand sie zögernd vor der Logenthür. Da trat Ernst zu ihr, reichte ihr schweigend seinen Arm und führte sie durch die Menge.

Sie gingen still neben einander, und verstanden sich wohl. — Nach einiger Zeit sagte Käthchen:

Du weißt, daß wir morgen abreisen?

Nein, das weiß ich nicht, entgegnete Ernst traurig, und nach einer Pause fügte er leise hinzu: Käthchen, wenn Du fort bist, — Du vergissest doch nicht, was Du mir versprochen hast?

Ewig nicht, — hauchte Käthe.

Sie standen jetzt vor der Hausthür. Ernst ergriff ihre Hand.

Alles mußt Du Deinem Freunde sagen, jeden Kummer, — und wenn Du niemanden in der Welt mehr hättest —

Käthchen sah ihn durch Thränen an, ihre Lippen zitterten, rasch wandte er sich von ihr. —

O nur noch einmal an seine Brust hätte er sie drükken mögen, nur noch einmal ihr tief in das Auge schauen! — Aber der Engel mit dem feurigen Schwerte wehrt dich ab: warum hast du nicht widerstanden der Schlange der Welt, als sie dir den Apfel reichte? Warum nahmst du für Wahrheit die Fata Morgana einer täuschenden Nebelwelt, stürztest dich in die weichen Wogen, die doch nur den lauernden Abgrund bergen? Warum nicht auf festem Fuß standest du, den Blick klar und bestimmt darauf gerichtet? Da zerrinnen die Nebel, die Sonne der Wahrheit leuchtet dir hell, und du findest dich auf stiller Bergeshöhe, von Tannen- und Haideblumen-Duft umweht, der Wälder Rauschen, der Blumen Blühen, der Vögel Sang macht dich frisch und stark, es schwillt deine Brust und die Welt da unter dir ist überwunden von der Macht der Gedanken. — O hier vom Athem der Natur durchdrungen, wirst du fühlen was deiner

Seelen wahres Heil. Gieb hin das Leben, das da zu kurz ist des Jammers und der Mühe, die es in sich faßt, und lebe dem Himmel. — Hochzeit — Hausstand — das sind Worte, die wohl einen lieblichen Klang haben; aber wehe dir, wenn du gegen das heilige Geheimniß in diesen Worten zu freveln wagst! Wehe wenn sie, statt die nothwendige Gestalt eines reichen Inhalts zu sein: nichts als eine Form, seelenlos und hohläugig die Welt verwirren!

Ernst war unglücklich und schwach, ja ihm fehlte selbst die Macht, sein Unglück zu ermessen; willenlos ließ er sich vom Leben hin- und herziehn, — und das alles nur um pflichtgetreu zu sein. Pflichttreue? Wahrlich, der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen und Tugenden gepflastert. Ist auch das Pflichttreue, sich selbst und andere zu belügen, und um das Gewissen zu beruhigen, in Schwäche sich zu fügen dem unedlen Thun, wo das Herz sich empört, wo es in Kampf hindurchbrechen möchte?

Am andern Morgen reiste Käthe ab. Ernst ging noch an die Eisenbahn. Auf seinem Gesicht war keine Veränderung zu lesen, ruhig nahm er Abschied, nur Susas Hand drückte er heftig.

Der Zug brausete fort, Ernst starrte ihm nach bis er im dicken Nebel verschwunden war, um Vieles ärmer ging er zur Stadt zurück.

Sein Leben war nun ein sehr einförmiges. Große Gesellschaften drängten sich, und wenn Agnes und ihre Mutter jedesmal versicherten, daß ihnen dies Leben unerträglich sei, so fanden sie doch immer den nöthigen Grund, die Einladung anzunehmen. Ernst war damit zufrieden, denn mit

Agnes allein war es ihm noch peinlicher, obgleich er es gelernt hatte, in einem scherzenden und neckenden Ton jede Stimmung zu verbergen, und das Verhältniß äußerlich wie immer schien. Agnes blieb sich indessen in ihrem Wesen und in ihrer Liebe gleich, und bei den besonderen Fällen, wo Ernst hätte Grund zu wirklichen Klagen angeben können, lag er nur in ihrer Leidenschaft für ihn. Und den entsetzlichen Versöhnungsszenen, den Wein-Krämpfen, den Ohnmachten zu entgehen, beugte er immer vor, gab er immer nach, und war in diesem Spiel bald sehr eingeübt. Es war ihm nicht immer wohl dabei zu Muthe, — er murrte in seinen Fesseln, — aber was sollte er machen? Agnes und ihre Mutter klammerten sich fest an seinen Edelmuth, und der war dann immer noch stärker, als ihr unedles Thun. Daß ein solches Leben ihn nicht liebenswürdig machte, ist leicht anzunehmen. Der Zwang, mit Naturen umzugehn, die uns zuwider sind, ist gefährlich. Der Mensch ist schwach: wird er fortwährend gereizt, kann er endlich der Versuchung nicht widerstehn, sich zu rächen, und Ernst konnte in einem Augenblick nachgeben, im andern wieder ganz unerträglich sein. Von einem Extrem schwankte er zum andern, seine Kraft war zersplittert, in einer Art Betäubung ging er von einem Tag zum andern hin.

Bei alle dem waren seine Braut und Schwiegermutter sehr mit ihm zufrieden, und Frau von Eramseck bemerkte triumfirend gegen ihre Tochter, daß mit Liebe und Aufmerksamkeit die widerspenstigste Natur zu besiegen sei. Ja seit einiger Zeit, wo Ernst eine bedeutende Summe zur Ausstattung angewiesen hatte und nun von der Hochzeit die Rede war, fühlten sich beide Damen unendlich glücklich und beruhigt. Während sie von Laden zu Laden fuhren und in

schönen Stoffen glückselig wühlten, erhielt Ernst sogar ohne Thränen Erlaubniß, den größeren Theil des Tages für sich zu sein, und häufig auch zu kleinen Entfernungen und Reisen.

Morgen reist Ernst wieder auf acht Tage nach Mecklenburg, sagte Agnes eines Tages zu ihrer Mutter. Es ist mir eigentlich recht lieb, wir können in der Zeit viel besorgen. Seine Nähe stört mich dabei immer, weil er gar zu sehr über meine Geschäftigkeit spottet.

Du mußt von solchen Dingen in seiner Gegenwart nicht zu viel reden.

Mama, zuweilen kann er mich damit aber recht quälen.

Mein Kind, Du bist nicht gewohnt mit Männern umzugehn, darum wird es Dir auch schwerer, Dich in Ernst zu finden, und ein bedeutender Mann ist überhaupt im täglichen Leben weit unliebenswürdiger, als ein unbedeutender; darum wird eine edle Frau ihm doch immer den Vorzug geben.

O gewiß! Ernst ist mir lieber als alle Männer, wiederholte Agnes. Und dann — bei näherer Bekanntschaft werden die meisten auch nicht liebenswürdiger sein. Gott sei Dank, Mama, daß er nicht wie Clemens ist. Es ist schon sehr schlimm, daß wir mit dem so nahe wohnen werden, ich habe große Furcht.

Clemens? fragte die Mutter verwundert: woher kennst Du den so genau?

Ich darf eigentlich nicht davon reden, Anna von Blühen hat mir erzählt —

Frau von Cramseck sah die Tochter strenge an. Wenn Anna eine gute Tochter ist, woran ich nicht zweifle, so schließt sie in ihrem Vertrauen zur Tochter die Mutter nie aus.

Ich glaube auch, Mama. Und sie weiß, daß wir nicht weiter reden, weil es ja unser Familieninteresse ist.

Nun, mein Kind?

Annas Bruder ist wirklich mit Adelheid verlobt gewesen. Die Liebe war glühend. Herr von Blühen hat ein so weiches Gemüth, er ist ganz zur Liebe geschaffen, der Briefwechsel, sagt Anna, sei bezaubernd gewesen. Adelheid war selig, sich so geliebt zu sehen, da sie bis jetzt bei Clemens, bei diesem kaltherzigen Egoisten, der ohne jedes Gefühl für ein zarteres Frauenherz ist, ihre Jugend vertrauern mußte. Nun aber denke Dir! Adelheids Vater hält so viel auf ihn, daß er, wüthend über Adelheids neue Wahl, das Verhältniß durchaus auflösen wollte. Adelheid blieb trotz der grausamsten Zwangsmittel fest. Als man sah, daß Gewalt nichts half, wählte man die List. Der Alte schrieb plötzlich einen sehr freundlichen Brief an Herrn von Blühen, sagte, da seine Tochter durchaus standhaft sei, wolle er auch nachgeben, und ihm, obgleich seinem geliebten Sohn Clemens schon längst sein Vermögen verschrieben sei, doch so viel Geld geben, als ein Offizier haben müsse, um sich verheirathen zu dürfen. Das klingt unglaublich, nicht wahr, Mama? Aber Anna versichert mich, daß Herr von Hohendorf ein so wunderlicher Mensch sei, von dem man alles erwarten könne. Herr von Blühen war stark genug, dieser Malice nicht nachzugeben. Er hat das Verhältniß sogleich aufgehoben.

Anna ist eine Schwätzerin, sagte Frau von Cramseck, und ich hoffe, Du antwortest auf solche Berichte nur im Interesse Deiner Familie. Du weißt, Clemens ist Dein Schwager.

Gewiß, Mama, werde ich mich gegen Anna zusammennehmen; aber ist es nicht recht gemein von Clemens und

von Adelheids Vater? Herr von Blühen thut mir entsetzlich leid. Du hättest ihn neulich im Kränzchen sehen sollen, wirklich das tiefste Seelenleiden lag in seinen Augen, obgleich er es uns verbergen wollte. Er war uns allen interessant.

Herr von Blühen ist einer von den unbedeutenden Männern, deren wir vorhin erwähnten, entgegnete Frau von Cramseck.

Ja das Gemüth herrscht bei ihm vor, fuhr Agnes fort. Die Liebe zwischen Bruder und Schwester schon ist rührend. Die gute Anna will ihn jetzt immer zerstreuen, zu künftiger Woche hat sie eine Landpartie arrangirt, die Sonne scheint schon so himmlisch warm, sie wollen nach Charlottenburg. Schade, daß Ernst so ungesellig ist; solche Partien machen ihm aber gar kein Vergnügen.

Ein jeder Mensch hat seine Eigenthümlichkeiten, und eine so glückliche Braut frägt nichts nach solchen Vergnügungen, lächelte Frau von Cramseck. Du hast jetzt mehr zu thun.

Ach ja! seufzte Agnes glücklich, indem sie ein Stück himmelblauen Sammet durch die Hände gleiten ließ. So himmlische Sachen können sich die Mädchen alle nicht anschaffen. Wie schnell werden die Wochen vergehen: ich bin Frau von Trauseß und beziehe mein Schloß.

Die Sturm- und Regenzeit war vorüber, der Schnee geschmolzen, der Frühling stand auf der Schwelle, nur noch einige warme Nächte, und er wird seinen Zauber über das knospende und schwellende Land dahinbreiten. Die Zeit des Hoffens und des Sehnens ist oft schöner als der Frühling selbst. Die braunen Zweige und Knospen der Bäume

leuchten gegen den blauen Himmel, oder ein goldig grüner Schimmer ist schon über das Braun gewoben. Die Stachelbeerbüsche stehen im frischen durchsichtigen Laube, auf dem weichen braunen Lande sprossen Krokus und Schneeglöckchen, im jungen Rasen schimmern die duftigen Veilchen. Und die Vögel singen, die Käfer schwirren, und alles ist Leben und Lust in der Natur.

Käthchen, einen dicken Veilchenstrauß in der Hand, trat in Susas Zimmer. Die Fenster standen offen, die laue Luft zog ein, und Susa machte Papierwände über die blühenden Topf-Hyazinthen im Blumenfenster, auf denen die Bienen schon geschäftig summten.

Hier die ersten! sagte Käthchen fröhlich zu Susa und reichte ihr den duftenden Strauß.

Wie schön! wie schön! sagte Susa. Gott sei Dank, daß wir wieder so weit sind.

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, Lindenduft! —
Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?

Laß es aber nicht nur beim Preisen: geh um zu genießen, Du warest heut noch nicht außen, das ist Unrecht. Hast Du Lust, das wieder gut zu machen, so geh Nachmittag mit mir nach Trauseß: wir nehmen für Agnes dort Gardinen- und Spiegel-Maaß und wandeln gegen Abend hierher zurück.

Der Vorschlag ist recht schön, entgegnete Susa, aber ich kann ihn nicht annehmen. Der Garten ist voller Leute, die auf mich warten, Erbsen und Mohrrüben müssen in die Erde.

Käthchen wollte sie noch überreden, aber Susa blieb fest.

Nun gut, sagte Käthe, so eß ich um Zwölf mit Dir zu Mittag, — Onkel und Tante sind jetzt gütig, sie erlauben es mir. Ich ziehe Dir nach Tisch die Reihen zu den Erbsen auf dem ganzen Mittelbeet, Du schickst mir zur Belohnung den Kaffee in mein Gartenhaus, und von da tret ich allein meine Wanderung an.

Und so geschah es. — Käthchen saß, nachdem sie sich im Garten rothe Wangen erarbeitet hatte, im Fenster des Gartenhauses und schaute in die Gegend hinaus. Trausseß lag im hellen Sonnenschein, die Fenster waren geöffnet, sie sah ziemlich deutlich wie einige Vorhänge, von dem Frühlingswind herausgelockt, an den alten Mauern flatterten. Bald ist es mit euch vorbei! dachte sie wehmüthig: die Residenz mit ihren neuesten Stoffen wird euch verdrängen. Es that ihr leid, daß Ernst alles so ganz umgestalten wollte, aber Agnes schrieb, als sie jetzt Käthchen um die Gefälligkeit des Ausmessens verschiedener Flächen und Räume bat: „Aus der trüben Verpuppung des alten Schlosses wollen wir einen Fönix hervorzaubern."

So hatte denn Käthchen Agnes Brief, ein Stück Band, einen Bleistift und Papier in der Tasche, um den Auftrag auszuführen. Es war ihr doch eine stille Freude, für Ernsten etwas zu thun, und so ungestört einige Stunden in Trausseß zubringen zu dürfen. Seit dem unglücklichen Nachmittag, wo sie ihn dort traf, war sie nicht wieder allein dort gewesen.

Sie wanderte wieder den bekannten Weg. Bald hatte sie ihr Ziel erreicht, und ohne von jemand bemerkt zu werden, eilte sie die Treppe hinauf. Sie trat in Ernsts Zimmer. Hier lag und stand noch alles wie am Tag vor seiner

Abreise. Die Briefe, die damals auf dem Schreibtisch lagen, waren nur zusammen auf die offene Mappe geschoben, im Zigarrenbecher war noch Asche, und auf dem Tisch unter dem Spiegel lagen sogar noch Hut und Handschuh und Reitpeitsche. Käthchen lächelte in der Erinnerung an ihre Thorheit, wie sie einst mit diesen Sachen spielen konnte; liebkosend glitt sie mit ihrer Hand darüber hin, und stand jetzt sinnend vor den Bildern.

Er sieht seinem Vater ähnlich, dachte sie, dieselben großen klaren Augen, — und wenn er mild ist, gleicht er auch der Mutter. Je mehr ich an ihn denke, je mehr muß ich ihn lieben. Sie legte ihre Hände auf die Brust. O Ernst, du bist mein, der ganzen Welt verborgen bist du mein. — Ihr Herz schlug gewaltig.

Da hörte sie schnelle Schritte auf der Treppe. Sie entfaltete eilig ihr Stück Band und wollte an die Arbeit gehn, als die Thür sich öffnete und — Ernst herein trat.

Käthchen! rief er freudig.

Du bist hier? fragte sie bewegt.

Seit heute Morgen. Und Du?

Eben wollt ich die Fenster und die Spiegelwände messen.

Was messen? fragte Ernst verwundert.

Käthchen sagte ihm, was Agnes geschrieben, und reichte ihm den Brief, in welchem zugleich ein Bauriß des Schlosses lag, den Ernst einmal zum Spaß für Agnes gezeichnet.

Bemühe Dich nicht, sagte er düster. Agnes mag erst alles selbst sehen, eher soll hier nichts verändert werden. — Darauf legte er die Hand auf die Augen, als ob er unan

genehme Gedanken zurückdrängen müsse, und sein Gesicht nahm wieder einen heiteren Ausdruck an.

Hier in Trauseß, und ein so schöner Tag, das ist fast zu viel, sagte er. Es ist mir als müßt ich darüber die ganze Welt vergessen, nichts thun als frische Luft athmen und wirthschaften, darum habe ich auch die Brust recht voll genommen, heute ist mir so wohl als lange nicht zu Sinne. — Er sah sie bei diesen Worten offen und herzlich an.

Dies Wesen war ihr wieder neu und doch nicht fremd. Sie mußte bald ihr Schwärmen und stilles Glühn vergessen und frei ihm in das Auge sehn.

Nun mußt Du mir erzählen, wie es Euch geht, und damit wir das schöne Wetter nicht versäumen, begleitest Du mich auf einigen Geschäftswegen, die ich noch habe. Du bist ein Landmädchen, es muß Dich das interessiren.

Käthchen war damit zufrieden. Sorgfältig legte er ihr den Shawl um, gab ihr Hut und Handschuh und reichte ihr den Arm.

Sie gingen nach den Wirthschaftsgehöften und in die verschiedenen Gärten, Ernst sprach fast nur mit Leuten, hatte hier etwas nachzusehn, dort anzuordnen, und man sah, mit welcher Lust er es that. Dabei hatte er doch immer, wenn auch nur in Kleinigkeiten, eine unbewußte Sorgfalt für sie. Im lebhaftesten Gespräch mit Andern wandte er sich, damit ihr die Sonne nicht in das Gesicht scheine, oder er führte sie einem Steine aus dem Wege, und nahm an Gräben oder auf Erhöhungen schützend die gefährliche Seite ein. Käthchen sah und hörte still mit an, was er that und redete, fast ehrerbietig sah sie zu ihm auf, wie er mit so viel Umsicht und Erfahrung sprach, und wie seine Leute ihn mit so großer Liebe begrüßten. Wie war er doch ein ganz anderer hier:

in Berlin so düster und bewegt und launig, und hier so rüstig und klar in Blick und Thun.

Verzeihe mir, sagte er auf dem Rückweg, daß ich Dich so gelangweilt habe, ich habe aber heute eine ordentliche Wuth auf das Wirthschaften; es ist mir, als ob ich lange krank gewesen sei und durch dies rüstige Umhertreiben völlig genesen müsse.

Käthchen aber sah nicht wie Langeweile aus, sie ging frisch und rüstig neben ihm. Wenn sich die Schreckbilder ihres kranken Herzens nahen wollten, that sie die Augen weit auf, schaute sie tief in den blauen Himmel, schaute auf Ernst: er war ja bei ihr, beide waren in dem geliebten Trauseß, darüber ließ sich alles Andere wohl vergessen.

Sie erzählten sich jetzt von ihrer Jugend, und dies Kapitel mußte sie immer gesprächiger und fröhlicher machen. Fast an jede besondere Stelle wußte Ernst Erinnerungen anzuknüpfen, und Käthchen erzählte in kindlicher Laune ihre lustigsten Streiche. O, sagte sie stolz, ich hatte immer viel Muth und hatte mir wohl mit Recht hier in Trauseß den Beinamen „die wilde Käthe" verdient.

Und in Anderweil? scherzte Ernst.

Käthchen dachte an die unordentliche Käthe, sie wurde roth und etwas verlegen.

Verzeihe mir, sagte Ernst bittend und reichte ihr die Hand.

Beide schwiegen jetzt, bis Käthchen vom Rückweg sprach. Ernst aber wollte sie nicht fortlassen, ehe er sie bewirthet hätte.

Sie kehrte mit ihm in sein Zimmer zurück, Ludwig hatte Thee besorgt.

Der Alte strahlte von Vergnügen. Er war in seinem

lieben Trauseß, sah seinen Herrn vergnügt und durfte das geliebte Fräulein Käthchen bedienen. Mit Bedeutung zeigte er auf die Tasse, die er ihr hingestellt: Käthe erkannte gleich, daß es die Mundtasse der seligen Tante sei. Sie ward darüber nachdenklich.

Der Bediente trat ab. So allein sich gegenüber in der dämmernden Stube ward es ihnen beweglich zu Sinne, und als Käthchen bald zum Aufbruch mahnte, hatte Ernst nichts dagegen einzuwenden.

Sie traten aus dem Haus, ein wunderbarer Anblick ward ihnen da.

Im Abend hatten sich weiche Frühlingswolken zu dunkelen Massen gestaltet. Fast hingen sie am Horizont, nur ein enger Zwischenraum ließ die Sonne durchblitzen und ihre Strahlen, von der dunkelen Masse über ihr gebrochen, leuchteten in wunderbaren Farben Erde und Himmel an. Der Fluß lag wie ein goldenes Band zwischen den duftigen Wiesen, Weiden, Pappeln und Linden wehten wie goldene Federn in der lauen Abendluft, an den dunkelgrünen Tannen flog Purpur und Violet, und ein weicher Regenbogen hing an dem tiefblauen Himmel, der umsäumt war mit strahlenden Purpurwölkchen.

Ernst und Käthchen gingen schweigend nach dem Vorsprung, wo einst die alte Linde stand, und an deren Stelle jetzt ein schlanker junger Lindenbaum mit den ersten zarten Blättchen flüsterte. Die Gluth ward noch stärker, ein rosiges Feuer lag im Kontrast zum dunkeln Himmel flammend auf der bräunlich knospenden Erde. Nach und nach blühte es ab und ein milder Silberglanz floß darüber hin, alles stand in schimmernder Blüthenpracht, Fluß und Wiese und Wald und die fernen Dörfer im verklärten Glanz. Käthchen athmete tief auf und schmiegte sich an Ernst, ihre Mährchenwelt

war erfüllt, hatte ihre Zauber aufgethan, Perlen und Diamanten und Silber und Gold, es floß da mild in einander, es flüsterte leise in der Linde, unten in den Ulmen hörte sie es rauschen, hier an der alten Mauer um den dunkeln Efeu, um die Pfirsich= und Aprikosenblüthen wob sich schimmernder Duft, die Schneeglöckchen und Schlüsselblumen zu ihren Füßen klangen säuselnd an einander, und eine Nachtigall hauchte ihr Entzücken in den Abend hinein.

Sie gingen den Berg hinab über die Wiese hin. Käthchen pflückte die frühen Blumen und Ernst pflückte mit.

Sie kamen am Pfarrgarten vorbei. Friedrich stand in der Pforte und grüßte.

Wie geht es Ihnen? fragte Ernst.

Herrlich, ganz herrlich! entgegnete Friedrich. Wollen Sie nicht hereintreten und an meinem kleinen Paradiese sich erfreuen?

Ernst hatte jede Spannung gegen Friedrich aufgegeben, Käthchens Gefühle für Friedrich hatte er bald durchschaut, und es lag ihm fern sich unnöthig zu quälen. Freundlich nahm er Friedrichs Einladung an.

Käthchen freute sich über die Nettigkeit des kleinen Gartens, und erzählte Ernst, daß sie und Susa den Plan dazu entworfen und Bäume, Sträucher und Blumen von Anderweil geschickt, indessen der glückliche Pfarrer ihr einen Strauß der schönsten Frühlingsblumen pflückte. Sie traten auch in das Gartenhaus. An den weißen Wänden hingen kleine kolorirte Bilder der schönsten Gegenden der Schweiz.

Hier befriedige ich meine Reiselust, sagte Friedrich, ich wandere von einem Gletscher und schönen See zum andern und bilde mir ein, ich wäre wirklich dort. Ich führe über=

haupt hier ein gar zu glückliches Leben! fügte er mit einem dankbaren Blicke auf Ernst hinzu.

Ernst wandte sich verlegen ab und blätterte in einem Buche, das auf dem Tische lag. Es war der Hesperus von Jean Paul. Befremdet sah er Käthchens Namen auf dem ersten Blatte.

Das Buch ist von mir, sagte sie unbefangen: ich habe die Pfarre erst zu einer vollständigen gemacht, denn ohne Jean Paul kann ich mir kein poetisches Leben darin denken.

Gewiß! entgegnete Friedrich, es ist unbeschreiblich schön, hier im Garten, — im eigenen Garten, setzte er mit Nachdruck hinzu, — über dem Jean Paul, diesem Frühlingsbuch, sitzen und das Nahen des Frühlings belauschen zu können.

Er schilderte hierauf mit Begeisterung das Leben, das er führe, so daß Ernst und Käthchen recht von der Wahrheit seines Glückes durchdrungen ihn verließen.

In die Gartenpforte gelehnt, sah er beiden noch lange nach. Es fiel ihm jetzt erst ihr stilles wehmüthiges Wesen ein, und er machte sich Vorwürfe, sie mit seiner überglücklichen Stimmung so übersprudelt zu haben. Was mögen sie nur haben? Ob sie beide unglücklich sind? Käthchen liebt Ernst, und gewiß liebt Ernst sie wieder. Dann ist aber die Sache sehr einfach und kann noch gut werden, dachte Friedrich, und mit großer Ruhe und Freudigkeit, sein Herz fühlte dabei keinen Schmerz, der Kampf, den ihm das Scheiden von seiner Jugendliebe verursachte, war vorüber. Im Anfang war er wohl unglücklich gewesen, besonders hier in der winterlichen Einsamkeit dachte er mit Wehmuth an die Zeiten in Berlin zurück, an das tiefe mystische Liebesleben in der kleinen dunklen Stube ihr gegenüber, an die Zeit des Sehnens und Hoffens, wenn er nach ihren hellen Fen-

stern schaute, nach ihrem Schatten, und den Tönen ihrer Stimme lauschte, oder wenn er, von einer Säule des Portals verborgen, sie im schimmernden Gewande von der Treppe in den Wagen schweben sah. Das war eine warme, in Frühlingspracht leuchtende Jugendfantasie. Aber nichts weiter als eine Fantasie. Darum ward es ihm leicht, sie hinzugeben, seine Natur, nur zu sehr an friedliche Gefühle und Stimmungen gewöhnt, nahm die Stürme nnd Qualen einer unglücklichen Liebe nicht auf sich; als fantastische Thorheit wollte er sie lieber opfern. Dazu schenkte ihm der Himmel eine Wirklichkeit, wie er sie als höchstes Glück sich jemals nur gewünscht, — und eine Freudenquelle seines Herzens verschüttet, trieb es aus der inneren Fülle mit erhöhter Kraft neue Ströme hervor. Sein Beruf, seine Pfarre und jetzt der Frühling, an dem seine poetischen Neigungen und Spielereien einen guten Gesellen fanden, beseligten ihn, und ließen ihm kaum etwas zu wünschen übrig. Nur Käthchen glücklich sehen, war noch sein stilles Verlangen, — und darum folgten ihr seine Gedanken nach, als sie jetzt an Ernstens Seite im Abendschein über die Wiese hinwandelte.

Ernst und Käthchen waren am Flusse angekommen, sie stieg in den Nachen, seine Blicke geleiteten sie bis hinüber. Noch ein Gruß, — dann schwang er sich auf sein Pferd, das ihm der Reitknecht nachgeführt, und ritt nach Wingen.

Seine Ankunft mußte Clemens ganz überraschend sein, denn eigentlich hatte er versprochen, im Mai und zwar mit Agnes zu kommen. Agnes hatte auch oft schon große Lust gezeigt, aber ein Gefühl, das er sich kaum selbst klar zu machen suchte, hielt ihn ab, sie nach Trauseß zu führen. Es war wohl nur, daß ihm auf dem unsicheren Grunde der Residenz sein Verhältniß zu ihr weniger gehalten schien, als wenn er es auf den festen Boden der Heimath verpflanzte.

So schob er nur eine flüchtige Geschäftsreise vor und ließ sie zurück.

Er fand Clemens unter der Veranda, der letzte röthliche Abendglanz lag auf seinem traurigen Gesichte. Beide Brüder umarmten sich mit inniger Bewegung.

Nun, lieber Clemens? fragte Ernst theilnehmend.

Und: Nun? wiederholte Clemens wehmüthig lächelnd, kömmst Du um den Wittwer zu besuchen?

Ach, Clemens! seufzte Ernst, man weiß oft nicht, was zu seinem Glücke dient, man könnte verrückt werden am Leben, und hat Noth, daß man sich über Wasser hält. Aber sage mir, hast Du Nachrichten von Adelheid?

Ich habe heute Briefe, entgegnete Clemens, Du magst sie selbst lesen.

Beide Brüder gingen in Clemens Zimmer, und Ernst las. Der Hauptbrief war von Clemens Schwiegermutter.

„Wenn ich Dir nicht schon längst schrieb, mein theurer Sohn Clemens, so verzeihe mir, es ist mir ein gar zu trauriger Briefwechsel. Von Tag zu Tag hoff ich Dir Besseres berichten zu können, und begreife selbst meine thörichte Hoffnung nicht. Der Riß ist da, und wenn auch die Ursache dieses Risses aufgehoben ist, was hilft das uns? Im letzten Briefe sagt ich Dir, daß der Vater endlich milder gegen Adelheid ward. Wie wohl that mir das! Und auch auf Adelheid hatte es den besten Einfluß, denn sie ward wieder unser Kind, sie athmete wieder andere Luft, und ohne daß sie es wollte, erschien ihre thörichte Liebe ihr im andern Lichte. Du weißt, was der Vater an Herrn von Blühen schrieb. Es war vorauszusehen, daß seine Liebe diese Prüfung nicht bestehen würde, besonders da er ganz in den Händen seiner Schwester und dieser eine arme Schwägerin nicht wünschens-

werth ist. Ich schicke Dir hier seine Antwort, auch einen Brief von Adelheid als Erwiderung darauf, den ich zurück hielt, weil er, in der ersten Aufregung geschrieben, mir nicht würdig schien, und weil ich überhaupt jede Antwort unpassend fand."

„Adelheid ist jetzt sehr still und betrübt, aber mehr aus Reue als aus Kummer. Ich nehme sie oft warm an mein Herz, und da weint sie viel und mir sind diese Thränen ein Labsal. O des Glückes, ein verlorenes Kind in den Armen zu halten! Du wirst ihr auch noch verzeihen müssen und sie wie eine Schwester lieben. Fürchte nicht, wir möchten sie wieder an Deiner Seite sehen; der Vater ist in seinen Grundsätzen vielleicht strenger als Du. Sie hat das Recht verloren, eines Ehrenmannes Frau zu sein, sagt er fest. Wenn er es sagt, sieht er sehr traurig aus, und das macht mir noch mehr Herzweh. Es will mir oft ganz undenkbar vorkommen, daß wir das erleben mußten. Die moderne Leichtfertigkeit war uns immer zuwider, Du weißt, unser Familienton ist schlicht und wahr. Daß Du unser Sohn wurdest, dankten wir dem lieben Gott von ganzem Herzen, und daß Du durch uns nun unglücklich geworden, schmerzt uns um so mehr. Aber höre nun meine und des Vaters Bitte. Vermähle Dich wieder, wir wollen die Frau, die Dich glücklich macht, Dich Dein Unglück vergessen läßt, wie unser eigen Kind lieben. Höre es, Clemens, der Vater dringt darauf, er spricht von Deiner Cousine Käthchen, wir kennen ihren Werth und wissen, sie ist Dir theuer."

„Ich denke viel an Dich und denke, wenn die Tage noch schöner werden, komme ich Dich zu sehen.

Louise von Hohendorf."

Ernst starrte auf das Ende des Briefes. — Käthchen? Ja es ging ihm ein Licht auf: Clemens liebt Käthchen! —

Er legte die Hand auf das Herz und griff heftig nach den andern Briefen, aber er wußte kaum was er las.

Herr von Blühen schrieb:

„Mein Herr!

Verbergen Sie die Absicht, wie Sie wollen, ich fühle sie dennoch heraus. Ich bin zu stolz, mich in eine Familie drängen zu wollen, die in mir einen Unwürdigen sieht. Mein Herz soll eher brechen, als daß meine Ehre verletzt sei. Ich opfere meine Liebe, opfere mein Glück! sagen Sie das Ihrer Tochter. Schwer wird mir das Scheiden!

Eugen von Blühen."

Ernst, in Grimm und Ironie, mußte laut auflachen über den Bombast dieser Zeilen. Er griff rasch nach Adelheids Erwiderung.

„So ist es denn wahr, was ich in bangen Augenblicken ahnete: es ist alles ein Wahn? Wehe mir! daß ich mich so täuschen konnte. Mein Schmerz ist nur, daß ich einem Manne Unrecht that, einem Manne, gegen den Sie — doch ich will nichts weiter sagen. Sie sollten nur wissen, wem jetzt meine Thränen gelten."

Ernst hatte ausgelesen und wandte sich zu Clemens. — O über die Jämmerlichkeit! Es ist zum Tollwerden, daß Dir das begegnen konnte! sagte er heftig.

Die Welt thut es nun einmal nicht anders, entgegnete Clemens, sie bietet uns oft Jämmerlichkeiten, die wir ruhig hinnehmen; nur wenn sie unsere schwachen Seiten berühren, klagen wir.

Ernst sah ihn nachdenklich an und Clemens fuhr fort:

Man lebt recht in die Welt hinein, und es ist ein

Wunder, daß uns nicht mehr solche Dinge passiren. Ich bin diesmal der Unglücksvogel, und viele, die leichtsinniger sind als ich, gehen frei aus.

Du leichtsinnig? fragte Ernst.

Leichtsinnig ja, ich habe es früher auch nicht geglaubt, aber in diesen drei Monaten hatte ich Zeit zum Nachdenken. Heirathen ist eine ernste Sache, und man bedenkt es in seinem Glücke nicht. Ich habe da in meiner Herzensfreude gelobt, Adelheid zu lieben und zu ehren, ihr Herr und ihr Führer und Beschützer zu sein, und habe später in der Gemächlichkeit des Lebens nicht weiter darauf geachtet. Ich habe sie dem schützenden Vaterhaus entrissen und sie dann sorglos der Welt überlassen. Und wenn jetzt diese Welt mich als Kläger vor ein äußeres Ehrengericht stellt: stehe ich als Angeklagter vor dem eigenen innern; denn ich habe geschworen und habe nicht recht bedacht, was ich schwöre, und habe es auch nicht gehalten. Höre, Ernst, man sollte sich doch ernstlich bedenken, ehe man sich vor den Altar stellt. Sie schreiben da so viel für Erleichterung der Auflösung der Ehen, und sollten nur erst gegen das unsittliche Zusammengehn der Leute schreiben, und so die Wurzel des Uebels angreifen. Wenn Du einmal Kinder hast, Ernst, so erziehe sie streng zur Wahrheit. Die meisten Menschen wissen gar nicht, was Wahrheit ist, sie sprechen und thun mit einander so viel Lügen, und so geht es in die leichtfertige Oberflächlichkeit hinein, die heut zu Tage Sitte ist. Ein gewissenhafter, zur Wahrheit gewöhnter Mensch wird sich nicht vor den Altar stellen und einen Meineid schwören, mags nun aus Rücksichten gegen Eltern oder Verhältnisse sein. O es giebt da so romantische Worte von Pflichtgefühl oder Aufopferung, aber es giebt noch etwas Höheres: „Du sollst Gott mehr ge-

horchen als den Menschen!“ Die Wahrheit geht über alles und man kömmt am weitesten damit.

Ernst sah vor sich nieder, jedes Wort ging ihm durch die Seele.

Niedergeschlagen schloß Clemens: Das Klugsprechen nachher ist wohl leicht; ich hätte es nur vorher thun sollen. Da hätte ich Vielen schwere Thränen erspart. Doch genug, es ist nun einmal so und nicht anders, wir müssen es tragen.

Die Liebe und Sorgfalt Deiner Schwiegermutter ist rührend, sagte Ernst. Er hätte so gern von Käthchen gesprochen, aber er wagte es nicht.

Du meinst den Vorschlag mit Käthchen? fragte Clemens und sein Gesicht heiterte sich merklich auf. Sie wissen es, daß ich Käthchen sehr lieb habe. Wenn ich der Mutter jetzt schrieb, habe ich viel von Käthchen erzählt, sie war auch mein einziger Trost und meine einzige Freude. Seitdem sie von Berlin zurück ist, war ich weniger unglücklich, weil ich jemand hatte, mich auszusprechen, und Käthchen verstand mich beinahe ehe ich sprach.

Er brach ab und Ernst wollte nicht weiter forschen, denn schon hatte er Mühe seine Bewegung zu verbergen. Beide Brüder sprachen jetzt von Geschäftssachen, und ziemlich spät nahm Ernst von Clemens Abschied.

Weniger glücklich, als er Trauseß verlassen hatte, kehrte er zurück. Aber fest entschlossen war er jetzt, mit großer Ruhe und Selbstberechnung sein Leben zu ordnen. Clemens Erfahrung sollte an ihm nicht ganz verloren sein. Die Wahrheit über alles! Er fühlte die Schmach, in der er gelebt, aber er fühlte auch die Kraft, die Welt zu überwinden. Seine Gedanken drängten nach Berlin, das Verhältniß mit

Agnes aufzulösen. Kampf wird es geben, denn Agnes war jetzt gerade in der glücklichsten Gewißheit der nahen Hochzeit, und von ihrer Leidenschaft ist alles zu fürchten; — aber der Entschluß steht einmal fest und die Lösung muß sich finden. Daß er Käthen entsagt, um des Bruders aufblühendes Glück nicht wieder zu zerstören, machte ihm jetzt den Entschluß der Lösung leichter, denn keine Nebenrücksicht trieb ihn dazu. — Sein Leben war zur Einsamkeit bestimmt, und wie sehnte er sich nach dieser Einsamkeit! Nur erst frei! dann soll ihm das Leben leicht sein. Leicht? Nein, einen heißen Schmerz fühlt er am Herzen, — Käthe an der Seite eines Andern, er kann es nicht ertragen, fort will er, in die weite Welt. Und Käthe? — O Zweifel wachsen in der Seele eines Liebenden wie Pilze in einer Sommernacht, — Käthchen liebt Clemens, er verwundert sich jetzt, daß er nicht eher darauf gekommen. Er dachte an Berlin zurück, wo Käthchen vor Clemens kniete und er so liebevoll und sorglich war. Und hatte Susa nicht selbst gesagt: Die Käthe liebt den Clemens unbeschreiblich und er liebt sie auch? — Ja, es war alles so, und es sollte so sein!

Nach Anderweil zu gehen, war ihm nicht möglich; er schrieb einen Entschuldigungsbrief, der Onkel und Tante befriedigen mußte, und kehrte nach Berlin zurück.

Am andern Morgen saß Käthe in ihrem Erkerstübchen am offnen Fenster. Den Kopf in die Hand gestützt, sah sie dem fallenden Regen zu, der leise auf die jungen Blätter niederrauschte, und lauschte den Nachtigallen, die stärker schlugen als beim Sonnenschein. Wie das schnell wechselt! dachte Käthchen. Gestern Erd und Himmel strahlend, und heute so dicht verhangen, — gut wenn das Herz selbständig ist, und

die eigene Stimmung nicht von der Stimmung des Wetters abhängt. Ja nur mit einem starken Herzen läßt sich das Leben tragen. Sie dachte an Ernst, wie er gestern mit so klarem, festem Blick sie angeschaut, sein Wesen war auf sie übergegangen: sie wollte nicht schwach sein und ihm dadurch das Herz schwer machen. War es nicht genug, daß er sie liebt? Was will sie mehr? Die Liebe, die da weint, daß sie nicht freien kann, ist nicht die rechte Liebe. — Mit jugendlicher Schwärmerei malte sie sich ihre Liebe zu Ernst als eine Seligkeit, und beschwichtigte mit solchen Fantasien die wirklichen Klagen ihres Herzens, — die freilich für diesen Augenblick ganz und gar verstummt waren, denn es schlug Zehn, und Ernst hatte versprochen, um Zehn zu kommen. Ihn zu sehen, ihn zu begrüßen, die heimlichen Liebesworte seiner Augen zu deuten, erfüllte ihr heißes Herz mit unendlichem Glücke. Die Blicke unverwandt über den Garten hin nach der Heerstraße gerichtet, saß sie jetzt in sehnlicher Erwartung. Als aber eine Viertelstunde nach der andern im vergeblichen Harren verrann, ward das starke Herz schon wieder schwach.

Susa war indessen mit dem Bruder und der Schwägerin im Gartensaal in wichtigen Verhandlungen vertieft. Die Schwägerin hatte den heißen Kopf in die Hand gestützt, ihr Gemahl ging mit großen Schritten im Saale auf und ab, Susa stand in einem Fenster, die Stirn an die Scheiben gelehnt.

Und ich sage Dir, Susa, Du wirst Dich nicht in unsere Arrangements mischen! rief Herr von Anderweil heftig.

Susa schwieg.

Du wirst den Grafen mit besonderer Aufmerksamkeit empfangen, fuhr er fort.

Jetzt wandte sich Susa zu ihm. Das wird ganz in meiner Hand liegen, wie ich ihn empfange, sagte sie bestimmt.

Nach Deinen Reden traue ich Dir die Lieblosigkeit schon zu, einen Menschen, der nur Güte und Gefälligkeit gegen uns war, zurückzustoßen! entgegnete Frau von Anderweil gereizt.

Es thut mir leid, daß Du mir das zutraust, entgegnete Susa, aber Du irrst Dich, ich werde ihn nicht zurückstoßen. Ich würde es aber zugleich für ein Unrecht halten, ihm Hoffnungen zu machen, wo für ihn nichts zu hoffen ist.

Das wollen wir sehen! entgegnete der Bruder im höchsten Zorn. Wo für ihn nichts zu hoffen ist! Das klingt wahrhaftig, als ob die Sache schon abgemacht ist.

Allerdings klingt es, als ob Susa über die wichtigste Angelegenheit unseres Lebens schon ins Geheim entschieden hat, fügte Frau von Anderweil spottend hinzu.

Nicht im Geheimen, entgegnete Susa. Ganz offen bin ich zu Euch gekommen. Ich will gar nicht sagen, daß der Graf meiner Natur zuwider ist; aber nach dem, was ich hin und wieder von ihm gehört habe, kann ich allerdings nicht wünschen, daß er Käthchens Hand gewinnen möchte, und Käthchen, obgleich ich ihr nie ein Wort von den Stadtgesprächen gesagt habe, ist entschieden gegen ihn. Warum ihr und ihm einen unnützen Kampf machen? Das war meine Meinung, als ich hörte, er habe sich angemeldet. Es thut mir nur leid, daß Euch dies so aufregen konnte.

Allerdings muß uns das aufregen, fiel ihr Frau von Anderweil in das Wort, — wenn ein Mann, den wir wie einen Sohn lieben, von allen Seiten angegriffen wird. Du hast aber Recht, es soll uns das nicht aufregen; denn erstens ist auf die Reden junger Mädchen gar nichts zu geben, sie

können heute über einen Mann entsetzlich sprechen, und wenn er morgen um sie anhält, sagen sie dennoch ja. Und zweitens kann niemand von uns bestimmt behaupten, daß die Gerüchte über den Grafen auf Wahrheit begründet sind.

So käme es darauf an, sich näher zu erkundigen, unterbrach sie Susa.

Es würde Thorheit sein, in der Vergangenheit Dinge aufzusuchen, die auf die Gegenwart keinen Einfluß mehr haben, fuhr Frau von Anderweil fort. Es ist einmal leider so, daß unsere jungen Männer eine Zeit lang leichtfertig sind; deswegen können sie später die solidesten, rechtschaffensten Männer sein.

Nicht wahr? fiel der Gemahl ihr in das Wort. Der Graf ist jetzt ein musterhafter Mensch. Es ist besser, die Hörner vor der Ehe ablaufen, als nachher.

Der Meinung bin ich nicht, Bruder, entgegnete Susa wieder heftiger, und es ist das ein recht gemeines Sprichwort. Hat der Graf sich auf diese Weise die Hörner abgelaufen, so ist er in Grund und Boden verdorben, und Du achtest Dich selbst zu sehr, um mit einem solchen Mann in nähere Beziehung zu treten.

Ich weiß, was ich zu thun habe, entgegnete der Bruder verlegen und ärgerlich; ich sage Dir nur, daß Du mit Käthchen darüber nicht sprichst, und Dich überhaupt nicht in unsere Bestimmungen einmischest.

Gut, Bruder! sagte Susa und reichte ihm die Hand: ich verspreche Dir das, und Du versprichst mir dagegen die Sache zu prüfen.

Ja — ja — sagte Herr von Anderweil ärgerlich und wandte sich von ihr.

Susa verließ den Saal, und zu gleicher Zeit fuhr ein Wagen vor die Hauptthür des Schlosses vor.

Der Graf! rief Frau von Anderweil in angenehmer Aufregung. Da ist er schon! Und sieh: Käthe, strahlend von Freude, eilt ihm entgegen. Wie schade, daß die kluge Susa das nicht sieht! Der Ausdruck bei diesem unerwarteten Wiedersehen muß doch gewiß des Herzens wahren Zustand verrathen. Jetzt wird sie roth, sie ist bestürzt und verlegen, daß sie ihre Freude nicht verbergen konnte. Ein wunderliches Mädchen! In einer Minute kann sie wie das Vergnügen selbst aussehen, und bald darauf als ob die Schicksale einer Welt sie bedrückten.

Graf Rhön hatte indessen Käthchen den Arm gereicht und führte sie in den Gartensaal. Ihr freudiger Empfang hatte ihn so bewegt, daß er feurig die Hand der Tante küßte, den Onkel gerührt an sein Herz drückte, und dann in großer Aufregung die Unterhaltung begann. Nach den geläufigen Redensarten des ersten Begrüßens erzählte er, daß er erst gestern in Berlin angekommen sei, und ihn heute die Sehnsucht schon wieder fort nach Anderweil getrieben habe.

Und denken Sie mein Glück! fügte er hinzu: in den wenigen Stunden meines Aufenthaltes bin ich der Frau von Cramseck begegnet. Sie läßt sich angelegentlich empfehlen, und freut sich sehr auf das Glück, Sie wiederzusehn.

Und wann steht uns dies Glück bevor? fragte spottend Frau von Anderweil.

Den zehnten Juni ist die Hochzeit.

Ich renoncire auf das Glück, dieser Hochzeit beizuwohnen, entgegnete sie ebenso.

Nicht so ist dies Wiedersehn gemeint, sagte lächelnd der Graf. Ernsts Grillen zu Liebe, wie Frau von Cramseck sagte, wird die Sache ganz im Stillen und ohne Polterabend und solenne Hochzeit vor sich gehen, und das junge Paar wird die Familie plötzlich überraschen. Aus welchem Grunde

mir dies Geheimniß verrathen ist, weiß ich nicht. Vielleicht um die nöthigen Ehrenbogen und Empfangsfeierlichkeiten in Trauseß zu veranlassen.

Ich hoffe doch nicht, daß Frau von Cramseck sich in Trauseß niederlassen wird? fragte ganz entrüstet Frau von Anderweil.

Sie zweifelt keinen Augenblick daran, entgegnete der Graf.

In Hinsicht der Geselligkeit wäre das nur sehr wünschenswerth, nahm Herr von Anderweil widersprechend das Wort.

Ich gebe hiermit mein Wort, daß ich mit keinem Fuß Trauseß betreten werde, wenn Frau von Cramseck dort ist. In den Räumen, wo meine geliebte edle Schwester wandelte, kann ich dies Gesicht nicht sehen.

Es entspann sich jetzt ein Streit zwischen dem Ehepaar, wie der Graf sie vielfach kannte. Mit gewohnter Geschicklichkeit war er der Vermittler und hatte bald das Gespräch auf einen andern Gegenstand geleitet. Er erzählte von Adelheid.

Ich versichere Sie, meine gnädigste Frau, wir haben die Sache damals vortrefflich arrangirt. Niemand ist eigentlich au fait darüber. Die Krankheit der Frau von Hohendorf ist uns allerdings zu Hilfe gekommen: man glaubt, daß die Tochter jetzt nur zur Pflege der kränkelnden Mutter in Hohendorf ist. Auch daß sogar Ihr Herr Neffe zuweilen dort hinreiste, war ganz superbe.

Das ist mir von Clemens eigentlich unbegreiflich, sagte Herr von Anderweil.

Ganz und gar nicht, fiel ihm seine Gemahlin in das Wort. Ich selbst habe ihm stets nur zugeredet, in unserem

Interesse muß es liegen, alles wieder arrangirt zu sehen. Es ist mir ein entsetzlicher Gedanke, daß unter meinen Augen so etwas Unerhörtes passiren konnte.

Aber, meine gnädigste Frau, versicherte der Graf, was ist denn passirt? Es ist ja kaum der Rede werth, und binnen Kurzem alles redressirt. Ein Gerede der Welt, das allenfalls Herrn von Trauseß von einer Wiedervereinigung abhalten könnte, existirt nicht, und er soll seine Gemahlin noch außerordentlich lieben, ja wenn sein Schwiegervater ihn nicht selbst davon abgehalten hätte, würde er sie schon wieder gesprochen haben.

Während der Graf diese Sache noch weitläuftig zu erörtern suchte, hatte sich Käthchen leise entfernt und auf ihr Zimmer zurückgezogen. Hier angekommen brach sie in heftiges Weinen aus.

Nach einigen Minuten trat Susa ein. Käthe, was hast Du? fragte sie verwundert.

Der Graf — stammelte Käthe.

Der Graf? wiederholte Susa, wie kann Dich der so in Bewegung setzen? Fange es nur nicht wie andere thörichte Mädchen an, die da denken, wenn ein Mann um sie wirbt, den sie nicht leiden mögen, sie dürfen absurd und unliebenswürdig sein. Gerade in einer gewissen freundlichen Ruhe und Würdigkeit wird der Graf Dich eher verstehen als in Deinen Launen.

Käthchen hörte kaum danach hin, was die Tante sprach; ihre Thränen galten nicht dem Grafen allein, vielmehr ihrer Täuschung und dem vergeblichen Harren.

Ernst kömmt immer noch nicht, sagte sie nach einer Pause.

Eben hat er es abgeschrieben, entgegnete Susa, die da

meinte, Käthe wolle absichtlich das Gespräch abbrechen. Der Bote erzählte mir, daß sein Herr schon wieder nach Berlin abgereist sei. Es ist eigentlich Unrecht von ihm, die Tante wird es übel vermerken, wenn sie hört, daß er in Trauseß war, und der Weg hierher war ihm der Müh zu viel. In der letzten Zeit in Berlin hatte er wirklich ihr Herz gewonnen, und es rührte mich oft, wie die Liebe zu ihrer seligen Schwester so nach und nach wieder auf den Sohn überging.

Käthchen starrte in den Regen hinaus, sie konnte es kaum fassen, daß Ernst abgereist. — Aber ich verstehe dich wohl, wir dürfen nichts mit einander gemein haben! sagte ihr ganz entmuthigtes Herz, und ihre Thränen rannen leise über die Wangen.

Bist Du melancholisch? fragte die Tante, indem sie lächelnd zu ihr trat. So folge meinem Rath und arbeite, damit Dein Herzblut wieder frisch pulsire. Höre nur, wie der Regen da so pflichtgetreu niederrauschet, damit bald im Sonnenschein alles desto schöner pranget. Ein bedeckter Himmel ist den Menschen und der Erde zuweilen Nothwendigkeit: darum gräme Dich nicht, die Sonne wird schon wieder scheinen.

Du hast Recht, sagte Käthe mit fester Stimme, ich will mich zusammen nehmen, und wenn es nicht immer geht, so thu als ob Du es nicht siehst.

Ei wohl will ich das, lachte Susa, und wenn die Wochen, wo der Graf hier ist, vorüber sind, und die Sache ein Ende hat, wollen wir es schnell genug vergessen.

Wochen? fragte Käthe erschrocken.

Freilich, darauf mach Dich nur gefaßt. Er ist unser Vetter und kann darauf schon ein Paar Monate hier bleiben.

Eben sprach ich ihn nur wenige Minuten, da hat er mir schon erzählt, daß er Ernst die Ehrenpforten zu seiner Ankunft errichten will.

Zum zehnten Juni? fügte Käthe träumerisch hinzu.

Ja zum zehnten Juni, wiederholte Susa fröhlich, da kommen Ernst und Agnes. Wie schnell werden die Wochen vergehn, in Wingen siehts hoffentlich auch dann anders aus, und wir können ein herrliches Leben führen.

Gut! so soll es sein, — sagte Käthe, und als ob plötzlich ein Entschluß in ihr gereift wäre, richtete sie sich stolz auf. Du sollst sehen, daß ich etwas kann, fuhr sie fort: obgleich des Grafen Nähe mir unerträglich ist, in meinen Launen soll es niemand merken, und ob es regnet oder ob die Sonne scheint, ich will immer fröhlich sein. Besonders bei Dir hier oben, Du liebe Susa, fügte sie weich hinzu, bei den Blumen und Vögeln und unter dem Glasdach.

Käthe versprach viel, aber konnte wenig halten. Der Kampf ihrer Stimmungen war ihr immer anzumerken. Oft war sie träumerisch zerstreut, dann wieder ungewöhnlich lebhaft, oft traurig oder gereizt und dann wieder unnatürlich fröhlich. Zum Unglück war der Mai so feucht und regnicht, daß die ganze Familie zu einem Stubenleben gezwungen und Käthchen fast immer in die Nähe des Grafen gebannt war.

Onkel und Tante hatten sich bald mit dem Vetter ausgesöhnt, der Graf wußte sie auf das mannigfaltigste zu unterhalten. Der Tante hatte er unter anderm eine Auswahl Steindrucke mitgebracht, die er firnißte und die sie auf der Rückseite mit Oelfarben ausmalte. Das gab allerliebste Oelbilder, und sie war entzückt, mit so weniger Mühe diese Kunstwerke schaffen zu können. Käthchen mußte die schwierigen Partien übernehmen, oder auch die in Berlin gelernten Künste üben. Der Graf spannte ihr das Papier, rieb ihr

die Farben auf, reinigte die Pinsel, und Käthe konnte sich seiner Hilfsleistungen kaum erwehren. Doch auch der Onkel wurde von ihm nicht unberücksichtigt gelassen. Er ging trotz des Regnens mit ihm in der Wirthschaft umher und setzte den alten Herrn durch seine rationellen landwirthschaftlichen Kenntnisse in eine nicht geringe Verwunderung. Auch las er Zeitungen und politisirte mit ihm, und wenn auch die Tante Theil an dieser Unterhaltung nahm, so war er bei politischen Disputen immer auf des Gemahls Seite, so wie er, wenn es Kunst oder Aesthetik betraf, um sich als unparteiischer Hausfreund zu zeigen, stets die Partie der Dame zu nehmen pflegte.

So war allen der Mai trotz des einförmigen Lebens sehr schnell vergangen. Der Juni kam. Er brachte helle Tage und mit ihnen den vollständigen Sommer. Was die warmen feuchten Tage des Frühlings vorbereitet, entwickelten die Sonnenstrahlen jetzt in zauberhafter Schnelle, und Feld und Wald standen bald in üppigster Fülle.

Es war heller Mondenschein, Käthe ruhte unter dem Glasdach und wachte aus ihren Träumen auf. Sie wußte nicht mehr, was sie geträumt hatte, aber sie fühlte den bangen Nachklang des Traumes noch jetzt im Wachen. Mitternacht war vorüber, der beginnende Tag ist Ernsts Hochzeitstag. Seit einigen Wochen schon hat sie diesen Tag mit großer Spannung erwartet, es ist als ob bis heute ihre Seelen- und Körperkräfte reichen konnten, und als ob nun etwas ganz Besonderes sich ereignen müsse. Am vergangenen Abend hatte sie Kränze gewunden, der Graf pflückte ihr in schwüler Gewitterluft die Blumen dazu, — mit diesen heißen welken Blumen sollte Trausfeß heut sich schmücken. Die

Erinnerung an dies Kränzewinden war ihr grausig: sie sah die Gewitterwolken in unheimlicher Beleuchtung über sich, sie sah des Grafen dunkle Gestalt in der gespenstigen Beleuchtung zwischen den Rosen wanken, sie sah sich selbst bleich und still, die welken Blumen auf dem Schooß. Das sollte der Vorabend zu einem Feste sein? Nein, es ist unmöglich! Dazu schimmert Trauseß drüben so geisterhaft im Mondenschein, — es bangt ihr als ob ihr das Liebste in der Welt begraben würde.

Halb wachend und schlummernd verging ihr die Nacht. Erst gegen Morgen schlief sie fester ein und stand deshalb später, als sie eigentlich die Absicht hatte, auf. Sie trat an das offne Fenster, um sich an der frischen Luft zu erquicken. Regentropfen blitzten auf Blumen und Grün und auf den Lindenblüthen, die gerade zu Käthchens Fenster ihren berauschenden Duft hinauf sandten.

Nicht lange stand sie, als der Graf aus dem Garten hinauf ihr seinen Morgengruß bot. Er kam schon aus dem Walde, wo er für Käthchen einen Blumenstrauß gepflückt, und erwartete sie jetzt sehnlich, um mit ihr nach Trauseß zu fahren und das Schloß zu schmücken. Von dem heutigen Tage versprach er sich das größte Glück. Die einsame Fahrt, die poetische und eigenthümliche Art der Beschäftigung sollten ihm Veranlassung zum Aussprechen seiner Gefühle geben. Bis jetzt hatte er immer noch eine heimliche Scheu davor gehabt, ja ihm selbst unerklärlich hatte er die Entscheidung seines Schicksals bis zu Ernsts Hochzeitstag hinausgeschoben.

Der Wagen fuhr vor, er entließ den Kutscher, weil er Käthchen selbst fahren wollte. Nach einigen Minuten hörte er Schritte im Hausflur, — gewiß Käthchen, — nein Susa. O an diese Begleiterin Käthchens hatte er nicht gedacht, —

und wie sehr erschrak er, als er hörte, daß Käthchen sich unwohl fühle und die Fahrt mitzumachen ihr unmöglich sei.

Ich habe ihr eine große Strafpredigt gehalten, sagte Susa, nachdem sie die Kränze in den Wagen gelegt und selbst Platz genommen hatte. Gestern Abend spät noch ist sie im Regen spazieren gegangen, nach dem heißen Tag, wie mußte ihr das bekommen!

Der Graf erkundigte sich näher, und hörte zu seiner Beruhigung, daß Käthchen gewiß wieder zur Tafel erscheinen könne, und daß ihr nur ein halber Tag Ruhe von Susa verordnet sei.

Aber Käthchen kam zur Tafel nicht, und der Graf hatte nach der langweiligen Fahrt mit Susa nun noch die Betrübniß, mit ihr und Onkel und Tante allein speisen zu müssen.

Indessen war Käthchen nicht so unwohl, daß sie nicht hätte bei Tische erscheinen können; aber es war ihr unmöglich, heut unter den Menschen zu sein. Sie bat daher Susa allein zu Tisch zu gehn, und kaum war Susa fort, schlich sie heimlich nach dem einsamen Gartenhaus.

Der Tag war trotz des Gewitters am vergangenen Abend wieder sehr heiß geworden, kein Wölkchen stand am Himmel, die Hitze webte einen zitternden Duft über die Ferne Der Fluß schien still zu stehen, die Vögel schwiegen, nur die Bienen summten auf den vollen Lindenblüthen. Käthchen, den Ossian in der Hand, saß träumend da, aber nicht lange, da senkte sich ihr müdes Haupt zum Schlummer.

Susa, die nach dem Essen sie nicht mehr oben im Zimmer fand, suchte sie im Garten auf und fand sie so eingeschlafen. Käthchen lächelte noch eben im Traum und durch Susas Kommen aufgeweckt, schlug sie die Augen auf.

Wünsche wohl geschlafen zu haben! sagte Susa lachend. Aber nimm mir das nicht übel, mich zu Lügen zu verleiten ist nicht schön: ich habe gesagt, Du seiest unwohl auf dem Zimmer, und wußte nicht, daß Du hier ganz vergnüglich im Garten sitzest.

Herzens-Susa! bat Käthchen. —

Zu Deiner Beruhigung kann ich Dir aber sagen, daß Onkel und Tante mit dem Grafen ausgefahren sind. Und sieh! noch eine erfreuliche Nachricht: einen Brief von Adelheid.

Von Adelheid? sagte Käthchen verwundert, und las den Brief, den Susa ihr gereicht hatte.

„Theuerste Susa.

Du wirst nicht ohne Kummer und ohne Verachtung an mich denken können, aber Du hast ein Herz und wirst auch Mitleiden mit mir haben. Ich will Dir nicht sagen, wie unglücklich ich bin, ich will Dich nur bitten mir zu schreiben, und mir von ihm zu schreiben. O Gott! daß ich nicht den Muth habe, seinen Namen zu nennen. Einst war ich glücklich, und jetzt ist alles vorüber. Das größte Unglück ist die Reue, den Stachel stumpft die Zeit nicht ab. Liebe Susa, wenn ich an Clemens denke, möchte mir das Herz brechen. Ich bitte Dich, schreibe mir von ihm, wie es ihm geht, o alles was Du von ihm weißt, aber sage es niemand. Meine Eltern nennen seinen Namen nie, und ich wage nicht zu fragen. Einmal sagt ich der Mutter nur ein Wort: sie schwieg und weinte. O Susa, das ging mir durch das Herz. Liebe Susa, laß mich nicht auf Nachricht warten, schreibe mir bald. Grüße Käthchen.

Adelheid.“

Käthchen reichte den Brief an Susa, sie hatte Thränen im Auge.

Es gibt doch immer etwas zu leben, sagte sie. Den Clemens glücklich sehen, das liegt mir noch am Herzen. Und nun laß uns den Brief sogleich nach Wingen tragen.

Susa wollte nicht, besonders für Käthchen fürchtete sie den heißen Weg.

Wir gehn unten am Fluß den Fußsteg unter den Weiden, da ists schattig und kühl, sagte Käthe entschieden. Ich wollte ohnehin zu Clemens heut, wenn Du eine halbe Stunde später kamest, war ich fort.

Susa kapitulirte noch, obgleich sie wußte, daß es unnütz sei, und nach wenigen Minuten schon wandelten beide den Weg am Fluß entlang.

Sie fanden Clemens unter einer alten Kastanie im Garten sitzend: — Ihr seid so lange nicht hier gewesen! sagte er zärtlich. Und Du, Susa, besonders nicht.

Ich komme als Wächterin mit, entgegnete Susa, damit Käthe sich allein bei Dir nicht verplaudert und in der Nacht nach Hause kömmt. Der Nebel auf der Wiese hat ihr damals nicht gut gethan.

Clemens entschuldigte sich und versprach künftig besser für Käthchen zu sorgen. Sie saßen jetzt drei neben einander, und Susa konnte Adelheids Brief nicht lange auf dem Herzen behalten.

Hast Du Nachrichten? sagte sie zu Clemens, in der Absicht ihn vorzubereiten.

Clemens lächelte. Weiter wollte er ja nichts, als das Gespäch dahin haben. — Der Vater schrieb mir, entgegnete er.

Und bist Du froh? fragte Käthchen.

Er macht mir den Vorschlag, endlich zur Scheidung zu schreiten.

Susa lachte.

Er meint: da wir von beiden Seiten so fest entschlossen wären, wozu das Aufschieben? Ich weiß nicht, was er aus meinem letzten Briefe geschlossen hat. Dazu setzte er noch einige Spitzfindigkeiten und scharfe Theorien über die Ehre eines Mannes, daß einem bange werden kann.

Der wunderliche Mann! zürnte Käthe. Er geht Dich aber nichts an; allein Dein Herz mußt Du fragen.

Ja, sagte Clemens, was ist auch die äußere Ehre? ein kitzlich Ding, sie kann leicht verletzt werden und läßt sich auch leicht wieder zurecht flicken. Es giebt aber eine innere Ehre, die ist scharf gewappnet und steht ihren Mann, und sieht über die kleinen Spiegelfechtereien hinweg. Ihr Ehrengericht ist höher hinauf, ich glaube, ich könnte es vor meinem Gewissen wohl verantworten, wenn ich — Er stockte.

O ich finde das so schön, fiel ihm Käthe hastig in das Wort: wenn ich liebe, sollt ich auch bis zum Tode beleidigt sein, Verzeihen wäre eine Seligkeit.

Meinst Du? sagte Clemens mit glücklichem Lächeln.

Ja ich meine, fuhr Käthe fort. Liebt man einen Menschen der Tugenden und Fehler wegen? Um sein selbst willen, mit allen Fehlern liebt man ihn.

O Käthchen, ich kann auch nicht von ihr lassen, entgegnete Clemens. Ich weiß nicht was mich hält, aber es ist mir, als wäre es frevelhaft, sich gegen dies Gefühl zu sträuben. Wer weiß denn ob meine Liebe ihr nicht noth thut?

Gewiß sie thut ihr noth, sagte Susa und hatte den Brief schon in der Hand.

Nicht wahr? wie einem schwachen Kind die Liebe der Mutter nur noch mehr noth thut, — sagte er treuherzig. Was gehen mich die Gerede der Welt an?

Ja Clemens, die Welt kann Dir gleichgiltig sein, entgegnete Susa mit fester Stimme, denn sie weiß selbst nicht,

was sie will. Stell Du den Arm in die Seite, tritt fest auf mit dem Fuß, blitze mit dem Aug und sprich: Ich bin ein Mann und weiß was ich thue! Da werden sie die Köpfe in einander stecken und sagen: Es mag sein, was da will, — er ist wahrlich ein Mann. Und wenn Du dann Deine Frau liebst und ehrst und Ihr beide glücklich seid, ist alles vergessen. — Susa drückte ihm bei diesen Worten den Brief in die Hand.

Er nahm ihn verwundert. Er las ihn, und als er ihn gelesen, las er ihn noch einmal, dann legte er die Hände vor die Augen und sagte mit zitternder Stimme: Ich bin doch recht grausam, daß ich sie so lange quälen konnte.

Käthchen hatte ihren Kopf an Clemens Brust gelegt. Clemens hatte keine Worte für sein Glück. Sie saßen still beisammen, als aber jetzt der letzte goldene Saum dort an den Buchenwäldern hing, stand Susa auf und sprach vom Heimweg. Clemens geleitete sie noch durch den Garten, ehe er Abschied nahm.

Wenn Du im Morgentraum einen Wagen am Garten vorüber fahren hörst, so denke an mich, sagte er leise zu Käthchen.

Der Herr sei mit Dir! flüsterte sie und reichte ihm die Hand.

Clemens ging zurück, und Susa und Käthchen wandelten in die Dämmerung hinein.

Es war Sonntag, vom kleinen Kirchthurm klang eben das Abendgeläute, einsame Spaziergänger wandelten auf den Grasrainen zwischen den Kornfeldern, und drüben am Hügel ruhten plaudernd die jungen Mädchen des Dorfes.

Die Glocken summten eben ihre letzten leisen Schwingungen in den Abend hinein, als eine Flöte mit den weichsten Tönen aus der Ferne klang.

Der Pfarrer! sagte Susa erfreut. Und sieh, dort ist er unter der Buche.

Sie gingen langsam dahin. Als Friedrich seine Lieblinge sah, stand er auf.

Bleiben Sie, sagte Susa, wir wollen einige Minuten hier ruhn. Der Abend ist zu schön, man kann sich nicht von ihm trennen.

Susa, in einer beweglichen Stimmung, sprach nun viel Schönes mit ihm. Käthe hörte schweigend zu und starrte auf einen Blumenstrauß, den sie im Gehn gepflückt. Da begannen die Mädchen drüben am Hügel mit melancholischen, gehaltenen Tönen ein Volkslied zu singen.

Auch das noch! sagte Susa, ich ertrage das heut nicht alles. O welche Schmerzen zittern durch die Welt! Wie das beweglich klingt, wenn das Volk so singt: sie wissen nicht wie viel Lust und Leid sie in die Lieder hauchen; aber hört nur, aus jedem Ton klingt es durch, das Unverstandene, was sie doch so sehr bewegt, — so getragen, so schwer, als ob sich die Klänge nicht aus dem Herzen herauf finden könnten. Und wenn so unser eines das nun hört, der wohl weiß, was das zu bedeuten hat, da ists als ob es ans Leben ginge, als ob all das Leid, was je in der Welt gewesen, einem auf der Seele laste, und all die Lust, die Herzen beseligt, als ob die uns da hinauf in den Himmel haben wollte, und da fühlen wir uns doch hier festgebannt. Wir wollen, wir sehnen und können nicht fort, und die Lust wird auch zu Leid, und so alles, alles Leid. — Käthe, glaube nur, die Liebe ist es, die die Welt treibt und trägt. Wenn wir über die Zeit weg sind, meinen wir wohl klug, es wäre doch gar nichts gewesen was nothwendig sei, wohl eher thöricht, und gehöre gar nicht recht zum eigentlichen Leben. Ja wenn die Blume blüht, ist das Samen-

körnchen, aus dem sie sproß, nicht mehr von Nutzen, aber Du kennst an der Blume, was Art und Kraft die Saat war. O Käthe, soll Dein Leben schön blühen, laß nur die Liebe tief im Herzen wurzeln, laß sie Dich so recht durchbrausen, wie die Blüthenwelt ein Ungewitter, und laß Dich der fallenden Blüthen nicht gereuen. Weß Fuß nicht über gefallene Blüthen schritt, hat keinen Frühling erlebt. Das bringt so den rechten Segen und die rechte Kraft, — und wenn Du dann getrauert und wieder stark bist, das thränenschwere Auge zu erheben, da siehst Du mit seligem Lächeln den Segen, den Dir doch der Frühling brachte, und lächelnd folgt dann Dein Blick den letzten verwehenden Blättchen, wie sie vom Abendschein getragen so von Dir ziehen. Und wenn auch Dein Auge feucht dabei wird, Du fühlst den Reichthum doch im Herzen und das Drängen und Schwellen. O Käthe, liebe nur recht, laß Dich schütteln vom Schmerz, es wird Dir sein als könntest Du nicht mehr, als hättest Du nicht Thränen mehr zum Weinen; aber Käthe, der Quell versiegt nicht, und Unglück, wenn er es thäte! So mit trocknem Auge durch die Welt zu gehn, muß schrecklich sein.

Käthe weinte schon, sie hatte die Augen geschlossen und Thränen rannen über ihre Wangen. Alle drei schwiegen. Da stiegen die Nebel aus den Wiesen herauf, die Blumen der Nacht öffneten ihre Kelche, und der Mond stand weich über den fernen blauen Bergen.

Sie standen eben auf, als Graf Rhön ganz in ihrer Nähe aus dem Gebüsche trat. Er war voller Verwunderung, sie hier zu finden, und erkundigte sich mit lebhafter Theilnahme nach Käthchens Wohlbefinden.

Susa übernahm die nöthigen Erklärungen und stellte darauf den Pfarrer Müller vor.

Friedrich hatte den Grafen unverwandt und mit stillem

Zorne angesehen. Weil er seit Berlin nichts wieder von ihm hörte, glaubte er, daß nur Rudolfs Eifersucht im Grafen einen Bewerber Käthchens gesehen. Das Päckchen Briefe lag noch unerbrochen, sein Edelmuth konnte sich nicht entschließen gegen jemand unnöthig davon anzufangen. Jetzt aber sah er selbst des Grafen Blicke und konnte danach auf seine Wünsche schließen. Und als nach Susas Vorstellung sich diese Blicke zu ihm wandten, begegneten sie seinem unverhohlenen Grimme.

Der Graf sah ihn erstaunt an und sagte, sich erinnernd: Mir ist, als hätt ich schon einmal das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen.

Ja in der Karlsstraße — stotterte Friedrich in der ersten Aufregung.

Sie kennen sich? fragte Susa neugierig.

Friedrich fügte noch einige verlegene Worte hinzu.

Ei ei, Herr Pfarrer, was sind das für Geheimnisse? scherzte Susa.

Graf Rhön hatte im Augenblick die Fassung verloren, und Friedrich versicherte in höchster Verwirrung, er werde Fräulein Susannen allein alles erzählen, und empfahl sich hastig.

Der Graf scherzte jetzt über diesen wunderlichen Menschen, er wollte sich erinnern ihm irgendwo begegnet zu sein, und brach das Gespräch gleichgiltig ab. Susa zu täuschen war nicht schwer, und in Bewunderung des schönen Abends, des Mondscheins und der Herrlichkeiten, die ihnen nahe lagen, erreichten sie das Schloß.

Susa, sagte Käthchen, als sie auf ihrem Zimmer waren, mir grauſets hier. Weißt Du noch meinen Traum? So hat der Mondenschein das Schloß heut eingehüllt wie in ein Leichentuch, die Schattengestalt, vor der es mir bangt,

ist unten im Haus, und Ernst ist fern und kann mich nicht retten.

O Käthe, wenn du wüßtest wie nahe er ist!

Als Ernst damals Trauseß verließ, kam er nach Berlin mit dem festen Entschluß, seine Verlobung ohne Verzug aufzuheben. Als er aber nur einmal mit Agnes und ihrer Mutter zusammengewesen war, fühlte er das Schwierige seines Vorhabens. Agnes schwelgte im Entzücken der nahen Hochzeit und Schweizer-Reise, und Frau von Cramseck hatte fast immer Thränen der Freude im Auge. Es wäre rasend gewesen, sie aus diesem Himmel plötzlich herauszureißen. Er mußte jetzt darauf sinnen sie vorzubereiten, obgleich es ihm entsetzlich war, noch länger in ihrer Nähe zu verweilen. Aber er nahm es als eine gerechte Strafe Gottes, die ihn so wider Willen in eine Welt bannte, deren Bewunderung er die schönsten Jahre seiner Jugend geopfert und deren Jämmerlichkeit er jetzt überschaute. Jetzt galt es ihm gleich, ob diese Welt ihn schön oder häßlich, klug oder einfältig fand, jetzt brachte er die Zeit nicht mit müßigen Gedanken und albernen Intriguen hin; nein — seine Brust füllten ernste Gedanken eines Mannes, er wußte was er wollte und was das Leben an ihn zu fordern habe.

Unter den kleinlichen Kämpfen ging die Zeit ihm hin. Den Hochzeitstag aufzuschieben war ihm gleich Anfangs gelungen, und jetzt merkte er auch, daß Agnes und ihre Mutter seine Gedanken ahneten und sein Entschluß sie nicht mehr überraschen werde. Frau von Cramseck war oft zerstreut und weniger bestimmt und unbefangen; Agnes, obgleich sie zu scherzen und froh zu sein sich bemühte, konnte doch eine gewisse Bangigkeit nicht immer verbergen, und oft, wenn er

eintrat, fuhr sie in bleichem Schrecken zusammen. Das rührte sein Herz und er dachte ernstlich, dieser Qual ein Ende zu machen.

Am Abend des 9. Juni, gerade des geträumten Polterabends, war Agnes ganz besonders still, und Ernst konnte ihr bleiches Gesicht und ihre traurigen Züge nicht mit ansehen. Er legte seinen Arm um ihre Taille und sagte weich:

Agnes, ich habe Dich wohl sehr unglücklich gemacht?

Agnes sah ihn fragend und erschrocken an.

Daß ich den wahnsinnigen Gedanken faßte, heirathen zu wollen, mit meiner unglücklichen Natur, die alles, was mit ihr in Berührung kommt, unglücklich machen muß.

Agnes brach in Thränen aus.

O Agnes, verzeihe mir, fuhr er fort, aber ich will gut machen, was ich gut machen kann. Ich fühle es, Du kannst mich nicht mehr lieben, es wird Dir leicht werden mich aufzugeben; aber laß mich für Dich sorgen, als ob ich Dein Bruder sei.

Agnes wußte nichts zu antworten. Sie weinte heftig, doch ohne Zuckungen und besondere Zufälle. Ernst war erstaunt über ihre Ruhe.

Ueberlege es Dir, sagte er sanft. O ich möchte Dich gern glücklich sehen.

Er stand auf, reichte ihr die Hand. Sie ließ ihn ruhig gehen.

Er eilte fort, aber noch nicht sehr weit — fiel es ihm ein, warum er nicht die Sache noch heut Abend abgemacht habe. Er fürchtete der Mutter Einfluß und kehrte schnell zurück.

Das Mädchen, das ihm die Thür beim Hinausgehen

geöffnet hatte, benutzte die Dämmerung des Sommerabends und stand plaudernd unten im Hausflur. Ganz unbemerkt trat Ernst in das Vorzimmer. Er hörte laut seinen Namen nennen und lauschte, um mit einem Mal sich einer entsetzlichen Täuschung bewußt zu werden. Hätte er doch ein halbes Jahr früher Mutter und Tochter belauschen können, manch schwerer Kampf wäre ihm dadurch erspart gewesen.

Ernst hat Dir das wirklich gesagt? fragte Frau von Cramseck in freudiger Aufregung.

Alles, alles so, Wort für Wort! entgegnete Agnes, als ob ihr ein Stein vom Herzen gefallen sei.

Gut, mein Kind! Wenn er einmal zurücktritt, sind wir stolz genug, nichts dagegen zu haben. Uebrigens wollen wir seinem Edelmuth keine Grenzen setzen; es ist seine Pflicht, Dein äußeres Schicksal so zu gestalten, daß Du neue Hoffnungen für die Zukunft daran knüpfen kannst.

O Mama, ich habe sehr gelitten.

Ich weiß das, mein Kind, ich weiß aber, daß Ernst Dir auch noch theuer ist, und Du mußt ihn das fühlen lassen. Je mehr er Dich unglücklich glaubt, je mehr wird es ihn antreiben, für Dein Glück zu sorgen, ja nur darin kann er Beruhigung finden für die Vorwürfe, die ihm sein Gewissen machen wird. Gönnen wir ihm diese Beruhigung.

O Mama, ob ich wohl noch glücklich werde?

Du weiches Herz! lächelte die Mutter. O ich kenne Deine tiefsten Geheimnisse.

Ernst bebte, als er diese Worte hörte, er war vorgetreten und sah, wie Agnes ihr Gesicht am Busen der Mutter barg. Diese fuhr fort:

Kaum befreit von den Fesseln, suchst Du schon wieder neue, meine Liebe hat gezittert für Dich, und Gott sei

Dank, daß alles sich so löst. Nun aber, Agnes, bekämpfe für jetzt dies Gefühl, — dies mache ich zur Bedingung Deines Glückes, — Ernst darf es nicht ahnen. Es würde ihn kränken, er, der so großmüthig —

Bei diesen Worten sah sie zur Seite und erblickte Ernst in der offnen Thür. Sie schloß die Augen, ein Schreckensruf entfuhr ihrer Brust. Als sie wieder aufblickte, war Ernst verschwunden.

Agnes und die Mutter waren in gleicher Verzweiflung und verlebten eine qualvolle Nacht. Am andern Morgen wurden sie von ihrer Angst befreit, Ernsts Geschäftsführer ließ sich bei Frau von Cramseck melden und überwies in dessen Namen eine unerwartete Summe.

Ernst hatte am andern Morgen alles, was ihn an Berlin noch binden konnte, gelöst. Gegen Mittag führte ihn der Dampfwagen seiner Heimath zu. Noch einmal wollte er alle sehen — alle — und besonders Eine! — Dann hinaus in die Welt.

Von der Eisenbahnstation, wo er gewöhnlich seinen Wagen fand und fremde Pferde schwer zu haben waren, mußte er sich heute entschließen, den Weg nach Trauseß zu Fuß zu machen. Er that alles gern. Der Abend war schön, er wanderte rüstig von Dorf zu Dorf, überall sah er sonntäglichen Schmuck und fröhliche Gesichter. Es ward ihm wehmüthig zu Sinn, er dachte an seine Jugendzeit, wo er den Wanderstock in der Hand, den Ränzel auf dem Rücken, das Herz voll Fröhlichkeit und edlen Strebens, so durch die Welt gewandert war. Was für eine Zeit lag dazwischen! Jetzt kehrte er heim mit seinem gestrandeten Glück. O Käthe, hätte

ich dich erringen können! Du meine Seele und mein Glück! ich habe dich dahin gegeben: der Herr möge mir helfen!

Die Abendstunden waren vorüber und er seiner Heimath näher. Noch einmal wollte er in einem Dorfe rasten.

Er saß vor dem Wirthshaus, um sich zu erholen, er wollte in der Nacht noch Trauseß gern erreichen. Es war schon spät, der Kinderlärm war längst verklungen, nur noch das feierabendliche Plaudern der Hausväter und Hausmütter oder das heimliche Kosen eines Liebespaares klang leise durch die stille Straße. Doch eine Thür klappte nach der andern, es ward immer stiller und stiller, und als Ernst das Dorf verließ, war es völlig vereinsamt und nur noch eine Katze schlich sanft im Mondenscheine an den schlafenden Häusern hin.

So allein war er noch nie in der Nacht gegangen. Aber die Nacht war schön. Der kühle, sanfte Mondenschein hüllte die Welt in Silberduft, und ein unendlicher Friede lag darüber hin. Eine Nachtigall klagte da drüben am Bach und im Schatten der Weißdorn schwebten Glühwürmchen. Doch auch die Nachtigall verstummte, und er hörte jetzt nur den leisen Schall seiner Fußtritte auf dem bethauten Rasen.

So ging er durch Felder, Wiesen und am Wald entlang. Endlich erreichte er den kleinen wohlbekannten Bach, der in den Anderweiler Garten führt. Durch den Garten ist es nicht um, ich gehe an Käthchens Gartenhaus vorüber, über die Wiesen, dachte Ernst. Wo der Bach in den Teich fließt, der den Garten schmückt, steht eine Mühle. Ernst ging über den Steig und setzte sich an den Teich auf eine Bank zwischen Rosen und Lilien. Der Mondenschein däuchte ihm noch heller, die Nacht immer stiller geworden zu sein. Zwischen den dunkelen Linden stand träumend das weiße Schloß, und um die Blumen vor dem geliebten Fenster hatte das Mon-

denlicht einen heiligen Schein gewoben. Einförmig rauschte die Mühle, die silbernen Funken sprühten am dunkelen Rade, und ein Käuzchen rief so melancholisch drüben in den alten Weiden. Auf der spiegelklaren Fluth des Teiches wiegten sich zwei Schwäne, den Schnabel in die Flügel gesteckt, wurden sie schlafend von den leisen Bewegungen des Wassers hin- und hergetragen. Ernst sah sie jetzt näher schweben, es ward ihm bange und doch heimlich wohl zu Muthe. Es war ihm, als habe eine Geisterwelt sich aufgethan. O du geheimnißvoller Reiz einer Sommernacht! Warum, ihr thörichten Menschen, schlaft ihr doch, wenn der Herr alle seine Wunder entfaltet?

Ernst hatte sich einen dichten Strauß von Rosen und Lilien gepflückt und kühlte damit seine heiße Stirn, aber der Duft war betäubend, erst wiegte er ihn in süße Träume und dann in einen festen Schlummer.

Erst das Rasseln eines Wagens weckte ihn auf. Der Mond war untergegangen, einzelne Lichtstreifen flogen über den Nachthimmel, die Vögel blusterten im Busch und versuchten ihre Stimmen, und die Schwäne, den Hals erhoben, ruderten stolz über den Teich.

Der Wagen kam näher, Ernst erkannte Clemens und stand freudig auf. Aber Clemens sah ihn nicht, er grüßte nach dem Schlosse. Ernst folgte seinen Blicken und sah Käthchen am offenen Fenster stehn und winken. Der Wagen hielt, Clemens verließ ihn, und nach einigen Minuten flog Käthe im weißen Morgenkleide durch den Garten auf Clemens zu, der ihr entgegen kam. Ernst zog sich zurück, er wollte nicht gesehen sein, aber hören konnte er was sie prachen.

So früh schon? fragte Clemens.

Ich wollte Dich noch einmal sprechen, wollte Dir

Grüße für Adelheid mitgeben und dann auch wissen, ob Ihr heute noch zurückkehrt? sagte Käthe.

Ich hoffe, entgegnete Clemens.

Dann bitt ich Dich, haltet dort am Lusthaus. Ich ganz allein will Euch dort begrüßen, ich möchte Adelheid gern heut noch sehen.

Beide waren im Sprechen weiter gegangen, Ernst konnte das Ende der Unterhaltung nicht mehr hören. Aber er hatte genug gehört! — Käthe! ist es möglich? — Es zitterte sein Herz, alle Pulse flogen.

Da blitzten die ersten Sonnenstrahlen über die dunkelen Baumwipfel. Käthchen wandelte am Teich entlang. Wo die Rosen und Lilien blühen, stand sie still und sammelte die von Ernst zerpflückten Blumen von der Erde auf. Ernst schaut auf sie, — noch kann er sich nicht frei machen von den Träumen der Nacht. Aber die Sonnenstrahlen blitzen mächtiger, die Vögel singen lauter, die Schwäne rauschen jetzt in seiner Nähe, und Käthe wendet staunend ihre Blicke zu ihm hin. Ja er ist es, glaub es nur, jetzt steht er vor dir, er hält dich an seinem Herzen und es sind nur wenig Worte der Verständigung nöthig.

O Käthchen, dein Traum! Die Liebe thut ihr himmlisch Reich dir auf, von Erd und Himmel reicht sie dir das Schönste, du wandelst auf silbernen Blüthensternen, und über dir leuchten zwei Augensterne, in denen dir ein ganzer Liebesfrühling blüht.

Und Ernst? er hält die Geliebte zitternd an der Brust, — ist es ihm immer noch wehe und bang? Nein, die letzten Zweifel sind wie Nebel verflogen, er sieht sich allein mit der Geliebten auf stiller sonniger Bergeshöhe, Haideblüthen- und Tannenduft, und Blumenblühn und Vögelsang beseligen

und erquicken ihn, — wie weit liegt doch die Welt dort unten.

Der Tag steigt immer glänzender und heller auf, und überall regt sich das Leben. Ernst und Käthchen merken nichts, sie wandeln jetzt im Schatten der Ulmen am Flusse auf und ab. Trauseß schimmert so hell im Morgensonnenschein, und die junge Linde grüßt mit dem grünen Wipfel freundlich her. Ernst versteht die Grüße, der Jubel seines Herzens läßt sich nicht mehr halten. Käthchen, mein Käthchen! dort in Trauseß wirst Du bei mir wohnen, sagt er und schließt sie heftig in die Arme.

Da stören nahende Stimmen die Liebenden. Susa und Friedrich stehen hier am Gartenhaus. Susa eifrig nimmt eben das Päckchen Briefe in Empfang, jetzt wendet sie sich zur Seite:

Käthe und Ernst?

Ja Susa.

Susa ist eine Wundergläubige, sie glaubt auch dies Wunder, und ohne viel Erklärungen.

So mußte es kommen, sagte Susa, und schloß ihre glücklichen Kinder an die Brust. — Nun aber Ernst, rath ich Dir, fuhr sie fort, einmal im Fluge, laß Deine Schwingen jetzt nicht nieder und beschmutze Dich nicht mit der Alltäglichkeit. Hier muß erst noch ein großer Sumpf austrocknen, ehe Deine Liebe auf Blumen ruhen kann. Reise in die Welt, wie Du es gewollt hast, an den Wasserfällen und grünen Thälern Norwegens erfrische Dich; mit Deinem müden abgehärmten Herzen sollst Du nicht das ersehnte Ziel so schnell erreichen.

Ernst und Käthe sahen Susa groß an. — Ja ja, so mein ich es, fuhr diese wieder fort. Die Welt ist einmal da und wir müssen in ihr leben. Anstatt der Hochzeit eine

neue Verlobung — das verträgt sie nicht, besonders unsre Welt in Anderweil. Bergt Eure Liebe nur für jetzt und laßt die Zeit und Susa hier erst walten. Glaubt mir, die Ferne trennt Euch weniger, als Launen und Widerspruch Eurer Umgebungen es könnten. Ernst, sei stark, entsage Deinem Glück für einige Zeit, damit Du einmal im Leben doch zur Besinnung kömmst, und nicht immer gleich von einem zum andern stürzest. Im Herbst kehrst Du zurück, im Winter hegt und pflegt Ihr Eure Liebe, und im Frühjahr winde ich Käthchen den Brautkranz.

Susa hat Recht, sagte Ernst leise. Käthchen reichte ihm die Hand und bejahte es mit ihren Augen. Sie hat ein starkes Herz, sie läßt den Geliebten ziehn, nah oder fern gehört er ihr, und dies Bewußtsein erhebt sie über jede weichliche Klage.

Und wenn ich reise, — wandte Ernst sich jetzt zu Friedrich, der mit übervollem Herzen dieser Szene beigewohnt, — hoffe ich, begleitet mich unser Freund.

Herrlich, sagte Susa, eine nördliche Alpenreise, das habe ich ihm schon längst gewünscht.

Eine Stunde später saß Käthchen mit Onkel und Tante im Gartensaal am Frühstückstische.

Wo der Graf nur bleiben mag? sagte der Onkel ungeduldig.

Und Susa? fügte die Tante hinzu, — sie lernt es nie, pünktlich zu sein.

Ich dächte, in dieser Hinsicht hättest Du noch nie über sie klagen können, entgegnete er gereizt.

Sie schwieg, aber sie sah ihn an, als wollte sie sagen: Ich mag mit Dir nicht streiten.

Im Augenblick trat Susa ein, in der einen Hand einen Korb mit frischen Rosenblättern, in der andern einen Brief.

Für Dich, liebe Auguste, von Ernst, — wandte sie sich zur Schwägerin und reichte ihr den Brief. Dann trat sie zu Käthchen und hielt ihr den Korb nahe hin. Dieser Duft und diese Farbe! das ist für Dich! sagte sie lächelnd und ließ die Rosenblätter durch die Finger gleiten, unter denen noch ein Brief mit Käthchens Adresse zum Vorschein kam. Käthe griff hastig danach und verbarg ihn, sie kannte die Züge wohl.

Die Verlobung mit Ernst ist zurückgegangen, — sagte jetzt Frau von Anderweil mit außerordentlicher Ruhe und reichte ihrem Gemahl den Brief.

Zurückgegangen? polterte dieser: die Extravaganzen scheinen bei dem nie aufzuhören.

Meiner Meinung nach ist dies sein erster vernünftiger Streich, fiel ihm die Gemahlin in das Wort.

Er sah sie an, als wolle er ebenfalls sagen: Ich will mit Dir nicht streiten! — und begann den Brief zu lesen.

Ein eintretender Diener unterbrach ihn darin, indem er ihm ein Billet von Graf Rhön überreichte.

Er läßt sich Dir empfehlen, sagte Herr von Anderweil, nachdem er ihn gelesen, kopfschüttelnd: Die Nachricht von einer plötzlichen Krankheit seiner Schwester hat ihn eilig fortgerufen.

Ohne Abschied? wie absurd! entgegnete Frau von Anderweil. Dahinter muß noch etwas Anderes stecken.

Susa lächelte schelmisch bei diesen Worten, und der Schwägerin Blicke suchten dieses Lächeln zu erforschen.

Ereignisse über Ereignisse! scherzte Susa jetzt: oft sieht es so still im Familienleben aus, man weiß gar nicht, wo

etwas passiren könnte, und dann wirds plötzlich an allen Enden lebendig. Ich habe auch zu berichten: daß Clemens heute Adelheid holt.

Neues Erstaunen. — Susa setzte sich jetzt an den Frühstückstisch, um mit Bruder und Schwägerin die Wichtigkeiten ruhig zu besprechen, und Käthchen war längst nach ihrem einsamen Gartenhause geeilt. Da saß sie im Fenster, der wilde Wein legte sich mit den jungen Sprossen wie zum bräutlichen Schmucke um die braunen Flechten, und ein Rosenbusch mit den vollen schwellenden Blumen schmiegte sich an ihre Schultern. Die Bienen summen wieder in den Lindenblüthen, die Vögel hüpfen auf der Mauerbrüstung, und Trauseß schimmert da drüben im Morgenglanze. Käthchen hält den Brief von Ernst in der Hand, sie liest ihn mit dem vollen Bewußtsein ihrer Glückseligkeit. Sie küßt die Zeilen, und küßt die Rosen und die grünen Sprossen des Weines, sie lächelt den Vögeln zu und sendet ihre ganze Seele hinüber nach Trauseß.

ebenso passiren könnte, und dann würde glücklich all unser Er-
leben [illegible]. Ich habe noch zu berichten, daß Clemens
heute Abschied [illegible].

[illegible] Erfahrungen. — [illegible] sitzt jetzt an dem
[illegible] mit [illegible] die Wirth-
schaft nicht zu [illegible], [illegible] noch
[illegible] Sie sitzt ja am Fenster,
der [illegible] sich [illegible] wie zum
[illegible], und ein Ge-
[illegible] schmiegt sich
an ihre Schultern. Die [illegible] wieder an den Linden-
blüthen, [illegible] auf den [illegible], und [illegible]
sich [illegible] zu [illegible]. Käthchen hält
den Brief von Ernst in der Hand, die [illegible] mit dem zol-
len [illegible] ihrer [illegible]. Sie [illegible], und
[illegible] sie [illegible] ihre ganze Seele hinüber nach
Amerika.

Herr und Kammerdiener.

Eine Novelle.

Die Baronin Juschka befand sich erst seit wenigen Wochen in Dresden und war schon eine viel besprochene Frau. Aber wie reizend, wie eigenthümlich auch ihre Erscheinung, eine Erscheinung wie unsere Zeit sie sich nur wünschen kann. Gott sei Dank! die deutschen Frauen fangen an sich zu emanzipiren, sie werfen die Fesseln ab, welche der Barbarismus der Zeiten ihnen angelegt. Und warum dürften sie es den Französinnen nicht nachthun? Nachthun? — freilich ein unangenehmes Wort, aber die Natur hat die Gaben nun einmal ungleich ausgetheilt. Welch eine Kluft zwischen einer ehrlichen deutschen Hausfrau, einer deutschen Mutter, — und einer emanzipirten Pariserin! Zum Ersatze gab die gütige Natur den Deutschen aber eine so große Bildungsfähigkeit, ließ sie beweisen, daß Bildung, daß Erziehung Naturanlagen ersetzen können.

Die Baronin war eine von den modernen Frauen, die, durch Verhältnisse gezwungen, einen Mann ohne Liebe gewählt, darauf die George Sand studirt, und nun mit Fug und Recht sich emanzipiren dürfen. Zwar an dem ernsten Streben und Schaffen der Männer Theil zu nehmen, lag ihr fern; in den Kreisen, darin sie sich bewegte, gab man wenig darauf, — auch war sie noch zu jung und schön dazu. Nicht einmal Schriftstellerin war sie, noch eine Künstlerin in einem andern Fache, als mit den jungen Elegants der Residenzen, mit den jungen Fats, Dandies, Lions, oder wie ihr modernster Name ist, zu rivalisiren. Auch die-

ser Beruf ist keine deutsche Erfindung, darum hat die deutsche Sprache keinen genügenden Ausdruck dafür. Dessenungeachtet findet man Leute, die sich ihm widmen, überall, in der Residenz wie in der Provinz, auf den Sammetsesseln des ersten Ranges, wie hinter den Zahltischen der bescheidenen Kaufläden. Die Freunde der Baronin Juschka waren die Elegants der Residenz: sie liebte gleiche Beschäftigungen, gleiche Zerstreuungen mit ihnen, gleiche Art zu erscheinen. Allen Menschenkennern und ihren antiquirten Ansichten, wie sie es nannte, zum Trotz — wollte sie beweisen, daß ein rein geselliger und geistiger Umgang zwischen jungen Frauen und Männern möglich sei. Erhaben über jedes Urtheil der Welt, im Gefühle ihrer Unschuld, lebte sie ihren Neigungen und Ansichten. Während ihr Gemahl im Westen, reiste sie im Osten, geistreiche Correspondenzen und der Verkehr mit gleichgesinnten Freunden füllten ihre Zeit. Sie war eine ausgezeichnete Amazone, Theilnehmerin an verschiedenen Jokkey-Klubbs, kein Steeplechase war ihr zu gefährlich. Sie erschien im Theater, an den Spieltischen, und überall war sie gleich originell und bezaubernd, kurz die Göttin des Tages.

Kennen Sie die Baronin Juschka? heißt es da von ihr.

Ich sah sie in der Oper, sie ist bizarr, aber reizend.

Ja, bizarr ihre ganze Erscheinung, bizarr der Stoff ihres Kleides, der Schnitt des Kleides, ihre Art zu reden, sich zu bewegen, alles bizarr; man sah so etwas noch nie, es macht Glück. Beim Grafen in Rolandsburg erschien sie als Amazone, ein derber Handschlag, wenn man von ihrer delikaten Hand so sagen darf, war die Begrüßung mit ihren Freunden. Von Förmlichkeiten keine Rede! Die Juschka

war in Paris: woher hat sie das? Copirt sie Madame d'Alancourt? Madame d'Alancourt ist eine Pariser Lionne, das heißt eine Dame aus den ersten Kreisen, die mit 28 Jahren einen jungen Mann von 20 spielt. Die Juschka scheint daran ein Muster zu nehmen, aber sie ist schöner als Madame d'Alancourt, es steht ihr besser. Diese elegante Impertinenz, diese graziöse Keckheit, Entschiedenheit, Gewandtheit! Auf der Rennbahn ist sie Meisterin, ihre Pferde sind die schönsten, sie versteht sich darauf, und spricht wie ein echter Sportsman. Sie wettet auf Pferde und verliert viel Geld, sie verlangt nicht Artigkeiten von ihren Kameraden; dagegen raisonnirt sie mit ihrem wunderlieblichen Munde gleich einem Kavalier. Im Pistolenschießen ist sie unerreichbar, und am Spieltisch — welche Fertigkeit! — Sie hat sich für den Winter hier eingerichtet; die Einrichtung ist so originell als sie selbst. Die Zimmer ganz mittelalterlich, die Wände mit Rüstungen, Waffen und Pokalen decorirt, die Möbel in schwarzem Ebenholz, einfach und großartig, und in ihrem Boudoir welch ein reizendes Desordre, ein frisches rosiges Morgenhäubchen schwebt an einem Rapier, neben den Pistolen ruht vertraulich eine Spitzen-Echarpe, feine, winzige Glacéhandschuh neben einem enormen Fechthut. Und Frau von Juschka singend, lachend, pfeifend, freut sich ihres Lebens, und kümmert sich nicht um die Welt. — Aber da ist sie selbst!

Frau von Juschka, im staubfarbenem Reitkleid auf einem Rappen, fliegt vorüber. Gleich einer Erscheinung, Staubwolken verhüllen sie im Augenblick ihres Kommens. Zwei Herren waren ihre Begleiter.

Graf Roßlob und Herr von Runburg, dieser Runburg von dem man sagt —

Albernes Gerede!

Aber er reiste mit ihr, war mit ihr im südlichen Deutschland, in der Schweiz.

Warum nicht? Dieser nordische Bär ist gewiß ein nützlicher Freund. Nach Liebe frägt Frau von Juschka nicht, sie lacht über jedes frauenhafte Gefühl, fragen Sie die Annalen ihrer Geschichte, bekannt genug in jeder Residenz. Sie war in Wien, München, Berlin, in Prag, nirgends eine Liaison. O ja, sie drückt zuweilen die Hand, aber nicht verstohlen, — öffentlich, daß jeder Liebesgedanke dabei schwinden muß; das süße Du entschlüpft zuweilen ihren Lippen, nicht aber im überwallenden Gefühl, nein nur im burschikosen oder ritterlichen Disput. Und abgesehen von allem, Runburg würde der letzte sein, der ihr Herz rührt. Er theilt keine ihrer Passionen, er schwärmt weder für Pferde noch Hunde, weder für Spiel noch Jagd, es ist ein Mensch ohne Leben, der nicht einmal Lust hat seine Langeweile zu verbergen. Und bei aller Unbeholfenheit, Gaucherie, eine ärgerliche Prätension. Auf seine Landgüter gehört er mit dem langen Bart und ruhigen Schritt und eiskalten Gesichte. Die Baronin wird keine Närrin sein und in ihm Gelegenheit zu einer idyllischen Komödie finden wollen.

So urtheilt die Welt über Frau von Juschka. Sie urtheilt nach dem Schein und tappt zwischen Wahrheit und Unwahrheit, wie der Zufall es will. Herr von Runburg, dieser Mann mit dem ruhigen Schritt und eiskalten Gesicht, konnte auch glühen. Da im Berner Oberland, zwischen Gletschern und Alpenrosen, allein mit der wunderschönen Frau, da schimmerte das Auge, lächelte der Mund, und Bewegung konnte sich nicht verbergen. Warum wurde er im flachen Lande, in den Residenzen kälter? Das Leben seiner Dame gefiel ihm nicht. O ja, als sie mit ihm allein so freundschaftlich und unbefangen war, hatte er nichts dagegen,

aber er war conservativ, haßte alle communistischen Ideen. Wenn Frau von Juschka jetzt freundlich ihren Kameraden die Hand bot, und sich nach ihren Ansichten im geselligen Kreise bewegte, war ihm das unerträglich. Er war eifersüchtig, ärgerlich, uneins mit sich und der Welt. Das ganze Leben in der Residenz behagte ihm nicht mehr, er versäumte Haar, Nägel und Hände zu cultiviren, ergötzte sich weder an der Oper, noch am Lustspiel, noch am Wettrennen, und wurde so der langweiligste Mensch von der Welt.

Und die Baronin? Wie manches Herz schlägt hinter einem lachenden Munde, es schlägt und schlägt und siegt über jede Theorie. Noch dazu ein Frauenherz! das ist zum unumschränkten Herrscher geschaffen. Es frägt nicht nach Grillen, wie Emanzipation, Forderungen des Zeitgeistes und dergleichen. Wie viel großartiges Streben ist am Frauenherzen schon gescheitert, an diesem Tyrannen, der, obgleich so viel Kräfte des Geistes und Verstandes vorhanden sind, die Thorheit zum ersten Rathgeber einsetzt. Und diese Thorheit führt in Bande und Fesseln, in ein Chaos von Freud und Lust und Weh und Leid, das dem thörichten Herzen süßer deucht als die größte Fröhlichkeit und unumschränkteste Freiheit der Welt.

Die Baronin Juschka ging unruhig im Zimmer auf und ab. Da schlägt es Sechs, — und er ist noch nicht da! sagte sie aufgeregt, indem sie sich zu einem jungen Mädchen wandte, das eifrig mit einer Näharbeit beschäftigt war. — Ida, findest Du sein Wesen nicht seit einiger Zeit verändert? fügte sie etwas leiser, aber mit großer Spannung hinzu.

Die Angeredete blickte mit matten blauen Augen zur Baronin auf und schien unschlüssig, was sie auf diese Frage erwidern sollte.

Du bringst mich zur Verzweiflung mit diesem Gesicht! fuhr die Baronin heftig auf: Theilnahmloses Wesen! ist Dir denn mein Geschick so ganz und gar gleichgiltig? Jede Minute wird mir zur Qual, und für Dich scheint nichts Interessanteres in der Welt zu sein als diese Atlas-Ruche.

Aber, liebe Tante, Sie wünschten so sehr diese Ruche fertig zu sehen, antwortete das junge Mädchen scheu.

Habe ich das? fragte die Baronin etwas verlegen. — Nun ja, ich war diesen Morgen anders gestimmt, heut Abend ist mir alles, alles gleich. Sage mir nur jetzt, Ida, nur ganz wie ein unparteiischer Beobachter, findest Du ihn nicht verändert, kalt, zerstreut, erzwungen sein ganzes Wesen?

Warum sollte er aber hier noch verweilen? erwiderte Ida noch immer scheu.

Aber er will reisen, warf Frau von Juschka ein.

Er muß ja, liebe Tante, seine Mutter, die ihn seit drei Jahren nicht sah —

Die Baronin schien diese Worte gern zu hören, und Ida fuhr zuversichtlicher fort: — Er ist ihre einzige Freude in der Welt und hat sie schon so lange warten lassen, gewiß wenn er traurig oder zerstreut ist, so macht er sich Vorwürfe über sein Hierbleiben, und doch bleibt er.

Sieh nicht so albern ängstlich aus, wenn Du mir das vorzählst! unterbrach sie die Baronin ärgerlich. Glaubst Du, daß ich wirklich an ihm zweifeln könnte? Nur um von ihm zu reden, rede ich mit Dir. Weil Du eine Person bist, von der ich Diskretion verlangen kann, fügte sie strenge hinzu. Und wenn Du einen Begriff von Liebe und Leidenschaft hättest, würdest Du mich verstehen und nicht glauben, daß ich in Wahrheit fürchte, und so sorglich und unbeholfen mich

zu trösten suchen. Ich weiß wohl, es treibt ihn fort, und doch — er kann nicht lassen.

Kühn und stolz sprühten die schönen Augen bei diesen Worten. — Man muß ihm nur Muth machen, fuhr sie fort. Warum spricht er sich nicht aus? warum diese äußere Ruhe, diese Kälte, die mir unerträglich ist? Wozu jetzt noch dieses Spiel? Meines hat er doch längst durchschauen müssen. — Bei diesen letzten Worten sah sie fragend auf Ida, daß diese sich zur Antwort genöthigt sah.

Sie sprachen so oft Ihren Abscheu gegen Liebe aus.

Dummheit! das kann einen Mann nur reizen.

Er weiß Sie verheirathet, —

Wie albern! meinst Du, daß ich die erste verheirathete Frau bin, die er liebt?

O nein, ich weiß, — begann Ida und hielt dann stockend inne.

Was weißt Du? fragte die Baronin.

Ida war glühend roth geworden. — Wenn ich mit dem Burchart fuhr, stotterte sie verlegen.

So hast Du mit ihm geplaudert. Das war unpassend, Burchart ist ein Kammerdiener.

Ich fuhr mit ihm im Kabriolet —

Nun ja, erwiderte die Baronin leichthin, auf Reisen nimmt man es nicht so genau, man ist incognito und vergißt deswegen doch nicht, wer man ist. Du bist meine Nichte, wenn dies auch die einzige Prätension ist, die Du in der Welt machen kannst. Uebrigens will ich dieses Mal von Deinen Plaudereien profitiren, was weißt Du also?

Die Dame in Genf.

Nichts weiter?

Ida verneinte.

Diese Confidenzen wurden mir von seinem Herrn schon gemacht. Das ist nicht das Einzige der Art in der Geschichte seines Herzens, er ist leidenschaftlich, stille Wasser sind tief.

Die Baronin schwieg jetzt und schien in Gedanken versunken. Zerstreut spielten ihre Finger in einem Körbchen mit Visitenkarten, bis eine feine Karte ihre Aufmerksamkeit fesselte. Ulrich von Runburg! seufzte sie leise, und senkte dabei träumerisch den Kopf.

Herr von Runburg! meldete jetzt der eintretende Bediente, und nach wenigen Augenblicken stand der Langersehnte vor der Baronin.

Diese war plötzlich eine andere, ihre böse Laune war verschwunden, sie zeigte sich unbefangen, zuversichtlich und voll fröhlichen Muthes.

Sie kommen um Abschied zu nehmen! rief sie ihm mit lachender Miene entgegen.

Er bejahte das.

Eben sprach ich mit Ida von Ihrer Reise, ich verwundere mich eigentlich, daß Sie Ihre Frau Mutter so lange konnten warten lassen.

Hätte sie mich erwartet, wäre ich gewiß eher gegangen, sagte Ulrich mit etwas unbestimmter Stimme; sie schrieb mir heute erst.

Und was schrieb sie? fragte die Baronin.

Wollen Sie den Brief lesen, gnädige Frau?

Mit großem Vergnügen, war die Antwort. Ich interessire mich unbeschreiblich für Ihre Frau Mutter, wie überhaupt immer so kräftige, ruhige Frauen etwas Anziehendes für mich hatten. Vielleicht weil ich gerade diese Eigenschaf-

ten entbehre, setzte sie seufzend hinzu und nahm den Brief aus Ulrichs Hand.

Dieser richtete seine Augen ruhig und forschend auf die Baronin, die sich eifrig in folgenden Brief vertiefte.

„Geliebter Ulrich! So liegt denn Dein letzter Brief vor mir. Ich fühle es, mein Sohn, mit welcher Bewegung Du ihn geschrieben, und mein vom Glück entwöhntes Herz wagt es, neue Hoffnungen daran zu knüpfen. So unaussprechlich schwer einst die funfzehn Jahre vor mir lagen, so dankbar blicke ich jetzt darauf zurück: sie sind vorüber und ich bin am Ziele meiner Wünsche. Doch ich will nicht von meinen Hoffnungen sprechen, eben so wenig Du je meine Klagen gehört hast; meine Sehnsucht soll Dich nicht bewegen eher zurückzukehren, als es in Deinen Plänen liegt. Du sollst Dich mit der Welt einleben und ausleben, damit Dir die Ruhe hier behagt. — Du schreibst, daß Du meine Ideale fürchtest? Lieber Sohn, ich meine, Du kennst mich wohl, daß ich nie die Wirklichkeit verkannte. Ich weiß, was ich an Dir habe, ich will nicht einen gereiften Mann in Dir sehen; laß ihn nur vergähren und verbrausen den Most Deiner Jugend, der goldne Trank bleibt Dir doch. — Ich wünsche nicht, daß Du weltmüde und weltverachtend in Deine neue Heimath flüchtest; solltest Du lieber die bunten Bilder überschätzen, lieber getäuscht werden als selbst täuschen, und was von den schimmernden Fäden Dich unwürdig bindet, wird in der frischen, reinen Luft Deiner stillen Heimath von selbst verwehn. Auch Runburg wird Dich mit andern Augen ansehn, als da Du es verlassen. So viel als möglich sollten die trüben Eindrücke Deiner Jugend sich aus der Erinnerung verwischen. Doch wo bin ich? — meine Gedanken sollen mich nicht in die Vergangenheit führen.

Für mich giebt es nur eine Gegenwart und Zukunft: Du, geliebter Ulrich, bist beides für mich.

Deine Mutter."

Gott! wer doch solche Mutter gehabt hätte! sagte die Baronin, wie es schien, schmerzlich bewegt. Aber auch ich darf ja nicht von der Vergangenheit reden, obgleich es für mich weder Zukunft noch Gegenwart giebt, fügte sie im gleichen Tone hinzu, und dann, wie sich selbst bezwingend, sagte sie heiter: Also habe ich das Vergnügen, einen Landjunker in spe vor mir zu sehen. Ich denke mir, ein solches Leben muß Ihrer Natur außerordentlich zusagen.

Das wollen wir sehen, sagte Ulrich mit einem leichten Seufzer.

Und was denken Sie sich darüber? fragte die Baronin mit Spannung.

Gar nichts, gnädige Frau, war die kurze Antwort.

Ah, Sie affectiren der Residenz zu Liebe eine wehmüthige Abschiedsstimmung.

Durchaus nicht, fiel ihr Ulrich in das Wort, das Leben hier behagt mir gar nicht, aber eben so wenig zieht mich das Landleben meiner Heimath an.

Und was wollen Sie eigentlich?

Wenn ich es wüßte! Ich muß gestehen, daß Sie einen Menschen vor sich sehen, der selbst nicht weiß, was er will.

Vielen jungen Männern unserer Zeit mag es in Wahrheit so sein, von Ihnen glaub ich es nicht.

Es ist schlimm, wenn Ideale in uns gesucht werden, die wir nicht verwirklichen können.

Sie haben mir aber oft gesagt, man müßte sich dazu zwingen.

O ich kann noch mit vielen ähnlichen Theorien aufwarten.

Aber die Praxis? fragte die Baronin ironisch.

Die fehlt mir jetzt ganz und gar, auch habe ich weder Lust noch das Wollen dazu.

Soll das originell sein?

Durchaus nicht.

Sie sind Hypochonder.

Auch das nicht. Mir ist diese Stimmung nicht unangenehm.

Aber Andern, Herr von Runburg.

Ich entferne mich auch schon, um niemanden damit lästig zu werden.

Und Ihre Frau Mutter?

Die werde ich das nicht merken lassen, erwiderte Ulrich lächelnd.

Ich hätte vielleicht ebenfalls diese Rücksicht verlangen können, sagte die Baronin ärgerlich.

Wir haben uns gegenseitig nichts vorzuwerfen, scherzte er.

Eine Dame darf Launen haben.

O ja, im Anfang ist das pikant, verliert aber bald allen Reiz.

Sie werden unartig, Herr von Runburg.

Verzeihen Sie, gnädige Frau. Es thut mir wirklich leid, daß ich heute meine üble Laune nicht verbergen konnte. Es ist gewiß nicht böser Wille, nur Nervenschwäche, sagte

er lächelnd: ich glaube, das Leben in der großen Welt greift mich an, meine Natur kann das nicht vertragen, ich muß mich erst wieder ausruhen. — Darf ich schreiben? setzte er gleichgiltig hinzu.

Danke sehr, erwiderte sie, ich bitte sich zu schonen. Sammeln Sie neue Kräfte zum Liebenswürdigsein und fragen Sie dann wieder an.

Ulrich schien sich wiederum zu einem Lächeln und zu wenigen unbefangenen Worten zu zwingen, und empfahl sich.

Die Baronin ging heftig bewegt im Zimmer auf und ab. Der Ausgang dieses Besuches war anders, als sie ihn erwartet hatte, so ganz anders, daß sie kaum noch den Faden wiederfinden konnte, der sie doch so unwiderruflich an Ulrich binden sollte. Nach dreimonatlichem Zusammensein, wo unausgesprochene Leidenschaft in ihrem Herzen minirt und nur Klugheit und Rücksicht den Ausbruch verhütet, war solch ein Abschied möglich? Wie nüchtern war Ulrich, wie fade! Ein Alltagsmensch mit verhaltenem Gähnen in den Zügen. Und sie? wie frauenhaft, wie schwach und albern. — War denn das derselbe Ulrich, der noch vor wenigen Wochen ihren Pfad mit Rosen schmückte? Und war sie dieselbe kecke Frau, die scheinbar diese Rosen zu verachten und an seinen weichen Blicken ihr Herz zu stählen wußte? Jetzt büßte dieses Herz die Triumfe ihrer Laune. Ganz Frau und Gefühl, litt sie unendlich. Jetzt war sie so bereit, das kühn ergriffene Banner wegzuwerfen. Aber Ulrich hatte sich nur zu gut an ihren Theorien gebildet, immer mehr zog er sich hinter die Schranken der Freundschaft zurück. Die Liebe macht blind: je mehr seine Ruhe und Kälte zunahm, je höher flammte das Flackerfeuer ihres Herzens. Sie sah nicht Ulrichs Veränderung, oder wollte sie nicht sehen, ihre Liebe hatte beschlossen, nicht von ihm zu lassen, sie wußte, was das sagen wollte! Gewiß

kam ihr die ritterliche Ausbildung ihres Wesens jetzt zu statten: erringen wollte sie sich das Heil ihres Lebens mit Umsicht und Kühnheit, es koste was es wolle. Ulrich kämpfte nicht mit gleichen Waffen, das wußte sie. Er war auch nicht glatt und schlüpfrig wie ein Aal, sie fühlte, daß sie ihn bei seinen Eigenthümlichkeiten halten konnte. Das war ihr Trost, auch jetzt, wo der Abschied ihr Sorgen machen wollte. Was sich liebt, quält sich. Er wird schreiben, er wird wiederkommen! Nur keine Furcht gezeigt, sonst ist das Spiel verloren.

O was die Liebe doch für ärgerliche Situationen schaffen kann! — Die Liebe sproßt auf verschiedenem Boden, unter Rosen und auf Giftpilzen.

Bilder einer süßen Liebe auf Schloß Runburg beschäftigten die Baronin nach Ulrichs Abreise.

An den alten grauen Thürmen des Schlosses Runburg hingen dichte Nebelwolken, kein Stern leuchtete, es war ein stiller, kühler Septembermorgen. Die Thurmuhr zeigte mit langsamer, tiefer Stimme die fünfte Stunde an, unten durch die große Küche schlichen hier und da einzelne Mägde mit verschlafenen Augen und flackernden Oellämpchen, und am Herd saß ein junges Mädchen mit einer alten Frau in eifrigem Gespräch vertieft. Das junge Mädchen, in eine dunkle Pelzjacke gehüllt, die langen blonden Flechten leicht um den Kopf geschlungen, wandte ihr von der Flamme angeleuchtetes Gesicht ernst und aufmerksam der Alten zu, die etwas höher auf einem Schemel sitzend, eifrig und feierlich redete und dabei mit geschickter Hand den großen Kessel dirigirte, der über dem Feuer hängend die Frühstückssuppe des Gesindes in sich faßte.

Aber, Dorthe, nahm das junge Mädchen das Wort: das muß ja ganz unheimlich hier im Schloß gewesen sein.

Ja wahrlich unheimlich! fiel die Alte ein, — wenn der Herr im Haus herumtobte, so ein Stücker sechs wilder Rüden folgten ihm Schritt vor Schritt, die Menschen gingen ihm aus dem Wege, selbst die gnädige Frau schloß sich furchtsam ein. Wenn er hier in die Küche kam, stäubte alles aus einander, und man that, als ob man Wunder zu thun hätte, denn mit seiner Reitpeitsche war gar nicht zu spaßen. Gegen mich hat er sie ein einzig Mal erhoben. Da — Du kannst

glauben, daß ich ihn ansah! und er ging brummend weiter. Aber siehst Du, Margarith, ich habe ihm auch seinen ersten Brei gekocht und seine ersten Windeltücher gewaschen, und war unter meinen Augen groß geworden.

Sah er denn unserm jungen Herrn gar nicht ähnlich?

Nicht einen Deut. Herr Ulrich sieht seinem Großvater mütterlicherseits zum Sprechen ähnlich. Bist Du denn noch nicht in Echtersberge im Ahnensaal gewesen? Da hängt er. Und Du kennst doch die drei jungen Fräulein? Die mittelste sieht unserem jungen Herrn wie aus den Augen geschnitten.

Ja, Dorthe, Du hast Recht, das ist die Clemenz.

Richtig, Fräulein Clemenz. Wir dachten immer, es müsse ein Paar werden, aber jetzt hat sich unsere Gnädige für die Jüngste bestimmt, die ist hübscher, und die Leute machen so viel Rühmens von ihr.

Aber ich meine, die Clemenz paßt besser, sagte Margarith eifrig, und wir möchten sie uns auch eher zur jungen Frau wünschen; die Rosa ist kurz angebunden, ich mag sie nicht leiden.

Und Du bist kurz angebunden! lachte Dorthe. Ja ich glaube schon, — wenn die kommt, mußt Du fort. Bist bis jetzt hier immer Hähnchen im Korbe gewesen, haben Dich sogar das Fräulein vom Schloß genannt im ganzen Dorf, und hast befohlen im Haus. Das muß aufhören, ebenso wie mit Deiner Tante. Alte Dienstleute, neue Herrschaft: das giebt nicht Vertrag.

Margarith schien sich die Worte zu Herzen zu nehmen. An Runburg hängt meine ganze Seele, sagte sie seufzend. Aber Du hast Recht, wir werden bald alle fort müs-

sen, Frau von Runburg sagte, wenn ihr Sohn zurückkömmt, würde sie mit der Zeit die alten Leute zu sich nach Schloß Bliesing nehmen, und er soll sich die Wirthschaft hier nach seinem Gefallen einrichten.

Einrichten und einrichten, heißt es jetzt, fiel Dorthe heftig ein; Sie wollen dem alten Schloß eine neue Larve vorbinden; und wird doch immer hohläugig durchsehen. Es ist nun mal vorbei und wird hier kein Glück wieder aufkommen.

Dorthe, sagte Margarith aufgeregt, hast Du so wenig Herz für unsern jungen Herrn, daß Du ihm so Uebles profezeihen möchtest?

Wenig Herz! höhnte Dorthe. Meinst Du, wenns Unglück kömmt, die junge Margarith wird sich mehr grämen als die alte Dorthe? Nur fein stille, Kind! und abwarten, — aber helfen können wir beide nicht. Es steht geschrieben: „Ich will die Sünde der Väter heimsuchen bis in das dritte und vierte Glied,“ und so wirds kommen.

Fast könnte man von Deinen Reden abergläubisch werden, sagte Margarith vorwurfsvoll; aber Dorthe! setzte sie mit erhöhter Stimme hinzu, es giebt eine Macht, die alle Gespenster vertreiben kann; sage Du was Du willst, ich sage Dir, Herr Ulrich wird kommen, an einem sonnenhellen Tage wird ihn Schloß Runburg begrüßen und sonnenhelle Tage wird er hier verleben.

Ja laß ihn nur kommen, laß ihn lustig leben, wie seine Eltern und Voreltern gethan haben. Es sind nun wohl beinahe dreißig Jahr, da schwatzten wir in der Küche eben so über den seligen Herrn, wir dachten, das sollte hier ein recht fröhliches Leben geben, und nicht, daß es so kommen sollte. Freilich mit dem — das hatte eine Bewandtniß.

Wie so denn, Dorthe? fragte Margarith mit Spannung; die Leute haben schon immer geflüstert, und wenn ich frage, will doch keiner mit der Sprache heraus.

Kind, sagte Dorthe leise, mit dem seligen Herrn war es so: Kein Mensch wußte so recht, woher er gekommen. Seine Mutter war wild genug, und aus Paris ist sie zu den Revolutionszeiten geflohen, und brachte dann allerhand lustige Gesellen mit. Sein Vater nahm sich das zu Herzen und hat sich todt gegrämt, weg war er — man wußte nicht wie, und die Wittwe lebte in Saus und Braus. Den kleinen Jungen hat sie kaum angesehn, obgleich er doch aussah wie die Franzosensippschaft. — Da kam des Himmels Fluch über unser Haus, denn Bosheit ist dem Herrn ein Gräuel. Ein reines Herz und ein gottgefälliges Wesen ist besser denn Reichthum und vornehmer Stand. Ein ruhig Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. Halbe Nächte ist die alte Frau umher gewandert. Der Doctor meinte, es wäre eine Nervenkrankheit, unser eines aber wußte was die Glocke geschlagen hatte, und wenn unsere alten stummen Mauern reden könnten, da würden wunderliche Geschichten an den Tag kommen.

Es ist auch als ob es nicht richtig hier in den alten Mauern wäre, sagte Margarith grausend.

Man sagt, die alte Großmutter geht um, und der selge Herr ihr Sohn auch, den habe ich selbst gesehn. Nun Gott sei seiner Seele gnädig! ein Heidenleben hat er geführt. Und siehst Du, auf so giftigem Grund sind nicht gut Blumen pflücken. Herr Ulrich ist nun weit gereist und hat viel gelernt, und mag jetzt mit lustigem Muth das Leben hier anfangen, er wird sie aber doch sehen die Hand, die an diese alten Mauern ihr Wehe schreibt.

Lustiger Muth? fragte Margarith leise: den wird er

nicht allzu viel haben. — Dorthe, ich habe Herrn Ulrich in meinem Leben einmal gesehen und vergesse das nicht wieder. Es war in Echtersberge, ich ging mit den Mädchen vom Amt die Kastanienallee entlang, es regnete und war ein rechter November-Tag. Da kam der junge Herr uns entgegen, in einen dunkeln Mantel gewickelt, und so still und blaß sah er vor sich hin; als er uns erblickte, bog er einen Seitenweg ein, und die Mädchen lachten und meinten, er wäre menschenscheu. Ich aber lachte nicht, ich hätte weinen mögen, und jeden Abend und Morgen muß ich für ihn beten.

Ja Margarith, das Verhängniß sitzt ihm in den Gliedern, und er weiß es nicht, was ihn drückt, sagte Dorthe geheimnißvoll, indem ihre Augen größer und ihre Züge schärfer wurden.

Ich bete ja für ihn, erwiderte Margarith in halber Zerstreuung. Ihr feiner Mund lächelte dabei fast freudig, und ihre lichten braunen Augen sahen vertrauensvoll auf die gefalteten Hände.

Hast Du schon von Verwünschungen gehört? fragte jetzt Dorthe.

O ja, in Sagen und Mährchen, erwiderte Margarith.

In Sagen und Mährchen? höhnte Dorthe. Du kennst doch Burg Raßstein, da lebte vor hundert Jahren ein Graf, ein unchristlicher Unmensch, dem hat ein alter Schäfer profezeiht: ein Blinder, Lahmer und Tauber würden die letzten seines Stammes sein, und die jungen Grafen jetzt sie sind es.

Ja wahrlich, sagte Margarith staunend.

Dorthe sah triumphirend Margariths Verwunderung. Und wir haben dergleichen nicht so weit zu suchen! sagte sie seufzend.

Sollte mit dem Bastian hier etwas sein? nahm Margarith wieder das Wort. Ich habe schon oft geforscht und kann nicht dahinter kommen: Dorthe, sag mir, was ist es?

Dorthe schüttelte schweigend das Haupt.

Der Bastian, so still ergeben und so erfüllt von der Liebe Gottes, fuhr Margarith fort, ich schätze ihn höher als alle Prediger der Welt, ich mag nichts lieber als ihn sprechen hören; aber oft ists mir als wäre noch etwas im Rückhalt, das er verbergen müsse, dann wird die Stimme so unsicher und die blinden Augen schimmern auch unheimlich. Da wird es mir fast bange in der alten Hütte.

Du hast nichts von ihm zu fürchten, sagte Dorthe.

Wem sollte der alte Mann wohl etwas anthun? fragte Margarith gespannt.

Was geschehen ist, ist geschehen, sagte Dorthe bange. Bastian ist ein Schäfer, — denke an den alten Schäfer in Raßstein.

Also eine Verwünschung? sagte Margarith ruhig. Thorheit! Wenn Herr Ulrich weiter nichts zu fürchten hat — „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig werden", spricht der Apostel. Dorthe, vor solchem Panier fliehen alle bösen Geister. Und Gott wird mein Gebet erhören, Runburg wird wieder sein Haus werden. Mein liebes Runburg! — Du bist abergläubisch, und ich bin schwach genug das anzuhören; aber es ist Zeit, daß wir Deine Gespenster abschütteln: der Morgen graut und ich fühle frisches Wehn am Herzen. Weißt Du: in dieser Woche kommt der junge Herr.

Ich weiß es, sagte Dorthe.

Ich geh jetzt, trag dem Bastian die Frühstückssuppe hin und erzähle ihm auch die Neuigkeit.

Dorthe füllte schweigend einen Topf und Margarith verließ die Küche.

Auf Schloß Runburg war alles in großer Bewegung. Der junge Besitzer wurde von seinen Reisen zurück erwartet, er wollte von nun an das Schloß seiner Väter bewohnen, das seit vielen Jahren öde und verlassen stand, und dessen Bewohner sich so lange nach diesem Zeitpunkt gesehnt, wo für sie ein neues, frohes und regsames Leben beginnen sollte.

Als vor fünfzehn Jahren Herr von Runburg der Vater starb, hatte er in seinem Testament angeordnet, daß sein einziger Sohn Ulrich auf einem Gymnasium erzogen werden und dann mehrere Jahre auf Reisen gehen solle.

Frau von Runburg war über diese vorgeschriebene Trennung sehr betrübt. Ulrich war das einzige theure Gut, das ihr aus dem bewegten kummervollen Leben übrig blieb. Damals erst im Alter von zehn Jahren, hätte er noch so sehr mütterlicher Liebe und Pflege bedurft, und sie mußte ihn fremder, erkaufter Sorgfalt überlassen. Um wenigstens dem geliebten Kinde etwas näher zu sein, verließ sie Schloß Runburg, in dessen großen, alterthümlichen Räumen sie sich ohnehin so unbehaglich und vereinsamt fühlte, und zog nach Schloß Vliesing, einem reizenden kleinen Landgute, einige Meilen von Runburg entfernt.

Heute nun war sie hier, um beim Empfange des Sohnes zugegen zu sein. Schon den ganzen Sommer über hatte sie die Bauten und Ausbesserungen des Schlosses geleitet, die Stuckaturen waren erneut, die alten Oelbilder gereinigt, die Holzwände gebohnt, an Thüren und Fenstern rauschten neue Vorhänge, in den Buffets prangte das Silberzeug, die Die-

nerschaft erschien in neuer Livree, und überall begegnete man frohen festlichen Gesichtern.

Es war ein heller, frischer September-Tag, die Sonne war schon untergegangen. Frau von Runburg saß im Erkerfenster eines Thurmstübchens und schaute in die Ferne. Neben ihr saß Fräulein Bonneville, ihre alte Gesellschaftsdame, schweigend einem Schooßhündchen liebkosend, und tiefer im Zimmer, hatte Margarith so eben den Theetisch geordnet.

Margarith saß jetzt, den Kopf in die Hand gestützt, ganz im Anschauen ihrer Herrin versunken, die im hellen Fenster, von dunkeln rothen Vorhängen eingeschlossen, einem schönen, ausdrucksvollen Bilde glich, einem Bilde, wie wir uns gern Stammmütter edler Häuser denken. In ihrer Haltung lag eine Würde und doch Frische, in ihren feinen Zügen und braunen Augen eine unbeschreibliche Klarheit und Milde. Ihre hohe Gestalt war von einem schwarzen, faltenreichen Atlas-Gewande umgeben, unter der kleinen, weißen Spitzenhaube drangen einige lichtbraune, nur mit wenigem Grau vermischte Locken hervor und legten sich natürlich an die weiße Stirn.

Ein heller Freudenstrahl glitt jetzt über diese Stirn. Frau von Runburg stand auf. Jetzt! sagte sie leise. Liebe Bonneville, liebe Margarith, kommen Sie, dies ist der glücklichste Augenblick meines Lebens.

Nach wenigen Minuten rollte ein Wagen auf den Hof, unten im geräumigen Hausflur hatten sich die Schloßbewohner versammelt, und Ulrich durfte seine Mutter hier begrüßen.

Der Empfang war nicht stürmisch. Frau von Runburg konnte selbst jetzt, in diesem beweglichen Augenblick, ihre angeborne und anerzogene Würde nicht verleugnen; nach kur-

zer Begrüßung faßte sie sich schnell und führte den Sohn den Umstehenden zu.

Fräulein Bonneville, Deine alte Bekannte, und hier: Margarith, Frau Bendlers Nichte, sie hat mir, während die gute Bonneville in ihrer Heimath war, deren Stelle versehn.

Die Bonneville trat einen Schritt vor, um den jungen Herrn gehörig zu begrüßen, Margarith blieb im Schatten einer Säule stehen, ohne den Kopf zu erheben.

Hier ist Frau Bendler: nicht wahr sie ist unverändert?

Und wirklich diese treuen braunen Augen, diese rothen Wangen, ja selbst die weiße Mütze und schwarze Taffet-Schürze waren dieselben.

Es wurden einige Worte hin- und hergesprochen, wobei Ulrich mehr verlegen als freundlich war; aber alles, was der junge Herr that, erschien den Umstehenden gut und schön und liebenswürdig.

Oben im Zimmer, wo nur die Bonneville und Margarith zugegen waren, legte Frau von Runburg jede störende Form ab und war ganz die liebende Mutter. Am flackernden Kaminfeuer saß sie behaglich in einem hohen Sammetstuhl, ihr Sohn, den übrigen Damen und dem Theetisch halb den Rücken zugewendet, ihr gegenüber.

Ulrich glich seiner Mutter nicht, seine Gestalt, wenn auch in allen Verhältnissen schön und ebenmäßig, reichte nicht über die gewöhnliche Männergröße hinaus, seine Züge waren nicht regelmäßig, nur die großen, lichten Augen, und der kräftige, schöne Bart waren untadelhaft. In seinen Zügen lag eine immer sich gleichbleibende Ruhe, fast Einförmigkeit, die selbst beim Erzählen und Schildern seiner Reise unverändert blieb. Frauen von Runburg war das keine Störung: sie hing an jedem Worte, das er sprach. Auch Margariths

jugendlicher Fantasie genügten diese ganz ohne Feuer hingeworfenen Bruchstücke von Erzählungen, sie flog von den Eisgletschern der Schweiz zum Golf von Neapel, von Arkadien und dem Parnaß nach den Küsten des Hellespontes, und blieb an Deutschlands Ritterburgen träumend stehen. Aber die Bonneville machte im Stillen ihre Bemerkungen über die schlechten Resultate der langjährigen, sorgfältigen Erziehung des jungen Herrn. Wie wenig hatte er die Sprache in seiner Gewalt, wie mangelhaft war die Form, wie dürftig die Schilderung, wie träge die Empfindung. Er war von Kindheit an nicht ihr Liebling gewesen, sein kaltes, ruhiges, beobachtendes Wesen genirte sie; ohne ein Wort zu sagen, nur mit einem Blick oft entdeckte und rügte er ihre Schwächen dann wieder, wenn sie ihm durch irgend ein Wissen imponiren wollte, widersprach er und trieb sie mit Sofistereien so in die Enge, daß sie ärgerlich abbrach und sich von ihm wandte.

Heute nun bestätigte er ihr früheres Urtheil im höchsten Grade, und sie konnte es nicht lassen, als sie allein mit Margarith war, dieser ihre Bedenken mitzutheilen.

Uebrigens, fügte sie ihrer Schilderung hinzu, bin ich im Ganzen sehr froh, daß er wieder da ist. Mit der alten Dame allein war es kaum auszuhalten, ich freue mich herzlich, daß seine Gesellschaft die meine öfters ersetzen wird. Sie können glauben, liebe Margarith, wenn Sie so lange erst werden im Dienste sein, als ich es bin, ist jede Stunde der Freiheit ein kostbares Geschenk.

Margarith lächelte.

Sie lächeln. Nun ja, ich errathe Ihre Gedanken: ich dachte auch einst so wie Sie, es fiel mir nicht ein, Demoiselle Bonneville zu bleiben. Aber ein Jahr geht nach dem andern hin, und man ist dann mit einem Mal da wo man

ist. Ich rathe Ihnen, heirathen Sie den ersten besten Amtmann oder Pastor, um nicht abhängig zu sein bis zum seligen Ende.

Ich werde mir Ihren guten Rath merken, sagte Margarith scherzend; für heute aber nehmen Sie mirs nicht übel, wenn ich weder an Amtleute noch an Pastoren denke. Dazu muß ich erst etwas demüthiger werden, für jetzt träume ich nur von großen Leuten, von Gletschern und Feuerbergen.

Uebermuth thut nicht gut! warnte die Bonneville, während Margarith mit einem freundlichen Gute-Nacht zur Thür hinausschlüpfte.

Margarith war eine Waise, von der Frau Bendler, ihrer Mutter Schwester, Frau des Amtmanns zu Runburg, erzogen. Später war sie längere Zeit zu einer Verwandten nach der Stadt geschickt, und stand nun seit einem Jahr ihrer Tante in der Wirthschaft zur Seite. Nur während der dreimonatlichen Abwesenheit der Demoiselle Bonneville hatte sie deren Stelle bei der gnädigen Frau auf Vliesing vertreten.

Seit acht Tagen war sie wieder in ihrem alten, geliebten Runburg, wo sie mit ihrer Tante die Zimmer unter den herrschaftlichen bewohnte, die in der Gestalt ganz jenen entsprachen, wenn sie auch ungleich einfacher ausgestattet waren. Hier hatte sie ihre Jugend verträumt, hier wurden die Mährchen und Sagen der alten Dorthe lebendig. Das Schloß mit seinen düsteren Zügen, seinen unheimlichen Gemächern, Hallen und Gängen, war ihr heimisch und vertraut, die Menschen darin, Ueberständer einer früheren Zeit, waren ihr lieb, sie hatte sich an ihnen gebildet, fühlte sich aufs innigste mit ihnen verwebt. Bei der alten Dorthe verlebte sie stille Stunden; sie hörte den alten, frommen Bastian, den

blinden Schäfer; sie räumte mit der Tante in den verwitterten Prachtzimmern und verstäubten Vorräthen des Schlosses; oder saß einsam im Erkerfenster ihres Thurmstübchens. Hier — die tiefe Fensterwand, die steinernen Nischen, dunkelrothe Nelken, Efeuranken und Myrthengrün — war ihre eigentliche Welt, engbegrenzt freilich, aber die Jugend ist immer reich, mit dem Zauberstab der Fantasie öffnet sie goldene Pforten und führt in ein Himmelreich, reich genug ein sehnsuchtsvolles Herz zu stillen und immer wieder dürsten zu machen. Margariths Gedanken sproßten mit dem jungen Efeu, licht und frühlingsgrün, spielten mit dem Sonnenschein, und trotzten kühn den Stürmen. Sie versenkten sich in den mystischen Kelch der dunkelen Nelke und standen ernst vor dem Silberschein der Myrthe. Solch reines Jugendleben ist ein guter Boden für die Keime einer andern Welt. Erst sprossen sie zart, schwach empor, getrieben von einer Sehnsucht, und doch nicht wissend, wohin diese sie führen möchte. So ranken sie hinein in die blaue Luft, voller Glück und seliger Lust, aber es treibt sie weiter nach einem Halt, bis sie die Säule erfaßt haben, die da fest stehet auf dem Fels gebaut, und sie hoch hält über der Welt und sie schauen läßt den Himmel, der dem sehnenden Herzen all den Reichthum, all die Seligkeit verheißt, die es in unverstandener Sehnsucht nicht begreifen konnte. Das Herz bleibt oben, wenn das Leben dich auch hier gefesselt hält. Wenn es mit seinen zersplitternden Kräften drohend vor dir steht und alles verwüsten und verwittern möchte, so kannst du mit hellem Aug drein schauen, du verlangst nichts von dem Gespenst mit dem Flittermantel, du greifst in den reichen Schatz deines Herzens, du findest da erfrischende Kost, und davon genossen und immer wieder genossen, keimen, blühen und reifen neue Früchte, bis du dich mit diesem Wunderstamme hineinrankst in den Himmel, wo ja aller Durst gestillt wird und wir in Fülle der Seligkeit

leben. Ja die Jugend ist ein fruchtbares Land, Gutes und Böses kann darin üppig gedeihen: wähle bei Zeiten was dir frommt, im Alter ists aus mit dem Ackern und Säen.

Als Margarith, aufgehalten durch der Bonneville Geschwätz, heut etwas später als gewöhnlich zur Tante kam, fand sie dennoch die Tante nicht allein. Ein Herr saß neben ihr. Bei Margariths Erscheinen stand er auf.

Herr Burchart, des Herrn Kammerdiener, sagte Frau Bendler, — und das ist Margarith, meine Nichte.

Burchart stand erstaunt vor Margariths Schönheit, sie wurde verlegen.

Ja, liebe Margarith, fuhr Frau Bendler fort, das ist nun der Herr, vor dem wir uns so lange gefürchtet haben. Aber ich sehe jetzt, daß es so schlimm nicht sein wird, wir werden uns schon vertragen.

Burchart antwortete mit vieler Gewandtheit, und sagte dann Margarith alles, was man einem jungen schönen Mädchen gegenüber nur Passendes sagen kann.

Margarith war es gar nicht recht, daß die Tante so vertraulich mit dem Kammerdiener war; sie fürchtete, daß solch ein erster Fehlgriff in der Stellung zu einander sehr unangenehme Folgen nach sich ziehen könnte, und hatte erst die Absicht sich ins Nebenzimmer zu begeben. Aber ehe sie sich dessen versah, war sie in eine Unterhaltung, und in eine so interessante Unterhaltung mit dem jungen Manne verwickelt, daß sie, ohne darüber nachzudenken, sich zur Tante setzte.

Burchart war kaum über Zwanzig und sehr schön, der Zauber der Jugend und Schönheit war es, der die Leute und jetzt auch Margarith in seine Nähe fesselte. Dann aber auch hatte er die glücklichste Natur, einen hellen Verstand

und einen frohen Sinn, sein Wesen war ungezwungen, es schien als hätte er jede Form der Geselligkeit überwunden, und Margarith konnte kaum begreifen daß er Kammerdiener sei: sie glaubte es müßte eine Metamorfose mit ihm vorgehn und irgend ein lustiger Freund des Herrn von Runburg sich daraus entwickeln. Aber nein, das Schicksal war nun einmal launenhaft mit ihm verfahren, es hatte ihm die Eigenschaft des Herrschenden gegeben und die Stellung des Dieners angewiesen, die — das Einzige, was man ihm hätte zum Vorwurf machen können, — ihn gar nicht weiter belästigte. Von Jugend auf in dienenden Stellungen, hatte sein Sinn sich zum Gehorchen gewöhnt, und seine Natur hatte nicht Kraft und Schwung genug, dem Schicksal eine andere Stellung abzuringen. War er doch vom Spielgefährten zweier junger Grafen zu deren Jockei, und so immer weiter bis zum ersten Diener des Herrn von Runburg gelangt. Nur etwa noch eine Sekretairs-, Haushofmeisters- oder ähnliche Stellung zu erhalten, war sein höchstes Streben.

Er erzählte jetzt Margarith von seinen Reisen, von seiner Heimath, dem Rhein, er schilderte die Volksfeste, die Weinlese, die Trachten der schönen Rheinländerinnen, er sang Volkslieder und Sagen von den rheinischen Burgen, alles mit so großer Lebendigkeit, daß Margarith, ganz davon hingenommen, mit großer Aufmerksamkeit ihm folgte. Als er das Zimmer verließ, saß sie angeregt und mit heißen Wangen neben der Tante.

Das nenne ich mir einen Kammerdiener! sagte diese. Wirklich in der Welt gehts jetzt bunt her: wer sollte den wohl von seinem Herrn unterscheiden? Feine weiße Wäsche, der modische schwarze Anzug, — das geht weit! Und was die Figur und die Manieren betrifft, da reicht ihm der Herr

das Wasser nicht. Ich hätte den Burchart beim heutigen Empfang an des Herrn Stelle sehen wollen! wie würde sich der benommen haben! Wenn wir unseren Herrn auch herzlich lieb haben und uns freuen, daß er wieder hier ist: es würde uns doch noch besser gefallen, wenn er so ein anderes Wesen hätte.

Margarith schwieg. Sie mußte das alles zugeben, und doch war es ihr nicht recht.

Frau Bendler fuhr fort: Das Einzige, was ich bewundere, ist daß ihn der Herr zu seinem Kammerdiener genommen. Entweder ist der Herr gar nicht eitel, oder so eitel, daß er den Unterschied nicht merkt. Nein, diese schönen braunen Locken, der Bart, die blauen Augen, und diese schlanke fixe Gestalt.

Und doch würde man gleich den Herrn von beiden heraus erkennen, fiel Margarith ein.

Ja wers weiß.

An vielen Dingen würd ich ihn erkennen. So wie sein Herr das große blaue Atlastuch geschlungen, kann es Burchart nicht, ja jede Falte an des Herrn Rock ist ausdrucksvoll und bezeichnet seine Stellung.

Thörin! lachte Frau Bender, der diese Feinheiten böhmische Dörfer waren, und beide neckten sich noch eine geraume Zeit, ohne über diesen Punkt fertig zu werden.

Als Burchart das Zimmer der Frau Bendler verließ, eilte er zu seinem Herrn. Er fand ihn schon allein in dem bekannten Thurmstübchen, langsam ging er darin auf und ab, eine schöne englische Dogge folgte ihm auf dem Fuße.

Nun, hast Du Dich schon umgesehen? wie gefällt es Dir hier? wandte er sich freundlich zu Burchart.

Dieser brach in einen Strom des Entzückens aus. Er fand alles schön, die lieblichen Hügel, die Wiesen und Büsche, den Park, und nun besonders das Schloß. Alles war ganz nach seinem Geschmack, sagte ihm ganz besonders zu.

Ulrich lächelte, er kannte diesen Enthusiasmus, der leider zuweilen schnell genug vorüber ging.

Es wird Dir aber zu einsam sein, Du liebst Geselligkeit, und ich werde für jetzt wenig Verkehr haben.

Burchart versicherte, daß dies ihm gerade recht sei, er zählte alle Beschäftigungen, die sich für ihn im Schlosse finden würden, auf, er hatte so unzählige Pläne, die auszuführen kaum der Winter hinreichend war.

Wenn Ulrich in solchen Dingen scharfsichtiger gewesen wäre, hätte ihn diese plötzliche Umänderung befremden müssen. Bis jetzt hatte Burchart immer ganz anders über Einsamkeit und Selbstbeschäftigung gedacht, ja er war eigentlich nur zum Versuch mit hierher gegangen, bis jetzt hatte er den Winter nie auf dem Lande, sondern immer im lebhaftesten Menschenverkehr zugebracht. Daß Margarith ihm plötzlich das alte unwohnliche Schloß zu einem Zauberaufenthalt geschaffen, und die Gegend rundum so reizend erscheinen ließ, fiel seinem Herrn nicht ein. Ulrich war den Abend zu sehr zerstreut und mit seiner Mutter beschäftigt, er hatte Margarith nur in der Dämmerung und kaum von der Seite gesehen. Er war sehr mit Burcharts Wohlgefallen an Runburg zufrieden, denn es war ihm nach mehreren Jahren der Gewohnheit ein unangenehmer Gedanke, sich von ihm trennen zu müssen.

Ulrich begann, nachdem seine Mutter Schloß Runburg wieder verlassen, ein einsames Junggesellenleben, das seiner jetzigen Stimmung unendlich zusagte. Nach einem längeren unruhigen Umhertreiben endlich einmal in Ruhe zu sein, in einer eigenen Häuslichkeit sichs heimisch zu machen, war ihm sehr behaglich. Am Tage wandelte er durch Garten und Flur, durch Haus und Gehöft. Hatte er den Tag über so hingebracht, war ihm das Zimmer desto lieber. Hier fand er so manche angenehme Beschäftigung, Reiseerinnerungen zu ordnen, Briefe und Blumen, Aquarell= und Skizzenbücher sah er durch, beendigte angefangene Sachen, und bemerkte mit Behagen, daß er nur sehr langsam vor sich schritt und noch lange daran zu thun haben würde.

Er konnte auf diese Weise nicht dazu kommen, Besuche in der Nachbarschaft zu machen, obgleich er seiner Mutter fest versprochen, so bald als möglich dieser nothwendigen Pflicht zu genügen.

Frau von Runburg wünschte so sehnlich ihren Sohn im geselligen Verkehr mit den Familien der Umgegend, und hatte auch ihren Wunsch, ihn bald verheirathet zu sehen, nicht verhehlt, und da Ulrich an solchen Gesprächen großes Interesse zu nehmen schien, glaubte sie in dieser Hinsicht ihre Wünsche bald erfüllt zu sehen.

Von Ulrichs Seite war dieses Eingehen ein nicht nur scheinbares. Das Leben war jetzt so bunt, so unruhig und fantastisch an ihm vorübergegangen, daß er sich nach einem vernünftigen und stillen häuslichen Leben zu sehnen glaubte. War er doch fünfundzwanzig Jahr, die Zeit seiner ersten Liebe beinahe zehn Jahr vorüber: wie oft war sein Herz bewegt worden, welche poetische Stunden hatte er verlebt, und wie oft hatte er sich selbst getäuscht. Die letzte Täu=

schung drückte ihn besonders nieder. Die Erinnerung an Dresden war ein schwerer Traum, o wäre es nichts weiter! Aber die Erinnerung zeigte ihm alles im schärferen Licht, als da wo noch die Sfäre der Baronin auch ihn mit trügerischem Licht umgab. Mehr als da fühlte er das Widerliche seiner Lage, die unwürdige Stellung der Baronin gegenüber, die Lüge, den Zwang. Er hatte getändelt, gespielt, getäuscht, — alles dem thörichten Herzen zu Gefallen, das Zeitvertreib verlangte und sich gegen den Geist der reinen Liebe versündigte. Jetzt sollte dies unruhige Herz zur Ruhe gesprochen werden, die Thorheit der Jugend lag so weit hinter ihm; er wollte den Wünschen seiner Mutter genügen, sich einen Hausstand gründen. Hier das väterliche Schloß, die heimathlichen Fluren sollten sein Glück schauen: hier sah er sich an der Hand einer vortrefflichen Hausfrau, von lieblichen Kindern umspielt, schaffend und wirkend wie ein Mann. In diesem neuen Leben meinte er die Vergangenheit, die eine verfehlte Jugend in sich faßte, vergessen zu können.

— Ja freilich Heirathen — das ist das rechte Mittel, um ein unruhiges Herz zur Ruhe zu bringen, das ist die Sfinx, an deren Räthsel mancher Kopf, manches Herz gebrochen, ohne es zu lösen. Ja wandelte dein Herz nie schwindelnde Pfade, wurde dir die Sehergabe nicht, die Wunderbilder schaut, welche dich verführerisch in das Unbegrenzte locken, o so kannst du alles wagen, das ganze Leben ist ein verschwimmendes Bild, schwach aufgetragen Freud und Leid, und dennoch dir genügend. Aber wurden dir von wunderbarer Macht die Augen geöffnet, zog es dich auf Tiefen und Untiefen eines wogenden Meeres, auf sonnige Höhen, in dunkele Labyrinthe, standest du schauernd oder selig jauchzend vor den räthselhaften Chiffern des Lebens, die so wohlgefühlt und doch nicht begriffen: o dann ist es vorbei mit

dem Genügen, mit der Ruhe, die gern schafft und nutzt und von ihrem Fleiße genießt. Die Sehnsucht läßt nicht Ruhe, du willst nichts sehen, nichts hören, du vielbewegter und durchglühter Mensch, du machst die Augen zu und schaust nur noch tiefer in die Welt deines inneren Seins, und sträubst du dich, so zieht die Macht dich nur noch mächtiger. Sie tritt vor dich mit großem Aug und rüttelt, schüttelt dich, reißt dich auf Gipfel der Seligkeit und des Wehs, und preßt dir Thränen der Wonne und des Schmerzes aus. — Heirathen? Wie wunderlich klingt das da hinein. Weißt du auch, welcher Gewalt du Raum über dich giebst? Kennst du die Zaubermacht, welche diesen Januskopf zwingt, dir die rechte Seite zuzuwenden? Nicht das Antlitz mit den matten Zügen und verloschenen Augen, in denen die Riesenspinne der Alltäglichkeit heimtückisch lauert, die so still, so ganz unvermerkt und doch so sicher dein Jugendleben umspinnt, dir das Herzblut und das Licht von deinem Leben saugt, so daß du dunkel deine Werkeltage dahin schleppst und kaum Kraft hast, die Sonn- und Festtage schimmern zu sehen? Nein, eine andere Seite! ein Himmelsantlitz mit weit offnen, seligen Zügen soll deinen Frühlingsgarten nur verschönen und verklären, verklären die Sonn- und Festtage, zur Himmelslust verklären die stille Zeit des gewöhnlichen Lebens, diese grau in grau gemalten Tage. Diese Zaubermacht, es ist eine Liebe, die im Herzen sproßt, — nicht in den Gedanken, in der Einbildung, nein tief in der Quelle deines eigentlichen Seins, und die jeden Nerv, jede Faser dieses Seins geläutert, gestählt — durchglüht. Du hörst nicht die schleichenden Ketten des Lebens vor dem Klingen und Singen dieser Liebe, du fühlst nicht die kleinlichen Sorgen, deine Liebe macht dich würdig, nur königliche Schmerzen zu tragen, Schmerzen, die einer Welt angehören, der das Wunderkind

selbst entstammte, einer Welt der du mit deiner Seele angehörst, wenn du auch hier noch wandelst. O das Leben ist mehr als es scheint, — wer es fassen könnte! — Unendliche Farben und Gestalten schimmern durcheinander, wo es doch so einförmig scheint, und eine große mächtige Einheit ist da, wo es sich zu zersplittern meint.

— Ulrich hatte Entschlüsse gefaßt, an deren Ausführung er nicht zweifelte, wenn er sie auch nicht zu beeilen strebte, und mit großer Sehnsucht die Bekanntschaft junger Mädchen suchte. Jeden Tag begann er mit dem Vorsatze, heute den ersten Besuch zu machen, und jeden Abend legte er sich mit einigen Vorwürfen über die Versäumniß desselben zur Ruhe.

So waren beinahe vierzehn Tage vergangen. Eines Abends kehrte er von einer seiner gewöhnlichen Streifereien zurück. Er trug die Flinte über der Schulter, mehr zum Vergnügen als um sie zu gebrauchen. Marpessa, seine getreue Dogge, zur Seite, trat er aus einer kleinen Tannendickung und stand erstaunt vor dem wundervollen Bilde, das sich seinen Blicken darbot. Die Sonne war tief im Sinken und hatte ihr Gold in den schimmerndsten Farben über die Welt gelegt. Der Wald strahlte vom brennendsten Roth und Braun bis zum flammendsten Gelb und milden Grün. Die Hügel und Felder waren vom silbernen Gewebe des Herbstes umsponnen, auf dem Regenbogen in allen Farben spielten und schimmerten. Die Wiesen zu seinen Füßen leuchteten smaragdgrün zwischen den Hügeln hin und spendeten frischen erquicklichen Duft bis zu ihm hinauf, und der Heerden Geläute klang so sehnsuchtsvoll in diese Zauberwelt.

Ulrich schaute sinnend da hinein, er fühlte ein Weh am Herzen, als sollte er vom Liebsten auf der Welt sich trennen, und dann schlug ihm das Herz so hoch und voll, als sollte er was Großes sich erringen. Wer kennt nicht die Stimmung eines schönen Herbstabends? diese Gluth, diese hinnehmende Sehnsucht, und doch diese Kraft, diese Fülle. Ulrich fühlte der Jugend ganze Lust an seinem Herzen rütteln. Wo bleibt da die Vernunft und ihr Hofstaat von Rathgebern? Alte Sehnsucht, trotz seiner fünfundzwanzig Jahre, altes Bangen im Herzen, und in den Augen jugendliche Thränen. Solche Thränen in den Augen, solch Bangen und Sehnen und Hoffen im Herzen können sie nicht vertragen. Hinaus mußten sie aus diesem Himmelsdom, in das Werkeltagseckchen der Alltäglichkeit. — Und schnell schuf die Jugend anderes Leben. Aus dem Bilde der Hausfrau ging ihm der Fönix eines wunderbaren Mädchens hervor, und der schaffende Mann gestaltete sich zum Jüngling, dessen Leben Liebe ist. — O er hatte ja noch nicht gelebt, nicht geliebt, fühlte er nicht heute noch dieselbe Sehnsucht, die ihn als siebenzehnjährigen Jüngling bewegt? Bis jetzt hatte er nur die Fegefeuer der Liebe kennen gelernt, jetzt war ihm als müsse er an der Himmelspforte stehen. Welch ein seliger Augenblick, wenn die Jugend uns fortreißt, so ganz hinnimmt in eine Welt, wo wir nichts mehr denken, nur empfinden und so in der Empfindung ruhen. Ulrichs Herz wurde immer größer und wärmer, er schaute immer tiefer in das Feuer hinein.

Jetzt war es ihm als höre er nahe Bewegung, er wandte sich ein wenig zur Seite und mußte ein neues Zauberbild erblicken. Ein junges Mädchen saß ihm ganz nahe auf dem Vorsprung eines Hügels, sie hatte beide Arme um das Knie geschlungen und schaute regungslos in die Abend=

gluth hinein. Ulrich legte die Hand auf die Augen, als ob er sich besinnen müsse, ob das Wirklichkeit sei oder ein Bild der Fantasie, das seine Sehnsucht ihm geschaffen. Es war Margarith, so von der Schönheit des Abends umflossen, saß sie in eigener Schönheit da.

Ulrich stand, die Hand an die Flinte gelegt, unbeweglich. Marpessa aus Sympathie mit dem Herrn ebenfalls. Es schien als ob beide fürchteten, durch das kleinste Geräusch dieses edle Wild zu verjagen.

Margarith sah jetzt plötzlich zur Seite und tief in Ulrichs aufgethane Seele hinein. Ulrich fuhr erschrocken zusammen, und Marpessa, die dadurch die Stille für unterbrochen ansah, sprang in großen Sätzen zu dem jungen Mädchen und begrüßte sie mit freudiger Heftigkeit.

Marpessa! rief Ulrich, um Margarith von diesen ungestümen Liebkosungen zu befreien, deren sie sich in einiger Verlegenheit nicht recht zu erwehren wußte. Der Hund sprang jetzt eben so freudig zu seinem Herrn zurück, und Margarith wandelte, nachdem sie Ulrichs Gruß erwidert, den Hügel hinunter.

Das war also Margarith, — sagte sich Ulrich mit einem tiefen Athemzuge. Er hatte sie bis jetzt nur im halben Dämmerlicht und in der Zerstreuung gesehen, — ja er mußte wie im Traum gewesen sein, sonst hätte er nicht können einen Abend lang dieselbe Luft athmen, ohne dieselbe Bewegung zu fühlen, die ihm jetzt das Blut so heiß zum Herzen trieb. Welche Bewegung? fragte er sich, — bin ich denn berauscht? ist es nicht derselbe Himmel, dieselbe Sonne?

Ohne daß er es weiter bedachte, setzte er sich auf den Platz, wo Margarith gesessen, er legte beide Arme um das Knie und schaute wie sie in die Abendgluth. Ein dunkeles Wolken-Portal hatte sich drüben aufgethürmt, aus dessen Fu-

gen und Ritzen die Sonne feurige Strahlen warf. Gothische Bildwerke goldig verbrämt schwebten daran, leise lösen sie sich los, da ein Schwan, eine Lilie, ein flammendes Herz, sie ziehen an dem smaragdgrünen und lichten blauen Himmel hin, immer tiefer in den Abend hinein, immer rosiger und glühender angestrahlt. Doch immer blüht Neues auf, immer folgt die Fantasie neuen Gestalten, das ist eine wunderbar regsame Welt, und das Herz zieht mit in die goldene Fluth hinein. Das ist die Welt der Empfindung, da ist alles warm und bewegt, unausgesprochen und doch so verständlich. Warum wohl wie ein armer Sünder an der Himmelspforte vorübergehn? Nur da hinein in diese selige Welt mit aller Reinheit, aller Jugend, aller Poesie: gewiß und wahrhaftig sie wird jedem Herzen geöffnet, das Muth und Lust zum Leben hat, sie ist das winkende Morgenroth, das uns hineinführt in die Ewigkeit. — O daß ich noch fühlen kann, daß ch noch jung bin, das ist schön! — seufzte Ulrich — das Herz soll nicht einsam sein, die Welt nicht so kalt und schattenhaft dahinschweben. Ja, Ulrichs Herz war noch gesund genug, frische Keime treiben zu können, und wenn sie auch in unbestimmter Sehnsucht sich verloren, so trieb es sie doch immer über diese Welt hinaus.

O wie wunderbar ist es wenn so ein Männerherz, das gestählt und kalt der Welt sich zeigt, das selbst meint auf sicherer Höhe fest zu stehen, von einer höheren Macht bewegt, sich gern und kindlich unterwirft, und das nasse Auge dankend dahin richtet, woher ihm diese Seligkeit gekommen. O wohl diesem Herzen, das diese einsamen Thränen kennt, und wohl dem Herzen, das endlich eine Brust gefunden, an der er das nasse Auge trocknen kann, der er gern und glücklich jedes stolze Selbstfühlen opfert, und der er das arme liebende und liebebedürftige Herz hingeben

kann! Ulrichs Herz pochte sehnsuchtsvoll nach diesem Glück. Dort drüben der Himmel, das war das Bild seiner Seele. Er sah das Spielen und Blitzen der goldnen Sonne, aber ein dunkler Vorhang noch verdeckte sie. Jetzt! er that sich auseinander, und die Sonne in ihrer ganzen Pracht legte ihre Feuerarme um die beschattete Erde. Ulrich schlug geblendet erst die Augen nieder, er hob sie wieder, — und wie wunderbar! — Margarith, ihm gegenüber auf dem Hügel saß gerade an der Pforte dieser Himmelswelt. O Margarith, das ist eine Verheißung! jubelte sein übervolles Herz.

Immer tiefer wurde jetzt die Abendgluth, das silberne Herbstgespinst war zum goldenen geworden und lag wie ein goldenes Meer zwischen ihm und Margarith, sein Schloß, sein Park standen im Feuer, über die Wiese hin lagen dunkele Schatten und hoben nur noch mehr die goldenen Lichter, die wie Flammen drüber hinflogen. Ulrich stand mitten in der Gluth, und doch wars ihm so frisch und kühl dabei zu Muth, er war sich seiner so sicher, so bewußt, — ja es war nicht die von Rausch und Duft erfüllte Frühlingsgluth, die dahingeht mit der Blüthe, es war die frische Himmelsgluth, die uns den ersten Frühling so verklärt und kräftig wiedergiebt.

Ulrich saß in Gedanken vertieft, bis die Sonne untergegangen und alles Feuer verglüht war. Zwischen den dunkelen Wolken glimmten nur noch einzelne dunkelrothe Streifen, feuchte Nebelluft stieg von der Wiese auf, und ein kalter Luftzug bewegte Gras und Blumen neben ihm. Er stand fröstelnd auf.

Auch Margarith hatte ihren Platz verlassen und ging langsam den Fußpfad über die Wiese, der zum Parke führt. Jetzt kam ihr ein Herr entgegen, sie stand still, Ulrich konnte

in der Dämmerung nicht erkennen, wer es war, er nahm eilig ein Glas und sah plötzlich Burcharts freudeverklärte Züge davorstehen. Burchart reichte Margarith einen Blumenstrauß, sie dankte verlegen und ging dann mit ihm zusammen dem Schlosse zu. Ein kalter Schauer glitt durch Ulrichs Seele. Burchart durfte neben ihr gehen, schien so vertraut mit ihr, mit einem Mal wurde ihm sein ganzes Wesen, die plötzliche Veränderung, die schon am ersten Abend mit ihm vorgegangen, klar. Burchart war seitdem zerstreut, aufgeregt, und dabei glücklich. Aber konnte Margarith sich herablassen, ihn zu lieben? Aber war er nicht schön und liebenswürdig? und Margarith so jung und so einsam auf dem Schlosse.

Wenn ruhige Leute bewegt werden, so ist die Bewegung heftiger und anhaltender als bei sanguinischen Menschen, deren Blut leichter pulsirt und deren Stimmungen sich leicht in bestehende und wechselnde Verhältnisse schicken. Ulrich war jetzt aufgeregt, leidenschaftlich, eifersüchtig, obgleich er ruhig lächelte und so vernünftige Gedanken hegte, wie er nur jemals deren fähig war. Wie oft hatte er mit seinen Freunden über fantastischen Unsinn, wie er jedes plötzliche Verlieben nannte, gestritten, wie oft behauptet, daß eine wahre Neigung nur durch längeres gegenseitiges Ineinanderleben, durch die dabei vorkommenden Reibungen und Sympathien, durch ein allmähliges Entstehen und Wachsen möglich sei. Und da wußte er mit so scharfen Beweisgründen, mit so praktischen Belegen zu streiten, daß es ihm doch jetzt wohl ein Leichtes werden mußte, sich selbst zu bekämpfen. Er glaubte es auch genugsam gethan zu haben, aber er war nicht ruhig, er war mißmüthig und uneins mit sich selbst.

So kam er nahe dem Park und sah, wie Margarith und Burchart auf einem entfernteren Wege auch hineingingen. Nein dies Beieinandergehen in später Dämmerung durfte er nicht leiden. Er schlug einen Seitenweg ein, um dem Paare zu begegnen, was ihm gar nicht so leicht wurde, da Margarith mit raschen Schritten dem Schlosse zueilte. Er hatte ganz richtig gerechnet, bei seinem Herankommen entfernte sich Burchart.

Die Befriedigung, die Ulrich über das Gelingen seines Planes fühlte, machte ihn ruhiger. Margarith ging ihm voran, und er schritt ruhig in einiger Entfernung hinter ihr her; aber Marpessa, die unbegreiflicher Weise für Margarith große Freundschaft zu fühlen schien, sprang zu ihr hin, eilte dann zu ihrem Herrn zurück, und trieb es so, bis Margarith das Ende der großen Lindenallee erreicht, die gerade auf den Schloßhof führte. Ulrich hatte gekämpft, ob er Margarith nicht anreden solle, — nur aus Neugierde, — vielleicht wäre nach einigen Minuten sein Traumbild, das ihm plötzlich so störend zur Seite stand, zerflossen, vielleicht wäre mit einigen unpoetischen Worten der poetische Eindruck, den ihre Erscheinung auf ihn gemacht hatte, verflogen, gleich der heutigen Abendgluth. Er konnte aber den Muth dazu nicht finden, obgleich er sich einen Thoren schalt, das nicht wagen zu wollen, was sein Kammerdiener zu thun nicht lange zögerte.

Er trat auf sein Zimmer. Das Kaminfeuer brannte, Burchart war eifrig beschäftigt, ihn auf die gewohnte Weise zu bedienen. Dabei war er so gesprächig und lustig, er konnte seine glückliche Stimmung nicht verbergen, und wenn Ulrich sich nicht gar zu schweigsam und mißgelaunt gezeigt, er hätte ihn gewiß zum Vertrauten seines Herzens gemacht. Es ging ihm heute ganz wie seinem Herrn, der Abend mit seinem Feuer hatte ihn aufgeregt, und Margarith schien ihm beim

heutigen Begegnen zerstreut und befangen zu sein, was er sich als ein gutes Zeichen für seine Herzenswünsche ausgelegt. Dem Herrn war diese Stimmung unleidlich, jedes Wort, das Burchart sprach, war ihm zuwider, wußte er doch jetzt den Grund dieser Aufregung, und der Gedanke, obgleich er es sich selbst durchaus nicht gestehen wollte, er ging ihm an die Seele.

Als Burchart ihn verlassen, dachte er über die Mittel nach, ihn wieder zurückzurufen und oben zu beschäftigen, er sollte nicht bei Frau Bendler und Margarith sein. Denn Ulrich begriff jetzt, warum Burcharten die Abende, wie er selbst oft versicherte, so außerordentlich schnell hingingen: Margarith hatte ihn unterhalten, hatte gesungen, gespielt, oft waren bis zu Ulrich die Töne des Instrumentes gedrungen, aber er hatte nicht weiter darauf geachtet.

Trotz alles Grübelns konnte er keine Beschäftigung für Burchart finden. Weil er selbst befangen war, schien ihm alles zu gesucht, und er glaubte, Burchart müsse seine Absichten errathen. Er öffnete seine Thür, er öffnete das Fenster und lauschte mit großer Spannung, aber kein Laut ließ sich hören. Eben wollte er das Fenster wieder schließen, als er unten in Margariths Erkerstube eines öffnen hörte, und helles Lachen und Sprechen drang jetzt zu ihm herauf. Burcharts und der Frau Bendler Stimmen konnte er deutlich unterscheiden, aber nicht die Worte, und er bemerkte jetzt, daß Frau Bendlers Stube erleuchtet und die von Margarith dunkel war. Als er sich weiter zum Fenster hinaus legte, sah er Margariths blondes Haar durch den dunkeln Abend schimmern. Das war ihm eine große Beruhigung und lockte so tröstliche Gedanken in ihm hervor. Alles vernünftige Denken war verflogen, er träumte wieder so süß und so beweglich, er schaute zu dem Himmel, der, obgleich er sich mit

dunkelm Gewölk umzogen, ihm ein Himmel voll strahlender Sterne schien. Denn Margariths Blicke gingen auch dahinauf, ihre Gedanken zogen mit den Wolken. Ihre Nähe, ohne daß sie es ahnte, war ihm anziehender, als wenn er ihr gegenüber gestanden, mit ihr hätte sprechen können.

Nach einigen Minuten verließ sie das Fenster und setzte sich an das Instrument. Sie spielte erst mit gedämpftem Ton unzusammenhängende Akkorde, sie schien zerstreut, dann wurden die Akkorde immer weicher und hinnehmender und sie sang Clärchens Lied: „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein," mit leiser, aber wundervoller, tiefer Stimme. Ulrich hörte jedes Wort, folgte jedem Ton, und sie wühlten in seinem Herzen eine Sehnsucht auf, die er nie gekannt.

Er lauschte noch immer, als Margarith schon längst zu singen aufgehört, bis ihn Burcharts Stimme aus dem Traume riß. Wie widerlich erschien diese Stimme, es war ihm unerträglich, sie in so naher Berührung zu wissen mit den Tönen, die er eben vernommen. Dieser Unverschämte durfte zu ihr in das unerleuchtete Zimmer treten und mit ihr reden. Ulrichs ganze Heftigkeit erwachte, er fand es von ihr so abscheulich als von ihm. Dann wieder schalt er sich einen Thoren, daß er sich um das Treiben seiner Dienstleute bekümmere: sie war seine Wirthschafterin, er sein Kammerdiener, beide durften sich lieben, sich heirathen, und er als gütiger Herr konnte nur seinen Segen dazu geben. Er schämte sich seiner eigenen Bewegung, er schämte sich seiner Eifersucht, und nahm jetzt ärgerlich seine Bücher und Mappen zur Hand, um sich wie gewöhnlich zu beschäftigen.

Aber es ging nicht, es war ihm alles langweilig. Margariths Worte „Glücklich allein ist die Seele, die liebt," hörte er immer vor seinen Ohren, und dabei stellte er sich

das Leben der beiden Liebenden vor, wie sie am Tage zusammen wandern und schaffen, die vielen Berührungen, in die sie mit einander kommen, das leise Hervorblühen der Liebe, das Entgegenkommen, das Zurückbeben, — die Liebe ist ja überall gleich, im Erdgeschoß wie in den Prachtzimmern, und gewiß ist sie da unten noch süßer und traulicher, in so ungestörten, einfachen Verhältnissen. So dachte Ulrich. Wie schön muß es sein, wenn der Abend dann beide in stiller Stube zusammenführt, er darf sie sprechen und singen hören, darf in ihrer Nähe sein, und beide sehen nach jedem schönen Abend einem noch schöneren Tage entgegen.

Ulrich kam sich in seinen einsamen, prächtigen Zimmern wie ein Verstoßener vor, sein ganzes Leben erschien ihm mit einem Mal so langweilig, so reizlos, so leer, er fühlte, daß der Kern der Jugend eine reine und heilige Liebe sei, und daß ohne diesen Kern nichts Ersprießliches aus dem Leben herauswachsen könne. — Margarith! Er legte die Hand auf die Augen, als ob er einen Schmerz bekämpfen müsse. Nein, Margarith war es ja nicht, die ihn bewegte, es war der schöne Sehnsucht erweckende Herbstabend, und Margariths Bild darin war für ihn nur sinnbildlich — er wird seine Margarith auch finden. Und so gingen seine Gedanken von Schloß zu Schloß, von Edelhof zu Edelhof, hier fand er sie im traulichen Familienkreise, hier in bewegten, größeren Kreisen, aber immer war es eine blonde Margarith, ein dunkelbraunes, faltiges Gewand bekleidete die schlanken Glieder, das griechische Profil sah ernst vor sich hin, oder die großen, lichtbraunen Rehaugen sahen ihn scheu an, und wenn er mit dem Bilde fertig war, war es wieder Margarith da unten mit der süßen Stimme — „Glücklich allein ist die Seele, die liebt!“ —

Sie begann von Neuem Akkorde auf dem Instrumente zu greifen. Ulrich stellte sich an das offene Fenster, aber statt Margariths hörte er wieder Burcharts Stimme reden. Er zog die Klingel ohne zu wissen wozu, Burchart sollte aus Margariths Nähe, komme es wie es wolle.

Befehlen, gnädiger Herr? fragte Burchart bescheiden in der Thür.

Den Thee.

Es ist erst 6 Uhr.

Thut nichts.

Burchart ging und Ulrich öffnete leise die Thür, um mit den Ohren zu folgen. Als er merkte, daß er dennoch zur Frau Bendler anstatt in die Küche ging und nach mehreren Minuten des Wartens nicht daher zurückkehrte, riß er heftig an der Klingel.

Margarith singt und Burchart will das nicht versäumen, dachte Ulrich. — Nach diesem heftigen Schellen öffnete sich unten die Thür. Burchart und Margarith kamen heraus, und gingen gegenüber in eine offene Speisehalle, so daß Ulrich jedem Wort ihrer Unterhaltung folgen konnte.

Warum sagten Sie es mir nicht gleich? sagte Margarith vorwerfend.

Ich wollte Sie nicht stören.

Aber des Herrn Wünsche gehen meinem Vergnügen vor.

So ein Paar Minuten konnte er wohl warten; aber er ist heut verteufelt ungeduldig.

Ist er?

Ich fürchte mich schon hinauf zu gehen. Sie können glauben, es ist bei den vornehmen Herrn nur Langeweile

sie wissen nicht, was sie mit der Zeit anfangen sollen. Unser Herr hälts hier im Winter gewiß nicht aus.

So erfüllen Sie wenigstens seine Wünsche so gut Sie können.

Ach ein Bischen Aerger ist ihm ja Zeitvertreib, sagte Burchart lachend.

Es ist unpassend so zu reden, erwiderte Margarith ernsthaft; künftig rufen Sie mich sogleich, wenn der Herr etwas wünscht.

Verzeihen Sie, Margarith, sagte Burchart im bittenden Ton. Margarith antwortete nicht darauf und Burchart kam jetzt eilig die Treppe herauf.

Ulrich zog leise die Thür an. Burchart entschuldigte sein längeres Ausbleiben damit: daß Fräulein Margarith gespielt.

Es ist dies aber Frau Bendlers Sache, antwortete Ulrich etwas ärgerlich thuend.

Verzeihen, gnädiger Herr, den Thee Morgens und Abends besorgt Fräulein Margarith, sie läßt sich das nicht nehmen, und gewöhnlich ist schon alles besorgt, wenn ich komme; aber sie hat nicht gedacht, daß Sie heut früher befehlen würden.

Es ist gut.

Uebrigens ist Frau Bendler heut unwohl und darf das Zimmer nicht verlassen, fuhr Burchart gesprächig fort, in der Absicht, seinen gelangweilten Herrn zu unterhalten. Ulrich erkundigte sich theilnehmend nach ihr, und Burchart erzählte, daß sie eigentlich schon sehr schwächlich sei, daß Margarith deswegen eine Arbeit nach der andern sich von ihr übergeben lasse, obgleich die Alte sich schwer davon trennen könne. Und es könnte ihr doch gleich sein, fügte er hinzu,

denn sie giebt das Regiment doch nur in Margariths Hände, und die liebt sie wie sich selber, — und Margarith versteht alles aus dem Grunde. Freilich ein Mann wäre für die Wirthschaft eigentlich nöthig, es ist zu vielerlei —

Ulrich verließ bei diesen Worten, ohne zu antworten, seinen Platz, — für Burchart ein Zeichen, daß die Unterhaltung abgebrochen sei. Wo dieser mit seinen Andeutungen hinaus wollte, merkte sein Herr recht gut, und er wollte das Ende nicht hören.

Als er allein war, verschloß er die Thür und schaute mit kindischer Freude die Herrlichkeiten des Theetisches an. Daß Margarith für ihn sorgte, war ihm ein neuer und süßer Gedanke, und er vergaß über dem Anschauen und Sinnen das Genießen.

In dieser Stimmung stellte er sich wieder an das offene Fenster und hörte Margariths wundersüßer Stimme zu. Es schien ein schottisches Lied und klang wie Wellenschlag am einsamen Strand, oder Echo auf wilden Haiden und Bergeshöhn. Die letzten Worte waren diese:

Doch ob in Kampf und Schmerz
Kein Hauch der Jugend bliebe,
Nie doch vergißt das Herz
Den Traum der ersten Liebe.

Er konnte jetzt nicht mehr oben bleiben, es zog ihn hinaus zu ihr. Er wollte den Zauber lösen oder wenigstens doch kennen lernen, der ihn in dies brausende Meer von Empfindung hineingestürzt, wo er wie ein Kind von den Wellen hin- und hergeschaukelt, sich unvermögend fühlte dagegen zu kämpfen, noch weniger die Herrschaft zu gewinnen.

Mit klopfendem Herzen ging er die Treppe hinunter. Frau Bendlers Stube war nur wenig von einer grünen Schirmlampe erleuchtet, die tiefen Fensternischen, die hohen

Lederstühle warfen wunderliche Schatten. Frau Bendler saß am großen, altmodischen Ofen in einer Sofaecke, Burchart stand in der offenen Thür von Margariths Zimmer, worin sie selbst am Instrumente saß und sang.

Bei Ulrichs Eintreten verließ Burchart sogleich das Zimmer, und Frau Bendler wußte sich in Höflichkeit nicht zu fassen. Sie versicherte, daß ihr Unwohlsein ganz ohne Bedeutung sei und der gnädige Herr zu viel Güte für sie hätte.

Margarith, als sie Ulrichs Stimme hörte, verstummte. Sie konnte es kaum fassen, daß er unten sei, da er sich in den vierzehn Tagen seines Hierseins weder um ihre Tante, noch um andere Schloßbewohner bekümmert hatte. Seine Worte klangen auch jetzt nicht besonders theilnehmend und freundlich, sie waren abgerissen, zerstreut, so daß Margarith, selbst zerstreut, kaum hinhörte und ihren eigenen Gedanken folgte, bis ein leises „Guten Abend," ganz in ihrer Nähe gesprochen, sie darin störte. Ulrich stand in der offenen Thür, er wagte sich nicht weiter in das dunkle Zimmer hinein, er bat jetzt Margarith, sich nicht im Singen stören zu lassen; Margarith aber aus wirklicher Verlegenheit schlug es ab.

Du wirst doch singen! rief Frau Bendler: ei, keinen Augenblick gezögert, wenn es der Herr verlangt. Wir wollen recht froh sein, können wir ihm ein einsames Stündchen verkürzen.

Bei diesen Worten war sie, die Lampe in der Hand, Ulrich in Margariths Zimmer gefolgt. Ulrich zog sich in eine dunkle Fensternische zurück und Margarith sang. Ihre Stimme war leise und bebend, aber aus so tiefer Brust klangen die einfachen, traurigen Melodien hervor, daß Ulrich sich mit Gewalt hineingezogen fühlte in eine dunkle Schmerzenswelt und Thränen in seinen Augen fühlte.

Margarith hatte geendet, Frau Bendler war im Lehnstuhl eingenickt, Ulrich konnte sich nicht entschließen das Schweigen zu brechen, er hätte sich festklammern mögen an diese selige Minute, er starrte auf Margarith, die wie in Träumen versunken auf ihre gefalteten Hände schaute.

Nun, schon vorbei? erhob jetzt Frau Bendler ihre Stimme. Ulrich stand auf, sagte ein kurzes „Gute Nacht“ und verließ das Zimmer.

Das nenne ich mir einen sonderbaren Mann, fing Frau Bendler wieder an, — kein Wort zu sagen! Du singst doch so übel nicht, — das grenzt beinahe an Hochmuth. Wir singen ihm nichts wieder, Margarith.

Für heut wär es mir wenigstens genug, erwiderte Margarith, ich habe recht Kopfweh. Sie steckte bei diesen Worten ihr Licht an, ein Zeichen, daß sie zum Schlafengehn bereit sei.

Kopfweh, mein Kind? das kömmt vom vielen Umherschweifen in der Herbstluft, sogar gesessen hast Du noch spät Abends am Berge, sagt mir Konrad. Nun Jugend will thöricht sein, morgen bist Du wieder frisch. Siehst auch ordentlich blaß aus. — Sie sagte Gute Nacht, und ging wieder in das Vorzimmer, worin sie gewöhnlich saß und wo sich die Leute des Hauses oft bei ihr einzufinden pflegten.

Margarith, anstatt in ihr Kämmerchen zu gehen, stand noch lange in der dunklen Fensternische am offnen Fenster. Was sie bewegte, sie wußte es wohl, und wollte sich es nur nicht gestehn. Es war schon still im ganzen Haus, nur noch der einförmige Schritt des Wächters hallte über den Schloßhof, da schloß sie leise das Fenster und löschte das Licht.

Und Ulrich sah während der Zeit Margariths blondes Haar durch die dunkele Nacht schimmern, er meinte ihren

Athem zu fühlen, ihre Gedanken zu vernehmen Ihre Gedanken? nein, es waren seine Gedanken, die warm und strahlend durch die kalte dunkele Nacht dahinzogen.

Für Burchart trat mit diesem Abend ein Abschnitt in seinem Liebesleben ein. Im Augenblick, da Ulrich in Frau Bendlers Zimmer trat, sich verlegen umsah und sich ebenso zur alten Frau wandte, hatte auch Burchart dessen Gedanken errathen, und eine heftige Eifersucht stieg in ihm auf. Der schöne Abend, der Spaziergang an Margariths Seite, das stille Beisammensein mit ihr in der dämmerlichen Stube, ihre hingehauchten Liebeslieder hatten sein Herz entflammt. Sie, die so schön und spröde neben ihm herwandelte, ob sie ihn liebte? Er zweifelte nicht, er kannte die Gewalt, die er über Mädchen- und Frauenherzen übte. Er dachte an Dresden, o ja, auch er hatte Erinnerungen, die ihn bedrücken konnten, aber sein leichter Sinn half ihm darüber hinweg, — jetzt war es Margarith und sie sollte es für ewig sein. Er verlangte nicht eine schnelle Entwicklung, seine Liebe hatte ein anderes Wesen angenommen bei der ernsten Margarith. Es beseligte ihn ihre Nähe, ihre Stimme zu hören, sie schaffen zu sehen. Jeden kleinen Fortschritt ihrer gegenseitigen Liebe malte er sich in unendlichen Bildern aus, und war dadurch schon in der Gegenwart beglückt. Ja Margarith, du kannst einer heißen aufrichtigen Liebe, die deine Nähe belebt und erwärmt, nicht widerstehen! Er war zu glücklich in diesem Gedanken, um ihn bezweifeln zu können.

Ulrichs Dazwischentreten war der erste düstere Schimmer an seinem selbstgeschaffnen Himmel. Zwar konnte er seines Herrn Edelmuth vertrauen, nie würde sich dieser zu einem Liebesverhältniß mit Margarith hinreißen lassen, noch

dazu unter den Augen seiner Mutter, ihrer Beschützerin. Aber Ulrichs Galanterien schon mußten ihm unerträglich sein, er fühlte im voraus schon alle die Qualen der Eifersucht, ja er versetzte sich so sehr in eine mögliche Zukunft hinein, daß die Gegenwart sich ihm im gleichen Lichte zeigte. Sich aus dem Zimmer, aus Margariths Nähe durch Ulrich verdrängt zu sehen, war heute genug für sein krankes Herz. In größter Spannung ging er von einem Zimmer zum andern, machte sich überall etwas zu schaffen, und konnte die Zeit von Ulrichs Wiederkommen nicht erwarten. Er schlich sich leise zum Hause hinaus, stieg auf die Brüstung der alten Thurmmauer und sah, vom Schatten der Fenstervertiefung geborgen, durch das offene Fenster in Margariths Zimmer. Gerade hatte er den Zeitpunkt getroffen, wo Ulrich hinein kam. Er sah ihn sich in die Fensternische setzen, den Kopf in die Hand gestützt, nach Margarith gewendet. Er beobachtete das Schweigen, nachdem Margarith mit Singen geendet, er hörte Ulrichs Athemzüge, und nachher jedes Wort, das gesprochen wurde. Die ganze Szene hatte für ihn etwas wunderlich Unheimliches. Er ging in das Haus, von unbewußtem Grausen erfüllt. Selbst seine warme, erhellte Stube konnte diese Stimmung nicht verwischen. Immer sah er Ulrichs unbewegliche Gestalt am Fenster sitzen, Margarith in sich versunken im matten Lampenlichte, und die Alte mit geschlossenen Augen und gefaltenen Händen im Lehnstuhl. Was wollte nur dieses unerklärliche Gefühl? Es war als ob die Zukunft ihm gespenstig drohe. War er abergläubisch? Nein, — voller Jugend und Lebenskraft meinte er es mit der ganzen Welt aufnehmen zu können, und stellte sich keck vor das Schicksal, das ihm zuwider sein könnte. Wehe wenn ich unglücklich werde, dann ists um mich geschehen! Doch nicht um mich allein! sagte sein trotziges Herz.

So saß er grübelnd bis spät in die Nacht hinein, als seine Blicke plötzlich auf die Mappe fielen, die der Briefbote Abends dorthin zu legen pflegte. Unwillkürlich griff er hinein, ein Brief an seinen Herrn von Dresden, von der Baronin, — das Siegel war ihm nur zu gut bekannt. — Mit geheimer Freude betrachtete er den Brief, wie gern hätte er ihn sogleich weiter befördert, aber es war zu spät, — nun auch morgen früh wird er dem Herrn noch ungelegen genug kommen, war sein Trost.

Aber noch einen Brief fand er in der Mappe mit demselben Siegel und zwar mit seiner Adresse. Wohl kannte er diese feine Frauenhand, oft hatte er diese Schriftzüge geküßt, heute brannten sie wie Feuer in seinen Händen. Nach einiger Ueberwindung erbrach er den Brief und las:

„Wie soll ich nur anfangen? Mein Herz ist so voller Schmerz und doch voller Glück. Soll ich Dir von meinen Thränen sagen oder von meiner Liebe? O Burchart, seit vierzehn Tagen warte ich auf Briefe von Dir. Weißt Du, wie langsam und bange eine Viertelstunde im Harren wird? Und denke Dir so die Stunden, die Tage, die Wochen. Was ist aus Deinen Briefen geworden? Daß Du geschrieben hast, ich zweifle nicht daran, — und oft wenn ich des Abends einsam auf meiner Stube sitze, wenn ich mich satt geweint, dann ists mir, als ob Du bei mir wärst, ich sehe Deine Augen, ich höre Deine Worte und schäme mich meiner Thränen. Ich bin doch so glücklich, diese Kummerzeit wird vorübergehn, es ist der letzte Wermuthstropfen im bitteren Kelche meines Lebens, an Deiner Seite werde ich allen Gram vergessen. Was ists denn: vierzehn Tage keine Briefe? Und sollte auch das Schlimmste geschehen sein, sollten sie in die Hände meiner Tante gerathen sein. — Burchart, sie ist hartherzig, sie liebt mich nicht, äußerlich muß ich die Nichte

der Baronin Juschka repräsentiren, und doch bin ich nichts mehr als ihr Kammermädchen. Wäre ich nur nichts weiter! Da dürfte ich ja bei Dir sein, wäre von dieser Qual befreit. O wie diese Tante mich jetzt oft schlecht behandelt, sie ist fast immer böser Laune, seitdem Herr von Runburg fort ist. Jeden Morgen, wenn der Jakob keinen Brief für sie hatte, war sie außer sich. Vor mir scheut sie sich nicht, sie hält mich für zu dumm. Wie das schmerzt! Aber ich lasse alles, alles über mich ergehen, Deine Liebe ist mein! Wußt ich doch nie, wie Liebe thut, mir hat nie ein liebendes Auge gelächelt. O Burchart, nun habe ich diese Seligkeit kennen gelernt. Meine Seele gehört ewig ihm, seine Seele ist ewig mein! das ist ein Zauberspruch, der alle bösen Geister bannt. — Nun, lieber Burchart, habe ich Dir geschrieben; mein zaghaftes Herz konnte nie den Muth dazu finden, hätte ich es doch eher gethan. — O ich könnte Dir noch so viel schreiben, aber Du weißt es besser, was ich Dir sagen möchte. Denke an die Stunden unseres Beisammenseins: ist denn ein solches Glück möglich in der Welt? — Ja, ja, ich werde wieder bei Dir sein, — Dein Herr ist ja gut, er wird für Dich sorgen, vielleicht bei seinen Freunden, denn wenn meine Tante erst in Runburg ist, ist dort für uns keines Bleibens. Wir wollen ja keinem Menschen sagen, daß ich ihre Nichte bin, — nein, nein, ich will nichts weiter sein als Deine Ida. — Du wirst mir nun gleich schreiben, wie werd ich glücklich über diese Zeilen sein! Die alte Frau Wendt, unsere Waschfrau, will den Brief in Empfang nehmen. Die gute Frau! Ich wagte erst gar nicht es ihr zu sagen, o wie ich verlegen war, wie ich stotterte; aber sie verstand mich gleich und die Sache war abgemacht. Lebe wohl, mein Burchart; wie wird Dich dieser Brief freuen

nach langem Harren! Hätte ich doch die Antwort gleich! Tausend Grüße und tausend Küsse von Deiner ewig treuen

Ida."

Burchart war gutherzig genug, eine entsetzliche Beklommenheit nach dem Lesen dieses Briefes zu fühlen. Das arme Mädchen, wie konnte sie ihn nur so ernsthaft lieben! Es war ja doch Unsinn: sie ein adelig Fräulein, er ein Kammerdiener. Freilich als er sie noch liebte, als er in ihrer Nähe war, in ihr sanftes blaues Auge sah, aus ihrem Munde von der trüben Jugend hörte, von den Jahren der gezwungenen Dienstbarkeit, der sie nicht entgehen konnte, als sie ihm ihr ganzes Herz, ihre Zärtlichkeit schenkte, da dachte er anders, da sah er keine Hindernisse. Wenn er Secretair oder etwas Aehnliches wurde, war es nichts Ungewöhnliches, ein armes adeliges Fräulein zu heirathen. Und war die Baronin nicht selbst Schuld an diesem Liebesverhältniß? Warum mußte Ida stets im Cabriolet mit ihm sitzen, wenn sie selbst mit Ulrich im Wagen fuhr. Hier der schönen Natur gegenüber, in fröhlicher Reisestimmung, entfernt von allen Verhältnissen, die sich im gewöhnlichen Leben geltend machen, fühlten beide nur ihre jugendlichen Herzen in der Brust. Burchart war ja angewiesen, ihr alle die kleinen ritterlichen Dienste zu erweisen, die auf Reisen eine Dame nöthig hat. Was Ulrich der Tante war, suchte er der Nichte zu sein, und so reisten beide Paare, jedes um das andere unbekümmert, monatelang von einer Stadt, von einer schönen Gegend zur andern. Burchart, der Gewohnheit seines Standes folgend und nur das Glück im schnellen Genießen findend, hatte bald alle Form durchbrochen und war ein Herz und eine Seele mit dem Gegenstande seiner Liebe, während dessen das andere Paar einem feinen gekünstelten Verhältniß gegenüber stand. Burchart spottete oft in Gedanken und Wor-

ten über das wunderliche steife Liebespaar, im Jubel des eigenen Liebeslebens pries er sein gesundes Herz glücklich, das den langweiligen Steppen dieses Formenlebens zu entgehen wußte.

Aehnliche Gedanken waren jetzt vorüber. Er bereute seinen Leichtsinn und pries seinen Herrn glücklich. Wie nothwendig erschienen ihm jetzt diese Formen, um leichtbewegliche Herzen in den gehörigen Fesseln zu halten. Jede Neigung, so lange sie noch im Herzen verborgen, ist ein Fantom, ausgesprochen, nimmt es Kraft und Farbe an und steht gebieterisch vor uns. Die sanfte blauäugige Ida stand jetzt wie ein Schreckensbild vor dem Muthlosen, er wußte ihr nicht zu entgehen. Oft schon hatte er sich in ähnlichen Verlegenheiten befunden, aber nie war ihm diese durch die Eigenthümlichkeit des Mädchens so unerträglich geworden. Ida hatte einen großen Hang zum Idealen, sie sah in Burchart eine ideale Erscheinung und hatte großmüthig den Kammerdiener darüber vergessen. Sollte er nun selbst mit eigener Hand die Glorie von seiner Erscheinung nehmen, von dem Throne herunter steigen, auf den ihre Liebe ihn gestellt und auf dem er sich so wohl gefühlt? Dazu konnte er sich nicht entschließen, aber noch viel weniger zu dem Gedanken der Treue. Ida ist an Entsagungen gewöhnt, sie wird auch diesen Schmerz ertragen, wenn er nicht wieder schreibt wird sie ihn vergessen, und die Sache ist vorbei. Ja vorbei, und Margarith, nur Margarith das Licht seines Lebens!

Am andern Morgen eilte Burchart mit dem Brief der Baronin zu seinem Herrn. Ulrich hatte schön geträumt und träumte noch, als Burchart störend vor ihm stand; aber ruhig nahm er den Brief und begann zu lesen, während Bur-

chart das Frühstück ordnete und lauernde Blicke auf den Lesenden richtete.

„Sie sollen gelobt werden, daß Sie gehorsam waren und nicht eher schrieben, als bis ich Ihnen Erlaubniß dazu gab. Zur Belohnung dieser lange Brief. Sie wissen was das sagen will. Ich finde das Schreiben eine abscheuliche Erfindung, und wer etwas von mir wissen will, muß selbst zu mir kommen. So habe ich es bis jetzt gehalten, aber es ist wunderlich, daß man ungewöhnlichen Ansprüchen gegenüber nachzugeben versucht wird, und Sie sind in der That ein anspruchsvoller Mensch. Sehen Sie denn zu, welche Farben Ihnen dieses Chamäleons-Blatt zuwenden wird, es kömmt freilich sehr auf das Schillern Ihrer eigenen Stimmung an, Schillern, sage ich und finde den Ausdruck vortrefflich für Sie.“

„Vor allen Dingen muß ich Ihnen erst zum Gewissen reden. Wie haben Sie es verantworten können, mich hierher zu schicken? O Gott wie langweilig ist dies Sachsen, die Menschen, das Wetter, alles was ich höre und sehe. Das Reiten macht mir kein Vergnügen mehr. Graf Roßlob wird mit jedem Tag unerträglicher. Toms sagte heute, ob er den Schimmeln Motion machen solle; seit vierzehn Tagen fuhr ich nicht, ich mag die langweiligen Berge nicht mehr sehen. Und das Spielen? Feiern Sie Ihren Triumpf, ich habe mir es abgewöhnt, dem Freund oder der Börse zu Gefallen, das weiß ich selbst kaum. Im Theater mag ich mich nicht mehr bewundern lassen. Ida ist in Verzweiflung, daß sie für den Eifer ihrer Nähnadel keine Nahrung hat, und was ist der Grund, daß ich nicht mehr Toilette mache? Ich glaube ich bin hochmüthig geworden und meine in jedem Kleide zu siegen. Wissen Sie was ich den ganzen Tag heut gethan

habe? Ich stand am Fenster, verwunderte mich, wie doch der Regen so unaufhörlich auf die Trottoirs niederfiel und die Menschen mit Regenschirmen und schmutzigen Füßen darüber hinliefen. Die alten grauen Häuser mit ihren verregneten schlaffen Zügen sahen mich so hohläugig an und schienen sich wieder über mein Staunen zu verwundern. Es wurde mir ganz bange, ich lief vom Fenster, drückte mich in die Sofaecke und weinte wie ein Kind. Sie lachen? nun ja was thuts? Sie haben mir ja oft gesagt, daß ich mir viel kindliche Eigenthümlichkeiten bewahrt, bei Gelegenheit kommen sie so zum Vorschein. Und als dieser Sturm vorüber war, wußt ich gar nichts mit mir anzufangen. Es ist ein wunderlicher Zustand, sich in keiner Stimmung zu fühlen. Aufgelegt weder zum Lachen noch zum Weinen, zum Ernst noch zum Scherz, weder zur Unterhaltung noch zur Einsamkeit. — Ich saß da und ärgerte meine Leute mit dieser Migraine, wie ich es nannte. Vier Einladungen habe ich abgeschlagen, das endlich brachte mich in eine erhabene Stimmung. Sie lachen wieder? Jetzt sitz ich hier behaglich in der Sofaecke und wandle im Geiste von Salon zu Salon. Zuerst aber mache ich einige Visiten in den Toilettenzimmern meiner Freundinnen. Himmel, welche Aufregungen, Verlegenheiten, Aerger! endlich ein Blick in den Spiegel und mit Triumfesblicken besteigt man den Wagen. Nun in den Salons. Das ist ein Schwirren, ein Spielen, hier sinnt man auf pikante Fragen, hier auf witzige Antworten. Welche Anspannung, welche Nervenanregung, welche Siegespläne! Und wissen Sie, wer doch der wichtigste Gegenstand der Gesellschaft ist? Die Baronin Juschka! Die hier so behaglich auf dem Sofa ruht, ihren Thee schlürft und ins Fäustchen lacht. — Graf Roßlob ist schon zweimal in meinem Vorzimmer gewesen, er will mich durchaus sprechen, selbst sehen wie ich mich befinde.

Der alte Geck! vielleicht hat er mit seinen Freunden gewettet; ich lasse ihn aber nicht vor. Ida muß mir jedesmal seine Unterhaltung berichten. Er ist im Salon der Fürstin Thaun, man wundert sich dort über mein Außenbleiben, man weiß, daß ich hier bin, und daß mein Unwohlsein ein fingirtes ist. Man macht wunderliche Schlüsse daraus. O wie wenig gehört doch dazu, sich der Menge interessant zu machen, nur etwas kühn und launenhaft, und die Sache ist gemacht.“

„Verzeihen Sie, ich war nach langem Sinnen eingeschlafen, — es ist jetzt kalt im Zimmer, die Lampe brennt düster, mir ist es unheimlich zu Sinne. Soll ich Ihnen weiter schreiben? Nein, das Schreiben ist wirklich ein Unsinn. — Wenn Ihnen beim hellen blauen Himmel und Sonnenschein diese nebelhaften Nachtgedanken in die Hände fallen, Sie würden sie nicht verstehen. Ja könnten sie jetzt wie ein Nachtvogel in Ihr Zimmer flattern, — Sie schauern zusammen, greifen danach, sitzen am Kamin, der röthliche Schein fällt auf die Blätter, und indem Sie lesen, macht die Octobernacht ihr schauerlich Akkompagnement dazu. Der Regen rasselt auf den Schieferdächern des alten Schlosses, die Wetterfahnen pfeifen, der Wind braust im Kamin, und das alte Schloßmütterchen, das Ihnen von alten vergangenen Zeiten erzählte, schweigt und nickt nur gedankenlos und schläfrig mit dem Kopfe. Hu, wie es mich grauset! ich wickele mich fester in meine Pelzjacke, ich denke ich säße dabei. — Und wär es so! Ulrich, ich sehne mich nach Menschen, mir ist es hier so einsam ums Herz. München! Du schönes München! Da habe ich schöne Tage verlebt, ein jeder Morgen versprach einen schönen hellen Tag — alles ist verwehet wie der Schmuck des Sommers.“

— „Graf Roßlob war hier zum dritten Mal. Ich habe ihn angenommen und es ist mir lieb: er ist wahrlich kein Geck, ich habe ihm Unrecht gethan, welch einen innerlichen Ernst verbirgt der Mensch. Ich muß Ihnen unser Gespräch mittheilen, mein Herz ist bewegt, ich muß es erleichtern. Und darf ich wie ein Freund an Ihre Thür klopfen? Es ist mir nun, da Sie fort sind, als wäre es auch nichts weiter als eine Bekanntschaft, ein Kommen und Gehen, wie so viele. Das Leben ist grausam. Soll ich es anklagen? Nein. Es spielt mit mir noch nicht am schlimmsten. — Kennen Sie die junge Gräfin Ringen? Gewiß. Es ist ja die schönste Frau in Dresden. Sie interessirte mich immer mehr als jede andere Frau, weil ihr Schicksal so sehr dem meinigen gleicht, nur daß sie selbst es sich trauriger gestaltet, weil sie gefühlvoller und thörichter ist als ich. Es ist ein entsetzliches Unglück, einen Mann zu haben, den man nicht liebt, ein Unglück, das von der Welt nicht anerkannt wird und darum desto schwerer zu tragen ist. O, so zu fühlen, du bist für das Leben gefesselt! Was hätte eine glückliche Liebe aus mir machen können? Meine besten Anlagen haben sich in Widersprüchen aufgelöst. Bin ich nicht eigentlich todt? eine Jugend habe ich nie gehabt, — und was ist der Mensch ohne Jugend? — Oft ist es mir als hätte ich nur geträumt, und sollte das Leben jetzt erst beginnen. Dieser Gedanke facht ein Feuer der Sehnsucht in mir an, mein Herz schlägt heiß und schnell: — o du schöne Welt! es ist nicht so leicht dich aufzugeben. — Und doch! ich habe Kraft, ich will dem Schicksal nicht erliegen. — Die arme Gräfin Ringen, sie folgte ihren Gefühlen, sie liebte, wurde geliebt, Fürst R. ist jung und wirklich liebenswerth, — was soll ich weiter sagen über diese Geschichte, die bis in die kleinsten Details im Munde der Leute lebt? Sie können Sich den Roman

denken. Aber hören Sie: Als es zum Eclat kam, wurde der Fürst seiner Liebe ungetreu und die Gräfin wahnsinnig. — Ihr Gemahl benimmt sich bei der Sache, wie man es von ihm erwarten kann, er bedauert die arme Frau, und behauptet, daß es schon theilweise Wahnsinn von ihr gewesen sei, sich in den Fürsten zu verlieben. Wenn eine Frau, die in der brillantesten Stellung, ohne jede Veranlassung zur Sorge, auf Händen getragen von einem achtungswerthen Gemahl, sich romantischen unglücklichen Fantomen hingiebt, so ist sie nicht bei Sinnen. — Viele Leute stimmen ihm bei, viele schütteln den Kopf, besonders die Jugend, und auch ich schüttele Kopf und Herz. Nun genug für heute. Ich denke, ich sehe Sie bald hier!

Leonore Juschka."

Ulrich sah noch sinnend auf die Zeilen, nachdem er längst zu lesen geendet. Welch ein Unsinn! und zugleich Abbild der modernen Welt. Gleißender Edelmuth, verdeckte Lüge, seichte Moral und hochtrabende Poesie romantisch durcheinander gewirkt. Er bedeckte seine Augen, — in dieser Welt hatte er auch gelebt, in Lug und Trug und Selbsttäuschung. Was sollte er auf diesen Brief antworten? Gestern wär es ihm nicht so schwer geworden: im Tone der Freundschaft kurz abgefaßt, etwas Ironie, Fröhlichkeit, Unbefangenheit hineingelegt, die Sache war abgemacht. Heute — ging das schon nicht so leicht. Der Engel mit dem flammenden Schwerte stand vor seiner Seele, sie sollte sich nicht von Neuem mit Lug und Trug besudeln. Margariths Erscheinung erfüllte sein Herz, und kann eine heilige Liebe gedeihen, wo Schmarotzerpflanzen wuchern? Nur kühn sie herausgerissen — mit einem Entschluß! Die Erschütterung ist heilsam, und dein Heiligthum gesichert. Aber der Mensch ist feige, zur Ausführung fehlt Kraft und Muth. Lieber eine Wurzel nach der

andern lösen, eine Faser nach der andern, — das thut nicht so weh, ist leichter, macht keine Störung, mag auch am feigen Thun ein Leben verkümmern.

Ulrich schwankte in unklaren Gefühlen, und schrieb dann mit vieler Ueberwindung einen Brief, der in seiner Art ein Meisterstück von Spiel und Wahrheit, aber doch unwürdig war. O gewiß, das muß der letzte sein! war sein Trost. Die Baronin muß sich verletzt fühlen, ihr Stolz wird dies Band zerreißen. — Aber er kannte sie schlecht. Das Verletztfühlen ist Liebenden nur ein neuer Reiz, es ist ein Band, das wieder fester knüpft, und Ulrichs Brief goß Oel ins Feuer.

Der Herbst war verglüht, Blüthen und Blumenpracht dahin, es war nur wenig Laub noch an den Bäumen, die Tage wurden kurz, die Nächte lang und dunkel. Aber Licht und Gluth und Blüthen waren nicht verloren gegangen, in den Herzen und Augen leuchtet heimlich das Feuer, in der Brust blüht es so still und wundersam.

Margarith saß an einem stillen Sonntagsmorgen wieder bei der alten Dorthe, noch eifriger als je der Gesprächigen zuhörend.

Die Sünde der Väter wird heimgesucht an den Kindern, — sagte Dorthe eifernd. Und wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. Wo einmal der Schwamm im Haus sitzt, da gehts seinen ruhigen Gang, wenns auch außen bunt genug getüncht wird. Des Morgens steigen sie mit Aerger aus dem Bette, der Tag bringt ihnen nichts als Mißmuth. Doch wird gesungen und gelacht, und des Abends denken sie wunder was sie gethan haben, daß man ihnen auf dem platten Gesicht den Wurmstich nicht angesehn, und

der Wurm ist unersättlich, der frißt von Geschlecht zu Geschlecht, bis dann alles zusammenbricht.

Die arme gnädige Frau, wie ist sie nur dazwischen gerathen? sagte Margarith. Sie ist so gut und edel, ich verehre sie und ich kann nicht sagen, wie ich sie beklage wegen der Vergangenheit, und wie ich ihr das Glück jetzt gönne.

Welches Glück denn? fragte Dorthe, Margarith von der Seite ansehend.

Solchen Sohn zu haben.

Hm — Hm! murmelte Dorthe, und drehte seufzend den schweren Kessel vom Feuer, so daß Margarith nicht wußte, ob der Seufzer der schweren Arbeit oder Margariths letzten Worten galt. Solchen Sohn? Was wissen wir denn von ihm? Meinst Du, daß Gottesfurcht in seinem Herzen ist? Ich glaub es nicht, und Margarith, Du weißt, wo die fehlt, da nistet die Sünde. Wo ein Haus nicht auf den Fels gebaut ist, da bricht es zusammen. Margarith, dies Haus wird nie auf dem Fels stehen. Du bist nicht abergläubisch, Margarith, ich könnte Dir aber Dinge erzählen! Siehst Du, es ist noch immer eingetroffen, wo ein Fluch ruhet, ist kein Segen, und was der alte Schäfer profezeihet, ist so ruhig seinen Strich gegangen.

Margariths Züge wurden immer feierlicher, sie lauschte mit angehaltenem Athem jedem Wort der Alten.

Ich will Dirs aber nicht erzählen, fuhr diese fort, Du bist noch jung und es liegt Dir noch was an der Welt Glück oder Unglück, da könnts Deinen fröhlichen Sinn bedrücken. Für meine alten Augen ist doch alles grau, und zwanzig Jahre früher oder später deucht mich gleich.

Erzähle! sagte Margarith hastig, meinst Du, daß ich mich fürchte? Und nun, was ists mit Herrn Ulrich?

Du hast ein starkes Herz Margarith, so magst Dus hören. Eines Sommers wohnte gerade gegenüber beim Großknecht des alten Bastians Tochter Gertrude. Der Großknecht war ihr Vetter, und da mußte sie seiner Frau bei der Kinderlast beistehn, auch war überhaupt bei dem alten Bastian nicht gut hausen für das Mädchen, er steckte schon immer in dem rumpelichen Gartenhaus, Du machst gewiß den Weg nicht ohne Grausen, wenn Du ihm die Frühsuppe bringst. Zwischen den alten Tannen und Steingeröll da schreien Eulen und Katzen; wie ich noch eine junge Dirne war, hätte mich keine Gewalt dazu bringen können im Dunkeln durchzugehn, aber Du hast ein muthvolles Herz.

Margarith unterbrach sie ungeduldig: Erzähle weiter, Dorthe. Der alte Bastian, ich kenne ihn schon so lange, aber er hat nie von Kindern gesprochen, die er hätte.

Ja wohl mag er nicht drüber sprechen, der eisenharte Mann. Gnade geht über Gerechtigkeit. Wer im Gesetz lebt, lebt in Angst, und wer in der Liebe lebt, hat Frieden. Bastian ist immer rechtschaffen gewesen, und er verlangt, die ganze Welt soll sein wie er. Er hatte einen Sohn, einen hübschen, flinken Burschen, Bastian hatte ihn gewaltig kurz gehalten, und der Junge war ordentlich, trotz lüderlicher Kameraden. Aber eines Tages packt ihn der Teufel, er bestiehlt den Kornboden, und der gnädige Herr, der grade seine böse Stunde hat, läßt ihn öffentlich auspeitschen. Nun denke Dir den alten Bastian, — anstatt den armen Jungen zu trösten, stößt er ihn von sich, die alte Kathrine hat ihre letzte Unterredung mit angehört, unten am Steinhaufen hinter dem Haus. Erst hat der Sohn gejammert, dann hat er geflucht, und der Alte hat ihm Strafworte und Bibelsprüche nachgerufen.

Der harte Mann! rief Margarith außer sich: ich habe ihn so lieb gehabt wie einen Vater und habe stundenlang an seinem Krankenbett gesessen, jedes Wort das er sagt, meine ich, sagt ein Profet; — nun vergeht mir die Lust an der Pflege.

Siehst Du! fiel Dorthe ein: ein Mensch ist wie der andere. Das Verdammen ist eine leichte Sache, aber der Herr erforschet die Herzen. Die Stunden am Krankenbette werden ihm genützt haben und sind Dir zu gute geschrieben, zähme Dein heißes Blut und höre. Nach dieser Begebenheit war der Alte noch stiller und schroffer, und wenn er so hinter seiner Heerde herzog, haben ihn die Leute oft wunderliches Zeug reden hören. Auch hat er einmal, als der Herr von der Jagd zurückkam, anstatt ihn zu grüßen, wunderliche Figuren in den Sand geschrieben und zum Himmel geschaut, und wie der Herr ihm lustig zuruft: Nun wie gehts, alter verrückter Kerl? hast keine Nachricht von Deinem Diebsgesindel? — da ist er vom Stein, auf dem er gesessen, aufgestanden, die Leute meinen, er wäre so groß geworden und hätte bis in den Himmel geragt, und sein Gesicht ist gewesen wie von Stein und die Augen starr zum Himmel, so die Hände gefaltet, hat er wieder unverständlich gemurmelt.

So ists mit Bastian? Nun versteh ich ihn erst recht, seufzte Margarith. Wenn er über Reue spricht, kann einem die Seele schüttern, und alles das hat er selbst durchgemacht, — und nun blind seit zehn Jahren, — o die einsamen Stunden allein mit seinem Gram, da hat ihn der Herr gefaßt, und sein Herz weich gemacht.

Höre, höre nur, fiel ihr Dorthe eifrig ins Wort. Also Bastian konnte nichts Besseres thun, als sein Zuckerkind, seine Gertrude zum Großknecht geben, der Großknecht und seine

Frau waren kreuzbrave Leute, und die Gertrude konnte bei den guten Leuten ihres Lebens froh werden. Da unten allein im Gartenhaus, wenn der Alte wochenlang mit den Schaafen auf dem Felde hauste, konnte das Mädchen auch nicht sein. Und ich hatte hier ordentlich meine Freude an dem Mädchen, wenn ich auf dem Schloßhof unter den Linden saß so am späten Feierabend, und es war mäuschenstill, und die Fledermäuse blusterten um mich herum, und da unten vom Dorf hörte man das Schreien und Juchen von den Burschen und Mädchen so weit her: da sang die Gertrude drüben am offnen Schiebefensterchen beim Wocken so hübsche Lieder, daß es einem das Herz freute, und ich habe ihr mannigmal zugehört und stand auch wohl ein Weilchen beim Mädchen am Fenster und plauderten zusammen.

Einstens sagte die gnädige Frau zu mir: Dorthe, Du kennst wohl des alten Bastians Gertrude, das stille Mädchen da drüben im Haus, ich sehe sie den ganzen Tag schaffen und mit den Kindern ist sie so gut, die möcht ich wohl in meine Kinderstube haben; ich will für sie sorgen, daß es den Bastian freut. So ungefähr sagte sie. Ich schüttelte den Kopf und schwieg; die gnädige Frau aber fragte hastig, was das heißen solle, und wie ichs so in Andeutungen sagte: das Mädchen wäre zu hübsch für unser Haus, und drüben im kleinen Haus lebts so verborgen wie ein Veilchen im Gras, denn bloß von der gnädigen Frau ihrem Fenster konnte man um den dicken Fliederstrauch in das Stübchen sehen: — nun kurz und gut, da wurde die Gnädige bitterböse. Das Mädchen sei unter ihrem Schutze am besten aufgehoben und sie solle und müsse zu ihr. — Gut. Ich hatte nun mal das Geschäft, die Mädchen zu miethen, und seit Gustels Mutter war kein hübsch Mädchen ins Haus gekommen, ich ging jetzt

zu Gertruden. Es war grade um Mittag in den Hundstagen, das Schiebfensterchen war zu, ich ging hinten auf den Hof zum Haus nein. Ich sehe das Mädchen noch sitzen, am Wocken, aber die Hände im Schooß und die Augen waren ihr vom vielen Schaffen in der Hitze zugefallen. Die langen blonden Flechten hingen bis ans Knie, und vom Schlaf war ihr Gesicht wie Milch und Rosen. Dabei lag ein Kind in der Wiege neben ihr, und eines hatte sich an ihre Knie gelegt. Der Engel! dacht ich, Gott behüts! und sprach den Segen. Wie sollt dir wohl was Böses widerfahren, du bist ja überall in Gottes Schutz. So dacht ich, Margarith! und es graust mich, wenn ich an ihr Schicksal denke. Ja, Margarith, sie sah recht aus wie Du, Dein Haar ist nicht ganz so gelblich, und größer bist Du und hast braune Augen, und trittst keck auf, aber wenn Du so von der Seite sitzest, könnt ich denken, sie wärs.

Als ich ihr nun mein Anliegen sagte, fuhr sie zusammen und bebte und hatte nicht Muth zu dem Dienst. Aber sie ließ sich zureden und die Sache ging gut. Gertrude ward immer manierlicher, wenn sie des Sonntags mit den Kindern und der gnädigen Frau spazieren ging, da freute sich alle Welt drüber. Und nun erst der Bastian! Da hatte die gnädige Frau doch durchgesetzt, was sie wollte, er rechnete ihr ihre Güte gegen sein Kind hoch an, ward immer freundlicher und zugänglicher. Er schnitzte den kleinen Junkern Spazierstöcke und Flitzbogen, dem Fräulein hölzerne Löffel und andere Spieldinger, die Kinder suchten ihn auf dem Feld auf, und brachten ihm manchen Leckerbissen.

So schien alles gut zu gehn, nur ich trug immer Schwansfedern. Die Gertrude kam mir bald ganz anders vor, so düster und unwirrsch, und wenn man sie anredete, fuhr sie zusammen und war freundlich.

Gegen den September wurde der alte Bastian krank, und das Mädchen mußte nun vom Schloß, um den Alten zu pflegen. Das währte wohl acht Wochen, und keiner kümmerte sich weiter um sie, daß sie blaß und traurig war, konnte uns nicht auffallen, die gnädige Frau sagte immer: Wenn wir das arme Mädchen erst wieder hier haben, wollen wir schon wieder für die hübschen rothen Backen sorgen. Ja, aber damit hatt es ein Ende, der Teufel brütet im Dunkeln, kein Mensch weiß wie es zugegangen, und ist auch nie ein Wörtchen drüber verlautet.

Eines Tages, es war im November, der Wind wirbelte von den Dächern auf den Hof, der Regen schlug an die Fenster, und das nasse Laub das säuselte hin und her, ich hatt alle Thüren fest zugemacht, es war wohl Neun vorbei, die Leute schliefen oder nickten in den Ecken, und ich wärmte mich noch am Kohlenfeuer: — da hört ich was von der Treppe poltern, ich ging eilends mit der Lampe hin und begegnete der Gertrude, die bleich und zitternd vor mir stand. Ich kriegt sie beim Arm und hielt ihr die Lampe ins Gesicht, sie stieß mich aber fort und rief: Laß mich, Dorthe! ich muß zum Alten. Damit stürzte sie zum Haus hinaus. Ich dachte, der Alte wäre plötzlich kränker geworden, und setzte mich wieder auf meinen Schemel, aber das Ding kam mir doch kurios vor, ich wollt oben mal hören was dran sei, und machte mich auf den Weg. Als ich an des Herrn Stubenthür vorbei kam, hört ichs drin toben und rasen, — es war nichts Neues, ich blieb aber stehen und hörte was er polterte. Er wetterte und schimpfte auf seine Frau, dazwischen aber kamen Redensarten wie: Was ist denn so viel an solchem Lumpengesindel gelegen? Sünde! und immer Sünde! Ein Mädchen ist wie das andere. — Dazwischen Flüche und gräßliche Redensarten.

Weil ich das nun gehört, befiel mich sichere Ahnung und eine Todesangst, ich stürzte zur gnädigen Frau und fragte nach der Gertrude.

Gertrude ist für mich nicht mehr auf der Welt, sagte diese und konnte vor Zorn kaum reden.

Gotts Erbarmen über das arme Mädchen! rief ich: wir beide haben sie auf unserm Gewissen, sie ist fortgelaufen.

Auf meinen Befehl! antwortete die gnädige Frau, und wehe ihr, wenn sie sich im Schlosse wieder sehen läßt!

Himmel! es ist ein Wetter, daß man keinen Hund ausjagt. Hier ist sie unglücklich geworden, wer weiß durch welche Teufelslist, der arme unschuldige Engel! — Ich weiß nicht was ich noch alles geredet habe, obgleich die gnädige Frau aufgebracht ward und kein Wort hören wollte.

Aber lange hab ich auch nicht gemacht, da stürzt ich mit der Laterne fort, und hab mich doch mit der Nase gegen die Bäume gerannt, das Wetter war als sollte die Welt untergehn. Nicht weit vom Gartenhaus begegnete ich dem alten George, der hatte sich von Echtersberge her verspätet. Ich fragte ihn, ob er die Gertrude nicht gesehen. — Die Gertrude? nein. Aber zwischen dem Schutt und Unrath hinter dem Haus hab ich was gesehen, vor Grausen war ich wie angenagelt: — da gehts um, ich weiß wohl, aber so schlimm ists noch nicht gewesen. Das Wimmern und Aechzen — und da sah ichs schwanken und huschen, als wenn ein armer Sünder die Hände ringt, und da unten an den Ulmen ists verschwunden. — Herr Jesus, die arme Gertrude! jammerte ich. Ich hatts kaum gesagt, da brüllte was an der Seite und heulte wie ein wildes Thier. Der alte Bastian hatte unser Gespräch gehört und stürzte nach den Ulmen, — ich hinterher und so den Bach entlang, da — ein rothes Tuch

hing an dem alten Weidenstumpf, ich leuchtete es mit der Laterne an und erkannts wohl. Wir liefen auf und ab, und immer wieder und wieder, weil sie nicht über das Schütz konnte geschwommen sein. Da kamen Lichter vom Schloß und der Herr und die Frau wars mit vielen Leuten. Das war ein Gewirre und Gefrage wie im Tollhaus. George hatte oben erzählt, daß die Gertrude umgekommen, das hatte der Frau das Gewissen gerührt und dem Herrn auch, die Angst lag auf seinem Gesichte, wie ich es noch nie gesehen. Kaum standen sie bei uns, da zog der Bastian das Mädchen aus dem Wasser, bleich und starr. Ein jeder sah, was es zu bedeuten hatte. Der Bastian sah sie starr an, dann stand er auf wie ein Gespenst und rief mit greulicher Stimme einen Fluch — Margarith, das war kein Fluch, das war eine Profezeihung: — das Haus solle untergehn und das Sündengeschlecht, die Frau solle ihr letztes Kind so vor sich sehen, wie er seine Gertrude, — und noch mehr, — ich hab es kaum deutlich gehört, die Glieder schlotterten an meinem Leibe. Die gnädige Frau wurde wie der Tod, und die Männer mußten sie nach Hause schleppen. Der Herr sagte kein Wort, schlich sich hinter her, — und Bastian nahm sein Kind auf den Arm und trugs in sein Haus. Ich ging mit der Laterne hinter her, ich dacht an den Sommertag, wo ich das unschuldige Ding aus dem Haus geholt, so wohlgemuth wie ein Kind, und wie sie jetzt bleich aussah und der Sturm peitschte die nassen Flechten über sie hin. Drüben auf dem Kirchhof in der Ecke unter den Brennesseln, da wurde sie eingekuhlt.

Mit dem Tag kam das Unglück über unser Haus. Kein Mensch verwunderte sich drüber, denn wer die Profezeihung gehört, glaubt wohl daran. Unser Herr war zu Zeiten ganz toll, kam auch gar nicht mehr aus seiner Stube

— die war wie ein Eulennest, nicht wie ein menschlicher Wohnort. Seinen Bart ließ er sich oft vier Wochen wachsen, hu! dann sah er schaudervoll aus.

Die Frau war bleich und still, und wenn ein Kind krank wurde, konnte sie sich vor Angst nicht lassen, sie mag wohl tausendmal ihr heißes Blut bereut haben, daß sie die Gertrud von sich gestoßen. Die arme Frau, sie hat gewiß schon ihre Schuld mit ihrem Jammer gebüßt. Denn der Jammer kam. Unser ältester junger Herr, ein Junge voll Lust und Leben, der zerrt sich mal mit der kleinen Agnes, da fällt eine große Eisenhacke vom Stacket und dem kleinen Fräulein auf den Kopf. Sie war auf der Stelle todt. Ein Vierteljahr drauf legt sich der älteste Sohn und hat ein Jahr gesiecht, bis er starb. Und kaum war er todt, da wars mit dem Herrn auch auf einmal aus. Die letzten Tage ist er bei gehöriger Besinnung gewesen, hat sein Testament gemacht, und soll christlich gestorben sein, auch sagt man, die Frau hat sich mit ihm gesühnt. Aber der Bastian, der aufs Schloß kommen sollte, der hat nicht gewollt, er konnte seinen Grimm nicht lassen. — Dorthe blickte geheimnißvoll nach oben: — Darum ists da mit dem Herrn auch nicht sicher. Es scheint, als ob der Fluch nur hier im alten Schloß seine Wirkung thut, denn Herr Ulrich kränkelte immer als Kind und wurde von der Stund an gesund, wo er von hier ging. Nun aber — die Zeit ist freilich drüber hingegangen, die gnädige Frau hat sich mit ihrem Gott versöhnt und meint, es ist alles gut; aber der Bastian — merkst Du wohl, daß er anders ist, seitdem der junge Herr hier ist? Er frägt immer so neugierig, wie es ihm geht. Ich sag ein „Gott bewahrt" dabei; aber da zieht sich erst um seinen Mund wie Schadenfreude, und dann wie bange Reue und Furcht.

Margarith sah düster vor sich hin, dann sagte sie bewegt: Darum also mußte ich ihm meine Zöpfe losnesteln, daß er sie mit den Händen streicheln konnte, mußt ihm sagen, daß sie blond sind, und er fühlte meine Hände und meine Stirn, und lächelte so geheimnißvoll.

Weil er meint, er hat die Gertrude wieder, fiel Dorthe ein.

Und darum, fuhr Margarith fort, hat der Alte nicht sterben können. Er sollte eine so große Sünde nicht mit in das Grab nehmen, er sollte seine fluchenden Lippen erst segnen lehren.

Auf dieser Welt nicht! sagte Dorthe feierlich. Er hat einen eisernen Willen, und wenn ich ihn noch so guten Sinnes fand, kamen wir auf den Punkt, da ist er unwirrsch wie früher. O es ist Jammer und Schade! — der arme junge Herr, — wer weiß wies kommt! Der Winter bringt nichts Gutes! setzte sie seufzend hinzu.

Margarith war bei den letzten Worten aufgestanden, ihr Auge flammte, indem sie sprach. Thörin! meinst Du, daß des Bastians Fluch unsern Herrn erreichen kann? Dort oben ist ein Gott, der jedes Haar auf unserm Haupte gezählt, und nur er giebt Fluch oder Segen.

So haben schon viele freigeistige Leute gesprochen, sagte Dorthe warnend, und das Unheil ging doch seinen Weg. Ich mache vor allen solchen Profezeihungen ein Kreuz.

Ja wohl kann man dem Laster ein bös Ende profezeihen. Aber es giebt Buße und Gnade, und wäre unsere Sünde blutroth, so soll sie doch schneeweiß werden. Der alte Herr ist todt und wird seine Sache mit Gott abmachen. Die Frau hat ihr Unrecht reichlich gebüßt. Aber wenn Ba-

ans böser Geist über unsern Herrn einen Fluch herauf beschwört, da schwör ich, daß der Herr Gott den Fluch zum Segen schaffen kann, und Du, Dorthe, anstatt der abergläubischen Reden, bete mit mir.

Margarith hatte die letzten Worte mit so erhobener Stimme gesprochen, daß sie plötzlich wie erschrocken inne hielt.

Himmel! Margarith, Du hast heißes Blut, könntest einem bange machen.

Margarith schwieg verlegen. Sie nahm einen leeren Topf vom Heerd und füllte ihn aus dem Kessel.

Jetzt laß ich Dich nicht gehen, fuhr Dorthe eifrig fort, es könnte Dir wahrlich nichts Guts passiren. Dein Gehirn ist heiß von den Unheilsgeschichten und finstere Nacht ists noch.

Die Sterne leuchten, erwiderte Margarith ruhig, und ich fürchte mich nicht.

Margarith nahm den Topf, winkte Marpessa, ihrem treuen Begleiter bei dem allmorgendlichen Gang, und schritt mit dem Hunde zur Thür hinaus.

Dorthe schüttelte den Kopf und schickte ihr noch allerhand gute Lehren nach.

Seit zehn Jahren, wo der alte Bastian blind und beinahe ganz gelähmt auf seinem Bette lag, hatte Dorthe seine Pflege übernommen. Durchaus wollte der alte eigensinnige Mann das einsam gelegene Haus nicht verlassen und auch niemanden um sich leiden. Nur Dorthens Gegenwart litt er, sie durfte ihn pflegen, und wenn sie es nöthig fand, ihn schelten. Stundenlang saß sie oft vor seinem Bette, mit ihr sprach er von der Vergangenheit, mit ihr beweinte er seine Kinder, aber wenn sie es zuweilen versuchen wollte,

seinen Haß gegen die Familie des Schlosses anzugreifen, wurde er wild und störrig, so daß sie ihn kaum besänftigen und auf andere Gedanken bringen konnte. Und doch gab sie die Hoffnung, ihn anderen Sinnes zu sehen, nicht auf. Bastian war in allen Stücken so gottesfürchtig und gottergeben, er sprach so gut über Recht und Unrecht, hatte die Geheimnisse der Natur, das Walten der göttlichen Allmacht und Weisheit darin beobachtet und sprach wie ein Profet darüber. Er überschaute alle Verhältnisse des Lebens mit klarem Sinne, nur was den einen Punkt betraf, war er blind. Mit seinem klugem Reden wußte er seinem Gewissen zu begegnen: Man darf der Gerechtigkeit des Himmels nicht in den Weg treten, man muß das Laster hassen und den Teufel verabscheuen, — so sagte er, und so waren auch die Entgegnungen auf Dorthens Angriffe. Und Dorthe war selbst zu sehr befangen in gesetzlichen und dunkeln Ansichten von Sünde, Strafe und Fluch, daß sie bald mit ihrer Weisheit dem Alten gegenüber fertig war.

An Margarith hatte sie jetzt, ohne eigentlich die Absicht zu haben, dem Bastian einen kräftigeren Gegner gegenüber gestellt. Margarith war von Kindheit an der Liebling des Alten, ihre Züge erinnerten ihn an seine Gertrude, und später, als seine Blindheit ihn von der Welt geschieden, war es Margarith, die sich kindlich um ihn sorgte und ihn pflegte. Ja, seitdem sie erwachsen und wieder heimisch im Schlosse war, gehörte der Umgang mit dem alten Schäfer so sehr in ihr beschauliches jugendliches Leben hinein, daß ihr wohl kein Tag hinging, ohne ihn gesprochen zu haben. Stundenlang hörte sie seinen Worten zu: was er gedacht kam jetzt in seinem blinden abgeschlossenen Zustande in großartigen, wunderlichen Anschauungen hervor. Der Himmel mit seinen Erscheinungen, die Jahreszeiten, die Erde, die blühende und

die dahinwelkende, stellten sich ihm in eigenthümlichen Bildern dar, die er in kräftigen, deutlichen Formen wiedergeben konnte.

Von seiner Vergangenheit hatte Margarith bis jetzt nicht mehr gehört, als daß er viel Unglück gehabt und früh seine Kinder verloren hatte; aber daß ein so düsterer Schatten auf seinem Leben ruhete, hatte sie nicht gewußt. Sie war jetzt entschlossen, ihn davon zu befreien. Die zarte Pflanze, die im Schutze und Schatten des alten Stammes groß geworden, fühlte sich plötzlich ihm überwachsen und wollte ihn aus dem Boden reißen, wohinein er seit so langen Jahren gewurzelt war.

Dorthens Erzählung hatte Margarith im hohen Grade aufgeregt. Mit abenteuerlichen Gedanken erfüllt, trat sie ihren Frühweg zu Bastian an. Es war noch dunkel, die Sterne blitzten am Himmel und ein leichter Reif lag über der Erde. Margarith hatte zwar zu Dorthen gesagt, sie fürchte sich nicht, aber es rieselte doch ein leichtes Grausen durch ihre Glieder, sie wagte sich nicht umzusehen, und fürchtete sich vor dem Rascheln im Laube, das ihre eigenen Schritte verursachten. Jetzt war es als ob sie sich leise rufen höre. Sie stand still und wandte sich zum Schlosse. Noch einmal hörte sie einen undeutlichen Ton und auch Marpessa horchte. Sie mußte sich Gewalt anthun, um nicht der Furcht zu unterliegen. Das alte Schloß lag so dunkel und unheimlich vor ihr. Dorthens Spukgeschichten schwebten darum. Hier am Fenster des seligen Herrn, wo das bleiche Sternenlicht am Glase schimmerte, glaubte sie eine Gestalt zu erkennen, — sie trat einen Schritt zurück, — der lichte Schein war verschwunden. Marpessa! rief sie jetzt mit fester Stimme. Der Hund, der schon zum Schloß zurückgelaufen, sprang fröh-

lich wieder zu ihr, und beide eilten mit raschen Schritten dem kleinen Häuschen zu. Bastian ließ sie ein.

Guten Morgen, Bastian.

Guten Morgen, Margarith. Kommst ja so früh heut.

Früh? ich meinte Du hättest schon gewartet, ich habe mich bei der Dorthe verschwatzt.

Die Dorthe schwatzt gern.

Und ich höre sie gern.

So gar spät kanns aber nicht sein, kein Menschenfuß ist vorübergegangen.

Es ist Sonntag, Bastian.

Sonntag? Ja so. — Wann wird doch mein Sonntag kommen? seufzte Bastian, wann will doch unser Herr Gott endlich Feierabend machen!

Ich habe diese Nacht von Dir geträumt, Bastian, es graust mir noch. Den Traum habe ich Dorthen erzählt, und die hat mir dann so schreckliche Dinge mitgetheilt, daß ich beinah den Weg her nicht allein machen konnte.

Träume sind Schäume, erwiderte Bastian dumpf.

Glaubst Du nicht daran?

Nein.

Du sprichst das Nein mit bösem Gewissen, Bastian, denn Du glaubst daran. Und warum auch nicht? Der Uebergang von unserm wirklichen Denken und Leben zu unseren Träumen, dann wieder vom Träumen zur Wahrheit ist schattenhaft. Was ist denn Traum, was Leben, was unser Wissen und unser Träumen? Am Ende wandeln die Menschen fast immer in Träumen, und die Erde und der Himmel träumen mit. Ich komme mir selbst so unbekannt vor, und möchte andere fragen, wie es mit mir steht.

Du hast Recht. Wenn dieses Traumleben nur nicht gar zu bange auf dem Herzen liegt.

Ja ich möchte Dir wünschen, daß Du es abschütteln könntest. Dein Weg war ein dunkeler.

Bastian seufzte.

Und Bastian! fuhr Margarith fort, ich meine, Du hast Dirs noch dunkeler gemacht. — Die sich hoch dünken, müssen fallen, und die sich weise dünken, werden zu Thoren. — Wer sich absondert, der suchet was ihn gelüstet: die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Sanftmuth, nicht aber Schelten, Richten und Verwerfen. Denn der Herr war dort nicht im starken Winde, noch im Erdbeben; sondern im stillen sanften Sausen. Ich meine, daß nur der Liebe lichter Schein dies Leben helle machen kann, — und wer nicht in der Liebe wandelt, der wandelt im Dunkeln, ob er noch so weise und rechtschaffen ist.

Margarith, Du predigst gut, sagte Bastian seufzend, aber mühe Dich nicht, der Alte hat mit dieser Welt nichts mehr zu thun.

Bastian, sagte Margarith mit sanfter Stimme und ergriff seine Hand: gerade weil Du mit dieser Welt nichts mehr zu thun hast, darum rede ich so. Du weißt, daß ich Dich lieb habe, und ich kann Dich nicht leiden sehen: so darfst Du, was ich in Liebe zu Dir thue, nicht von Dir weisen. Du wirst mir doch was zu Liebe thun können, Dein Herz wird doch das Lieben nicht ganz verlernt haben?

Margarith hörte ein Geräusch am Fenster, sie sah hin, aber es schienen ihr nur die dürren Aeste des Fliederbaums, die der erwachende Morgenwind hin und her bewegte.

Bastian schwieg und Margarith fuhr fort: Höre meinen Traum. Du warest gestorben und ich saß traurig außen am Hügel. Da mit einem Mal sah ich Dich gen Himmel schweben, Du schautest so froh auf mich, und ich tröstete mich und winkte Dir ein Lebewohl zu, als ich Dich plötzlich bange nach dem Schlosse schauen sah. Ich folgte Deinen Blicken und sah etwas Schwarzes, wie ein Paar große Flügel darüber schweben, die wurden immer größer und drückten immer schwerer nieder. Da hört ich auch Jammer und Schreien. Die gnädige Frau stand händeringend vor dem Schloß, das schon halb in den schwarzen Schatten gehüllt stand, nur eine weiße Hand aus den Fenstern unseres jungen gnädigen Herrn schien die finstere Last zurückzuhalten. Du starrtest hin, immer bleicher und angstvoller, strebtest zum Himmel, konntest Dich aber nicht erheben und wurdest endlich in das dunkele Unheil mit hineingezogen, und das ward immer größer und größer und hüllte endlich mich, das Schloß, und Erd und Himmel ein. Da erwacht ich und konnte nicht wieder einschlafen. Ich ging zur alten Dorthe, die am Feuerheerd saß, und Dorthe hat mir heut Dein ganzes Schicksal erzählt und mir den Traum gedeutet.

Schweig, Margarith, das sind vergangene Dinge, die ich nicht antasten mag.

Wenn Deine Sache vor Gott gerecht ist, so magst Du sie antasten.

Margarith! rief Bastian heftig, wenn Du mein Unglück kennst, wie magst Du so reden.

Dein Unglück war Dir von Gott aufgelegt, Du durftest nicht dagegen murren, und er würde Dich getröstet haben.

Mein Unglück war nicht von Gott, nur von Menschen.

Die Menschen hat er zu Werkzeugen in seiner Hand gemacht, und wenn Du den Werkzeugen des Meisters fluchst, fluchst Du seiner Weisheit. O so ein Fluch — was der unheimlich ist und schwer auf der armen Seele lasten mag. Ich glaube nicht daran, aber schon der Gedanke ist gräßlich. Aber Bastian, das erlebe ich nicht. Wenn der Fluch in Erfüllung geht, dann trifft er mich mit. Ja gewiß, gewiß, er trifft mich mit.

Margarith, was ist Dir? ich habe Dich noch nie so gehört. Was ich erlebt habe, ist nicht zu verwischen. Die dunkelen Mächte lassen sich nicht durch Worte bannen, sie schreiten ruhig weiter.

Glaubst Du denn wirklich an den Fluch? fragte Margarith bewegt.

Glauben oder nicht glauben, — ich kümmere mich nicht darum. Was da kommen muß, das kommt, es ist nicht mein Verdienst, noch meine Schuld.

Wir wollen sehen, ob Gottes Macht oder des Teufels Macht siegen soll, ob mein Gott oder Dein Gott stärker ist, ob mein Segen Deinen Fluch lösen kann, sagte Margarith ruhig. Aber wehe Dir! es wird in keinem Fall Dir wohl dabei sein.

War dem Jeremias wohl, als er seine Klagelieder sang und sein Volk verwerfen mußte? — Wer kann solchen Gewalten Zwang anlegen? Was die Bösen verbrochen, mögen sie büßen.

Der alte Herr ist aus unserem Bereich, er wird dort empfangen was Gott gefällt. Aber unsere Frau ist gut, — o wie ich sie liebe — ich möchte ihr mein Leben, mein Glück zu Füßen legen. Seitdem ich ihr Unglücksleben kenne, ist sie mir eine Heilige. Meinst Du, daß ich Deinen Fluch für

sie fürchte? Nein, gar nicht! Es ist mir nur um Deinetwillen, — Du hast mir so warm von der Sünde und der Versöhnung gesprochen, so schön von Reue und von Frieden, sollte das alles aus einem todten Herzen gekommen sein? Nein, ich mag es nicht glauben von Dir, ich habe Dich zu lieb. Du mußt Deine Sünde von Dir werfen, Du mußt Deine abscheulichen Worte zurücknehmen, mußt sie segnen, die Frau und den Sohn. — Mir ist, seitdem ich das weiß, so unheimlich zu Muthe, und über meiner Freude und Liebe zu Dir hängt der schwarze Fittig meines Traums. Banne ihn, daß ich wieder getrost bei Dir sitzen kann, denn, Bastian — setzte sie mit leiser Stimme hinzu, — ich kann nicht von Dir lassen.

Bastian schwieg. Seine Züge waren ernst und streng, er schien unbeweglich.

Ich habe genug geredet, sagte Margarith: thue was Du willst. — Höre die Glocken läuten jetzt vom Dorfe herüber. Sie grüßen den Sonntag, der geht nun ein in die Häuser und Herzen der Menschen, Du wirst nicht allein sein, wenn ich Dich auch verlasse. Der Morgen dämmert, — adieu Bastian.

Bastian drückte die ihm dargereichte Hand und hielt sie einen Augenblick fest, das einzige Zeichen seiner inneren Theilnahme an Margariths Worten.

Indem Margarith das Haus verließ, verbarg sich ein junger Mann hinter den Tannen und nach einigen Minuten trat er zu Bastian ein.

Als Bastian jemandes Kommen vernahm und sich dann mit fremder, sanfter Stimme begrüßen hörte, wandte er sich verwundert nach der Thür.

Verzeiht wenn ich Euch störe, nahm der Eintretende jetzt das Wort.

Ihr stört mich nicht, erwiderte Bastian. Aber wer seid Ihr denn?

Ich gehöre zu den Leuten vom Schloß, sagte der junge Mann mit etwas unsicherer Stimme; ich hatte schon längst das Verlangen, Euch aufzusuchen, und konnte nicht dazu kommen.

Er war bei diesen Worten dem Lager des Alten näher getreten, dieser reichte ihm die Hand und zog ihn zu sich. — Da ich Euch nicht sehen kann, muß ich Euch fühlen, um zu wissen wie Ihr ausseht, es verkehrt sich dann um Vieles leichter. — Er strich bei diesen Worten dem jungen Mann über den Kopf und an den Wangen nieder. — Ich habe mich nicht geirrt, sagte er dann mit einem klugen Lächeln, Ihr seid es, es freut mich, daß Ihr gekommen seid, ich trug schon Verlangen nach Eurer Bekanntschaft.

Ihr kennt mich? fragte der junge Mann etwas verwundert.

Ich habe schon viel von Euch gehört, erwiderte der Alte. Ihr seid ein braver Bursche und die übrigen Dienstleute im Schlosse haben Euch gern.

Ulrich, denn er war es, der vor dem Alten stand, athmete wieder leichter, als er merkte, daß dieser sich irrte. Er ließ ihn dabei, weil er nicht gekannt sein wollte.

Und wißt Ihr, daß Ihr mich näher angeht, als Ihr denkt? fuhr Bastian fort. Ich glaube, ihr jungen Leute sprecht über so was nicht gern, aber wir Alten nehmens nicht genau, wir wissen wie das Ding kommt, und wenn Du roth wirst, seh ichs nicht. Hör also: Du hast Dich gern mit der Margarith, — Ulrichs Hand, die der Alte noch festhielt, zuckte zusammen. — Nun, nun, lächelte Bastian, als er des jungen Mannes Schrecken bemerkte, Du hasts

Dich nicht zu schämen, und ich wollte mich wundern, wenns nicht so wär. Die Leute reden schon davon, manche sagen wohl, die Margarith wolle höher hinaus als zum Kammerdiener, aber sie kennen das Mädchen nicht. Hoch oder niedrig, es ist ihr gleich, sie weiß was sie gilt. Und ich bins zufrieden, wenn sie nur erst einen braven Mann hat, dann ist mein Gebet erfüllt. — Aber sage, mein Sohn, fürchtest Du Dich nicht vor einem schönen Weibe? fragte er jetzt ernst.

Wenn sie gut dabei ist, nein, — erwiderte Ulrich nicht ohne Verlegenheit.

Gut kann sie dabei sein und Dich doch unglücklich machen. Mit einem schönen Weibe fing mein Unheil an, und dort oben im Schlosse, fügte er geheimnißvoll hinzu, da ists noch keinem schönen Frauenzimmer wohl gewesen.

Die Zeiten haben sich geändert, sagte Ulrich.

Meinst Du? Sollte Dein Herr nicht so leichtsinnigen, frechen Sinnes sein, und Margarith sicher vor Liebesblicken bleiben?

Ulrich mußte sich zusammen nehmen, um nicht die Fassung zu verlieren. — Er wird nichts Unedles thun, und darum hoffe ich das Beste.

Ist er wirklich gut? fragte Bastian neugierig.

Er hat wenigstens den besten Willen, und wird immer fester werden. Bis jetzt hat er so hingelebt wie viele junge Leute.

Ho ho, dann ists was Rechts an ihm, dann, Burchart, verlaß Dich nicht auf seinen Edelmuth. Er kann mit den edelsten Absichten Deine Margarith kirren. Das ist die verwünschte Liebe, von der die Jugend denkt, sie schließt ein Himmelreich ein; das Himmelreich kann sich bald zum Teufelsreich verwandeln. Ich weiß nicht, immer fürcht ich für

das Mädchen. Ist es Ahnung oder ists nur mein Nachteulengeist? Und sie ist mir an das Herz gewachsen. Das glaub mir. Wenn ihr sollte was Schlimmes passiren, da werd ich wild. Höre Du, paſſ auf, Du scheinst zu gut und arglos. Wie ich sage, mit den edelsten Absichten kann er das Mädchen kirren, die böse Lust macht sich selbst was weiß, o sie ist so heilig, so lange ihr nichts in den Weg tritt, und kommt das gemeine Leben dazwischen, da wird sie gemein und geht mit dem besten Willen durch. Hast Du noch nichts gemerkt?

Wie es mit seinem Herzen steht, weiß ich nicht; sonst hat er kaum mit ihr geredet.

Nun so will ich Dir nicht bange machen. Nur vorsichtig sollst Du sein! Denn Du mußt wissen, ein Mädchenherz ist wunderlich, sie mag Dich jetzt recht gern haben, so recht mit ihrer Festigkeit; aber ein Liebesverhältniß mit dem vornehmen Herrn könnte sie doch reizen.

Meinst Du, daß sie auf seinen Stand was giebt?

Sie wirds nicht wollen, erwiderte Bastian, aber das Herz hat seine verborgenen Schliche! Daß Du hübscher und liebenswürdiger bist, sagt das ganze Dorf, deswegen hättest Du nichts zu fürchten. Aber siehst Du, die vornehmen Leute haben eine andere Art, sich an ein Mädchen zu machen, wie wir geringen. Das geht wie mit des Teufels List. Wir gehen gerad heraus, sie können ihr Herz verstellen und nehmen krumme Wege, und das sollen verliebte Mädchen viel lieber mögen. Ja ja, der Leichtsinn ist überall groß, schloß Bastian traurig.

Und doch ists eigentlich nicht schwer, auch ernst zu sein, sagte Ulrich mit trüber Stimme.

Mein Sohn, Du gefällst mir, Du scheinst ernst genug.

Nicht gar sehr. Ich bin nur betrübt.

Wegen der Margarith?

Es könnte wohl sein.

Fürchte Dich nicht, nahm jetzt der Alte feierlich das Wort. Da oben das Haus geht seinem Schicksal entgegen, — auf alten Trümmern wird Dein Glück erblühen.

Ich weiß alles, erwiderte Ulrich. Verzeiht mir, ich habe vorhin Eure Unterhaltung mit Margarith gehört, — das liegt mir im Sinne, und dabei ist es, als ob ich für sie fürchten müßte.

Beide schwiegen eine Zeit lang, aber den Zügen des Alten sah man die innere Bewegung an. Der eben von Ulrich ausgesprochene Gedanke hatte sich ihm auch genaht, und wurde mit Gewalt von ihm zurückgedrängt. Margariths Traum, war er nicht auch dasselbe? — und noch nie hatte er das Mädchen so in trüber Ahnung befangen, so unheimlich bewegt gesehen. Daß in ihr etwas Ungewöhnliches vorging, schien ihm gewiß, und es ergriff ihn eine entsetzliche Angst.

Höre, mein Sohn, es giebt nur ein Mittel. Bete, daß Dein Herr dort oben sich zum allerhöchsten Herrn wendet, ja dann will ich gern meine Profezeihung dran geben, um Margariths willen und meines Friedens willen. Komme oft zu mir, Burchart, und sage mir, wie es da steht, fügte Bastian dringend hinzu, aber sprich nicht davon, nimm den Weg hinter der Hecke und komme hinten herein, — um diese Zeit bin ich immer allein.

Ulrich versprach das. — Und wehe dem Herrn Ulrich, wenn etwas Schlimmes geschieht! fuhr Bastian fort. Nein es kann ja nicht, Margarith wird glücklich, seitdem Du hier bei mir sitzest, fühle ich das genau, und mein Gefühl ist scharfsehend. — Ich fühle Dir an, daß Du gut bist, es

wallt so sanft in meinen Fingerspitzen, wenn ich Dich berühre, und das geht bis zum Herzen. Mit der Margarith ists ebenso, — ja es giebt geheime Mächte! Macht was ihr wollt, diese Mächte müssen euch zusammen führen. Ich fühle das so deutlich, daß ichs profezeihen kann. Oder sollte das Unheil, das daneben steht, euch doch von einander bringen? O was bin ich alter Mann doch abergläubisch, was ist mein Glaube so schwach. — Mach schnell, Burchart, bitte den Herrn, daß er Dich nach Braunhof versetzt, ich glaube, ich könnte ihn selbst darum bitten, nimm schnell die Margarith mit.

Weißt Du, ob Margarith einwilligen wird? fragte Ulrich gespannt.

Sie wird, jetzt gewiß, ich weiß es, daß sie Dich mag, — aber ich habe eine geheime Angst, darum fort von hier, so bald als möglich, Dein Glück ist gemacht.

Das weiß Gott! seufzte Ulrich.

Ja Du hast Recht, Gott weiß es, auf ihn wollen wir uns verlassen. Burchart, wie Deine Nähe mein Herz rührt. O ich bin hart, sehr hart gewesen, um Deinet- und Margariths willen könnt ich weich werden. Komm mein Sohn, laß Dich segnen, ich will den Herrn bitten, daß er mit Dir ist.

Ulrich trat zurück und sagte: Nein Bastian, Du kennst mich noch nicht, und weißt nicht, ob ich Deinen Segen verdiene. Ich will mich darum bemühen, und es wird eine Zeit kommen, wo ich ihn fordern werde.

Er verließ jetzt den Alten und trat den Rückweg an. Die Sonne stieg eben über die fernen, blauen Berge und schien hell auf Nebel und Reif, ein frischer Morgenwind wehte um Ulrichs Wangen, alles war licht und klar, und

der unheimliche Eindruck, den der Alte auf ihn gemacht hatte, verwehte jetzt wie der Nebel vor der Sonne. Die Nacht ist keines Menschen Freund! dachte Ulrich, sah dem hellen Sonntagsmorgen noch einmal tief in die Augen, und schritt rüstig auf einem Unwege in den Park, um von da noch weitere Wanderungen zu beginnen.

In der Nähe des Schlosses angekommen, sah er durch das gelichtete Laubwerk Margariths liebliche Erscheinung. Sie stand in sonntäglichen Kleidern und mit frischem Angesicht in der Hausthür. Mit heller Stimme sang sie und sprach zu einer Schaar Tauben, der sie Futter hinwarf. Ulrich stand einige Augenblicke still, er mußte es sich erst bewußt werden, daß es dieselbe Margarith sei, die er in der düstern Stube des Alten, von bösen Träumen und Ahnungen erfüllt, so ernsthaft reden hörte. Margarith hatte ihn jetzt erblickt, sie verstummte, und er vergaß den Gruß im Weitergehen.

Als Burchart diesen Morgen seinem Herrn zur gewöhnlichen Zeit das Frühstück bringen wollte, war er erstaunt, diesen nicht mehr zu finden. Er ging nach der kleinen Wendeltreppe, die von diesem Flügel des Schlosses in den Garten führte, und fand sie offen. Böser Argwohn stieg in ihm auf, denn seit dem Abend, wo zuerst die Eifersucht in ihm erweckt wurde, hatte sie ihn nicht wieder verlassen. Er ging die Treppe hinunter, verfolgte den Weg, der um das Schloß herum führt, und erkannte jetzt wirklich trotz der Dämmerung seinen Herrn einige hundert Schritte vor sich in der Lindenallee, die nach des alten Bastians Hause und weiter nach dem Dorfe führt. Ihn weiter zu verfolgen wagte er nicht, auch lag es ihm jetzt hauptsächlich daran zu wissen, wo Mar-

garith war. Er lauschte an ihrer Thür, alles war still, er ging in die Küche — oft hatte er sie schon früh bei der alten Dorthe getroffen, aber auch hier fand er sie nicht, und Dorthe war so ernst und wartkarg, daß er keine bestimmte Antwort von ihr erhalten konnte. In seiner Unruhe ging er wieder in seines Herrn Zimmer, um den Weg übersehen zu können, den dieser genommen. Nach einigen Minuten sah er ganz unten in der Allee eine sich nähernde Gestalt. Mit großer Spannung ruhte sein Auge darauf, und je näher sie kam, je mehr wurde seine Ahnung zur Gewißheit: es war Margarith, die mit schnellen Schritten dem Schlosse zueilte und bald in der Thüre verschwand.

Burchart glich jetzt einem Rasenden, er lief im Zimmer hin und her, ging die Treppe halb hinab, dann in sein Zimmer, nach Augenblicken stand er vor Frau Bendlers Thür, er wußte nicht was er beginnen sollte. Margarith heimliche Zusammenkünfte mit seinem Herrn! er hätte es der ganzen Welt zuschreien mögen, und die ganze Welt erwürgen. Er lauschte an der Bendler Thür, er machte sie leise auf, und hatte kaum gesehen, wie Margarith neben der Tante stand und diese dem Mädchen zärtlich über die Stirne strich, als er schnell die Thür zudrückte und nach seinem Zimmer stürzte. Es war ihm jetzt klar: die Alte wußte von der Sache, sie war die Kupplerin, und sein Feuerrufen bei ihr würde ihm mehr geschadet als genützt haben. Er nahm die Feder in die Hand, an Frau von Runburg zu schreiben, — sie mußte alles wissen und alles zerstören. Hastig und mit kurzen Worten meldete er ihr das Verhältniß ihres Sohnes zu Margarith, und eilte den Brief zu befördern. Indem er schnell auf Umwegen zwischen Hecken und Mauern dem Hause zueilte, worin sein Bote wohnte, hörte er, über den Fuhr-

weg schreitend, seinen Namen rufen. Er stand still, blickte nach der Seite, von wo er die Stimme gehört, und sah eine Frauengestalt sich von der Erde erheben und auf ihn zuwanken. Wer beschreibt sein Erstaunen, als er Ida, die bleiche, abgezehrte Ida vor sich sah?

Fräulein! — rief er in einem Ton, worin sich Unwille und Erstaunen mischten.

Ida nahm zitternd seine Hand und sah ihn mit schwimmenden Augen an. Er hätte kein Herz haben müssen, wenn ihn dieser Anblick ungerührt lassen konnte. Seine Züge nahmen einen mildern Ausdruck an, er reichte dem armen Mädchen den Arm, das sich ohne diese Hilfe nicht auf den Füßen erhalten konnte.

Burchart, sagte sie mit leiser Stimme, ich komme zu Dir, weil ich von der ganzen Welt verlassen bin.

Wo ist die Baronin? fragte er hastig.

In Dresden. Sie weiß alles, sie hat meine Briefe erbrochen — o was ich gelitten habe! Burchart, ich konnte es nicht mehr ertragen; da war es mir, als müßt ich zu Dir meine Zuflucht nehmen. Die Post hat mich zwei Stunden von hier abgesetzt, ich wußte nicht, daß es noch so weit sei, und konnte kaum noch gehen. Und nun ich hier bin, ists mir so bange, als hätt ich eine Thorheit begangen.

Eine unerhörte Thorheit! fuhr Burchart, der bis jetzt in stummem Entsetzen ihre Worte angehört, heraus. Er wäre in diesem Tone weiter fortgefahren, aber Idas Zustand machte es ihm unmöglich.

So lange ihr romantisches Gemüth auf Glück und Liebe hoffen durfte, konnten Gram und Angst und Kälte ihre Kräfte nicht ganz aufreiben, Burcharts Betragen jetzt gab ihr den Rest, sie fühlte ihr Herz brechen und sank matt und regungslos in seine Arme.

Burchart merkte jetzt, daß er die Sache auf diese Weise noch schlimmer mache, und begann mit milderem Ton zu ihr zu reden.

Ida hatte nur Thränen zur Antwort. Burchart wußte keinen andern Rath, als sie nach dem Schloß zu führen. Da sollte sie ungesehen von seinem Herrn für seine Pflegeschwester gelten, die ihn zu besuchen gekommen, die die Entfernung von der Poststraße bis hierher nicht kennend, sich über ihre Kräfte angestrengt, und die Gastfreundschrft der Frau Bendler für einige Tage in Anspruch nehmen müsse.

Ida fühlte die Nothwendigkeit dieser Lüge. Auch war sie durch Burcharts Empfang so sehr in ihrer sentimentalen Welt erschüttert, daß sie in Scham und Reue über ihre Un besonnenheit nur noch zaghafter und unbeholfener als je, sich in Burcharts Anordnungen willig fügte.

Sie erreichten ungesehen das Schloß. Er führte sie in seine Stube und eilte dann zu Frau Bendler, um ihr sein Mährchen vorzutragen. Seine Absicht erreichte er vollständig. Die gute Frau war von Theilnahme und Mitleiden mit dem armen Mädchen bewegt, sie ließ sogleich ein Zimmer erwärmen und sorgte für jede mögliche Bequemlichkeit.

Margarith war indessen in der Kirche, und Burchart benutzte die halbe Stunde des Alleinseins mit Ida, um ihr die Vorschriften ihres Betragens gehörig einzuprägen; denn er fürchtete nicht ohne Grund, daß Idas weiche Natur sich an Margarith bald anschließen und sie zur völligen Vertrauten machen würde. Ida versprach das tiefste Stillschweigen über ihre Verhältnisse, obgleich sie Burcharts große Unruhe und Vorsorge nicht recht begreifen konnte.

Bei Margariths Erscheinen aber fuhr sie erschrocken zusammen. Sie sah auf Burchart und eine Ahnung ihr es

Unglücks ging durch ihre Seele. Burchart errieth ihre Gedanken, und wenn Margarith nicht so unbefangen und herzlich dem kranken Mädchen entgegen gekommen wäre, hätte er kaum seine Verlegenheit verbergen können.

Margarith bedauerte die arme Ida, daß sie den weiten Weg zu Fuß und zu so unpassender Tageszeit hätte machen müssen. Ich war auch schon vor Tagesanbruch außen, es war sehr kalt.

Burchart sah sie mit großen Augen an, diese Unbefangenheit verwunderte ihn. So früh schon? fragte er, um doch etwas zu sagen.

Ich habe so meine frühen Gänge, lachte Margarith freundlich, oft freilich nimmt sie mir die alte Dorthe ab.

Ach, Bastian? stotterte Burchart.

Unser Pflegekind, fügte Margarith hinzu.

Burchart mußte wohl oder übel seinen Argwohn bezweifeln, und wenn durch Idas Dazwischenkommen der Brief an Frau von Runburg schon in den Hintergrund getreten war, so legte er ihn für jetzt ganz bei Seite. Desto lebhafter aber beschäftigte ihn das Verhältniß zu Ida, welches zu lösen jetzt seine ganze Geistesthätigkeit in Anspruch nahm.

List war der einzige Weg, um das Mädchen wieder los zu werden, und fort mußte sie unter jeder Bedingung. Wenn sein Gewissen ihm diesen Entschluß erschweren wollte, so hatte er doch manche Gründe dem entgegen zu setzen. Ida hatte sich aufgedrungen, hatte Ehre und Schicklichkeit verletzt, sie verdient keine große Zartheit und Rücksicht. Die Zeiten hatten sich geändert. Einst imponirte ihm der Unterschied des Standes. Wenn er im Vorzimmer harrend, sie in feinster Toilette in vornehmen Umgebungen sich bewegen sah, schlug sein Herz vor seliger Freude, daß diese feine

Hand liebend für ihn sorge, und diese Augen, dieser Mund süßer ihm lächelten. Ja wenn er diese Hand ganz heimlich küssen durfte, oder ihm gar ein Zettelchen zu Theil wurde, war er der glücklichste Mensch. Dieser Reiz mußte sich von selbst verlieren, sobald Ida ihm ihr Herz ganz und gar gegeben und sich ihm gleich gestellt. Das Herz dem Herzen gegenüber, ist jeder Standesunterschied nicht mehr vorhanden. Ida war für ihn jetzt ein gewöhnliches Mädchen, das sich ihm aufgedrungen und ihm lästig wurde. Sein einziges Streben war, sie sobald als möglich zur Tante zurückzubringen. Die Baronin zur Annahme zu bewegen war freilich keine leichte Sache. Der einzige Weg schien ihm, ihr Verhältniß zu seinem Herrn und ihre Thorheit zu benutzen. Seine erste Arbeit, als er Ida in Sicherheit hatte, war, ihr zu schreiben, und mit wenig Mühe hatte er einen passenden Brief abgefaßt.

„Hochverehrte Frau,
Gnädigste Frau Baronin!

Wie soll ich Worte finden, mich Ihnen zu nahen? Nur das Bewußtsein Ihrer Großmuth, Ihrer unendlichen Herzensgüte, geben mir den Muth dazu. Gewiß, Sie werden es versuchen, Sich in meine Lage zu denken und dann Gnade für Gerechtigkeit ergehen lassen.“

„Ich war so wahnsinnig, mich in Ihre Fräulein Nichte zu verlieben. — Gnädigste Frau, Sie übersehen nicht einseitig die Verhältnisse des Lebens, Sie werden zugeben, daß das Herz junger Leute sich verirren kann, ohne daß sie darum unverzeihlich strafbar wären, und verzeihen Sie, daß ich sogar in meiner verliebten Thorheit es wagte, Sie anzuklagen, weil Sie mir so oft Gelegenheit gaben, mit Fräulein Ida allein zu sein. — Aber so ganz verloren bin ich doch nicht,

daß ich nicht bald zum Bewußtsein meiner Schuld gekommen wäre. Kaum war ich aus der Nähe des Fräuleins, kaum wurden meine verblendeten Sinne etwas frei, als ich meine Schuld erkannte und tief bereute. Nie habe ich auf des Fräuleins Briefe geantwortet, ich glaubte so das Verhältniß am leichtesten abgebrochen — da, o gnädige Frau, denken Sie sich meine Verzweiflung! — da kömmt das Fräulein krank, aufgeregt, ja in einer wunderlichen Ekstase hier bei mir an. Ich sage in einer Ekstase, denn nur in einem krankhaften Seelenzustande konnte sie einen solchen Entschluß fassen. Zum Glück konnte ich sie ungesehen in das Schloß bringen, sie gilt für meine Pflegeschwester, und ich hoffe, wenn auch mit Zittern und Zagen, daß ein Eclat vermieden wird."

„Gnädige Frau! ich werfe mich Ihnen zu Füßen, haben Sie Mitleid mit mir, helfen Sie mir, die Sache zu redressiren."

„Mein Herr darf es nicht erfahren, er würde wüthend sein, daß ich, sein Kammerdiener, es wagte, ein Liebesverhältniß anzuknüpfen mit der Nichte einer Dame, die sein Herz sich selbst erwählt. Und die Gegend hier, — Gott, wenn sie es erführe, wie würde sie reden, spotten über dieses Verhältniß, da bis jetzt der Name der Baronin Juschka in so ganz anderem Sinn und in so naher Beziehung zu meinem Herrn im Munde der Leute lebt."

„Gnädige Frau, helfen Sie mir: sobald es möglich muß das Fräulein fort, und ich weiß wahrlich nicht, wohin. Sie ist bis jetzt im Schutze einer würdigen Frau, der Frau Amtmann Bendler, und für die Reisebegleitung werde ich Sorge tragen."

„Ich habe nun die Sache einfach vorgestellt und über-

lasse alles Ihrem eigenen Ermessen, hochverehrteste Frau Baronin. O könnte ich Ihnen meine Reue, meine Zerknirschung schildern! In tiefster Verehrung

Ew. Gnaden
ganz gehorsamster Diener
J. Burchart."

Der Brief war abgeschickt.

Idas Erscheinen störte das einförmige Stillleben der Schloßbewohner nicht. Sie mußte das Zimmer, ja sehr oft das Bett hüten, so sehr hatte der lange Liebesgram und die ungewöhnte Anstrengung der Reise ihre zarte Gesundheit angegriffen. Margarith besuchte zu Idas größter Freude sehr oft das Krankenzimmer, und es war wohl natürlich, daß beide Mädchen bald befreundet wurden. Margariths Nähe, diese ursprüngliche Klarheit und Hoheit im Wesen, rissen Ida zu einer Art von Verehrung hin, durch Margariths Liebe und Freundlichkeit fühlte sie sich gehoben, und auch Burchart erschien ihr edler und höher stehend, wenn sie ihn von Margarith mit Rücksicht und Wohlwollen behandelt sah. Ueber ihre Befürchtungen in Bezug auf Burchart war sie ganz beruhigt. Wie Margarith von ihm sprach, wie sie mit ihm verkehrte, alles trug das Gepräge der größten Unbefangenheit. Das fühlte Ida wohl und gab sich wieder den schönsten Hoffnungen hin. Aber je sicherer sie sich in diesen Hoffnungen fühlte, je schwerer ward es ihr, diese Stimmung der Freundin zu verbergen.

Sie reden zu viel, sagte eines Abends Margarith sorglich, Sie haben heiße Wangen und sind aufgeregt, ich werde Sie jetzt allein und ruhen lassen.

Nicht doch, Margarith, erwiderte Ida hastig, bleiben Sie! Es thut mir so wohl mit Ihnen zu reden, Sie sind so gut, — o ich hatte nie Eltern noch Geschwister.

Ich auch nicht, sagte Margarith wehmüthig.

Sie auch nicht? das ist wahr. Sie sind auch bei einer Tante — aber nicht bei einer so übeln —

Sie waren aber in der letzten Zeit in Dienst? fragte Margarith.

Ja, ja, stotterte Ida, aber Dienen ist doch auch sehr schwer.

Das find ich nicht, lächelte Margarith und ihr Auge nahm einen wunderlieblichen Ausdruck an. Es liegt doch auch was Schönes darin, sein Leben andern zu opfern.

Ja einer guten Herrschaft, wie die Ihre, sagte Ida in halber Zerstreuung.

Kennen Sie Herrn von Runburg? fragte Margarith.

Ich ihn kennen? — Ida wußte im Augenblick nicht, was sie antworten sollte. Aber sie konnte ja recht gut, ohne ihr Verhältniß zu Burchart zu berühren, ohne von ihrer eignen Stellung zu reden, die Bekanntschaft mit Herrn von Runburg erwähnen. Ihre Zunge war nun einmal gelöst, und ein neuer Stoff zur Unterhaltung mit Margarith ihr sehr willkommen.

Ja, ich kenne ihn, sagte sie lächelnd, er war mit der Dame, bei der ich in Dresden war, sehr befreundet. Haben Sie nie von der Baronin Juschka gehört?

Nein, erwiderte Margarith.

Ida erzählte mit mädchenhafter Geschwätzigkeit, was sie von dem Verhältniß der Baronin zu Ulrich wußte: ihr

Zusammentreffen in der Schweiz, ihr Beisammensein in München und den Abschied in Dresden.

Es war für Ida diese Zeit, von der sie erzählte, die Zeit ihres Glückes, ihrer Liebe, und obgleich sie deren nicht erwähnen durfte, legte sich doch der Rosenschimmer der Freude über alles was sie zu berichten hatte, und das Verhältniß Ulrichs zur Baronin erschien im ähnlichen Lichte. Ebenso schilderte sie die Zeit des Abschiedes und des Alleinseins mit parteiischen Farben, und wie sie selbst beides gefühlt, so daß Margarith in Theilnahme für die Baronin jede üble Laune, jede Quälerei, die Ida nicht zu berichten vergaß, mit dem Herzweh der Frau zu entschuldigen wußte.

Wie wird das enden? sagte Margarith.

Gewiß nicht zum Glück für Herrn von Runburg. Solchen Intriguen ist er nicht gewachsen.

Wie kann nur von Intriguen die Rede sein, wenn sie sich lieben? zürnte Margarith.

O nur von ihrer Seite lodert das Feuer. Aber ihr recht zur Strafe. Mit vielen Männern hat sie gespielt, nun muß ihre Leidenschaft gerade an diesem kalten ruhigen Herzen des Herrn von Runburg verzweifeln. Wenn sie, was ich freilich fürchte, nicht dennoch ihr Ziel erreichen wird. Sie ist einmal gewohnt, alles durchzusetzen. O Sie hätten sie sehen sollen, wie liebenswürdig sie mit ihm sein konnte! Jeden Abend wußte sie sich eigenthümlich zu schmücken, — wie schön und geistreich und anmuthig sie war! Aber die Zeit, seit er Dresden verlassen, war kaum zu ertragen. Von Tag zu Tag vergebens auf Briefe warten ist schlimm, sehr schlimm. Endlich nach drei Wochen kam ein Brief vom Herrn von Runburg. Mit Entzücken wurde er erbrochen, und nachdem sie ihn gelesen, in hundert Stücke gerissen.

Nach einer halben Stunde der Verzweiflung raffte sie die Stückchen wieder zusammen, und zwei Tage hat sie sich beschäftigt sie zu ordnen.

Die Arme! sagte Margarith, — und sie ist verheirathet?

Das würde weiter nichts thun, versetzte Ida, wenn sonst Herr von Runburg nur ihre Liebe erwidern wollte.

Was meinen Sie damit? fragte Margarith.

Ida legte den Finger auf den Mund. Es wäre Unrecht, wenn ich noch mehr plauderte, sagte sie dann.

Margarith schwieg. Sie fand es unter ihrer Würde zu forschen; doch Ida konnte nicht widerstehn. Nach einigen Minuten zog sie eine Brieftasche hervor und nahm daraus ein Blättchen, welches sie Margarith reichte.

Sie unschuldiges Kind, Sie ahnen kaum wie es in der Welt hergeht, sagte sie lächelnd. Ich glaube, ich thue ein gutes Werk, wenn ich Sie mit Ihrer künftigen Herrin bekannt mache, damit Sie sich gegen sie rüsten können. Denn wie ich die Baronin kenne, zweifle ich nicht, daß sie endlich dennoch ihr Ziel erreicht. Herr von Runburg wird ihrer List und Leidenschaft nicht widerstehen können.

Margarith hörte verwundert und las dann den Zettel.

„Es muß sein, ich ertrag es nicht länger! — Die Welt ist so schwach, einem festen Willen muß sie sich unterwerfen, und Edelmuth und Unerfahrenheit sind fast nicht einmal Gegner zu nennen. Ich erreiche mein Ziel! obgleich ich kaum weiß, ob Haß oder Liebe mich bewegt, — (Hier waren wieder Worte verwischt) — nur darauf los! Was sind mir Welt, Herkommen, Schicklichkeit, wo das Herz ge-

bietet? Hohle Worte! Es läßt mich nicht ruhen und ich will nicht schmachten, wo ich zu herrschen gewohnt!"

Und dieser Zettel?

Sie hat ihn aus Spielerei geschrieben. Aber Sie werden es gehässig von mir finden, so viel Böses von der Frau zu reden.

Nein! erwiderte Margarith heftig, ich werde es nicht; jedes Urtheil wird mir nach dem, was ich gelesen, nur gerecht erscheinen.

Vor vierzehn Tagen kam ihr Gemahl, obgleich sie ihn noch nicht erwartet hatte. Wenn sie früher mit einander waren, wurde die äußere Form streng beobachtet, sie fuhren zusammen in Gesellschaft, in das Theater, und er erschien in ihren Salons. Dieses Mal schien sie ihn absichtlich reizen zu wollen, ja eines Morgens kam es zu einem heftigen Auftritt. Ich saß im Vorzimmer und konnte fast jedes Wort verstehen. Sie sprach von Trennung, — kaum hatte sie das ausgesprochen, als er sie beim Worte hielt. Er ist ehrgeizig und stolz, und versicherte, daß er längst ihr diesen Vorschlag hätte machen wollen. So ist die Scheidung im Gange. Was sie dann weiter im Sinne hat, wird sich finden. O die Liebe macht thöricht, man weiß nicht was man thut, man kömmt ganz von Sinnen! — Ida seufzte. — Aber, Margarith, schweigen Sie, — auch daß Burchart nichts ahnet!

Er hat nie davon geredet und ich werde nicht anfangen, erwiderte Margarith. Er hat so viel von seinen Reisen, von seinem Aufenthalt in München erzählt, und ich finde es sehr schön von ihm, daß er seines Herrn Geheimnisse unberührt ließ.

Ja, ja, er ist auch edel, betheuerte Ida mit großer Hast und fiel dann wie ermattet in die Sofaecke zurück.

Margarith bemerkte jetzt erst das noch erhöhte Roth ihrer Wangen und ihr schnelles Reden. Zu gleicher Zeit trat auch Dorthe in das Zimmer, machte dieselbe Bemerkung, versicherte, daß Ida Fieber habe, und schickte Margarith fort.

Margarith stand betrübt am Fenster. Idas Erzählung hatte sie in eine traurige Stimmung versetzt. Ihres Herrn Schicksal interessirte sie mehr, als sie es sich gestehen wollte. Sie vermied es, ihre Gefühle hierüber zu prüfen, und suchte sich zu überreden, daß es nur Ehrerbietung und Hochachtung zur Herrschaft sei, was ihr Herz bewegte. Sie hatte sich einen Lebensplan gedacht, der sie, so meinte sie, glücklich machen mußte. Für Ulrich sorgen, in seiner Nähe sein, ihn glücklich sehen, das war ihr einziger Wunsch. Jede Arbeit, die sie für ihn unternehmen konnte, hatte sie übernommen, im stillen Schaffen und Sorgen verging ihr der Tag. Aber außer diesem Schaffen hatte der Tag noch vielen und süßen Reiz für sie. Sie konnte von oben herab seine Schritte hören, oder seine Stimme aus der Ferne vernehmen. Kehrte er in der Dämmerung von seinen Wanderungen zurück, so ging er grüßend unter ihrem Fenster vorüber. Wenn sie des Abends sang, hörte sie sein Fenster öffnen, und ehe ihr Licht nicht verlöschte, ward es auch oben im Erkerstübchen nicht dunkel.

Auch jetzt, nachdem sie von Ida die Mittheilungen erhalten, stand sie am Fenster, und es war die Zeit, wo sie Ulrich zurückerwarten konnte. Aber sie sehnte sich nicht nach seinem Gruße, sein Bild war getrübt, und die Baronin Juschka machte ihr für die Zukunft bange Sorgen. So in

Gedanken vertieft hatte sie Ulrichs Vorübergehen nicht bemerkt; erst als er die Hausthür öffnete, sah sie ihn, und es that nun doch ihrem Herzen weh, daß sie seinen Gruß versäumt, und es war ihr als ob der Tag ganz nutzlos für sie gewesen sei.

Nach wenigen Minuten kam Burchart, ihr seines Herrn Wünsche für den Abend mitzutheilen. Ihr Herz freute sich über diese Aufträge und sie eilte, sie zu erfüllen. Burchart bemerkte Margariths Bereitwilligkeit mit Angst, denn obgleich sie so viel als möglich ihr Inneres zu verbergen strebte, Burcharts spähende Eifersucht wollte überall gefährliche Bemerkungen machen. Es beunruhigte ihn, daß Margarith im Verhältniß zu seinem Herrn eine Demuth und Dienstfertigkeit zeigte, die er unter ihrer Würde fand. Ulrichs Wünsche wurden augenblicklich und mit größter Sorgfalt erfüllt. Begegnete ihm Margarith auf den Gängen und Treppen des Schlosses, so stellte sie sich zur Seite, senkte den Kopf und ließ ihn an sich vorüber gehn. Auch traf Burchart sie oft mit Sachen für Ulrich beschäftigt, die sie recht gut andern Dienstleuten hätte übertragen können. Ulrichs Kabinet betrat zwar Margarith nie, aber noch vor wenigen Tagen sah er sie im Vorzimmer mit Hilfe des Gärtners den Blumentisch ordnen, sie selbst hatte einen Strauß von prächtig buntem Laub und verspäteten Herbstblumen gepflückt, womit sie eine Vase in der Mitte des Tisches schmückte. Ulrich, der eigentlich nie um diese Zeit zu Haus zu kommen pflegte, überraschte sie dabei. Margarith schien verlegen und verließ sogleich das Zimmer. Ulrich ging mit kurzem Gruß an ihr vorüber, und erst als alle das Zimmer verlassen hatten, und nur Burchart auf dem Korridor spähend stand, kam er aus dem Kabinet, ging wie zerstreut an dem Tisch vorüber, blieb davor stehen und beugte sich über die Blumen. Burcharts

Argwohn meinte, er habe sie geküßt. Solche und ähnliche Kleinigkeiten quälten ihn täglich, und doch konnte er nie mit Bestimmtheit ein Verhältniß erforschen. Er schwankte zwischen Furcht und Hoffnung, aber Margarith und Ulrich in Wahrheit zu verstehen, war seiner Natur nicht möglich.

Jetzt, als Margarith die gewünschten Sachen an Burchart übergeben und auf den Korridor trat, stand Ulrich an eine Säule gelehnt und machte sich mit Marpessa zu thun. Margarith zuckte freudig zusammen. Ulrich sagte ihr den versäumten Guten Abend, Margarith erwiderte still und ernst diesen Gruß. — Hat er denn etwas gut zu machen, daß er so mild und weich an ihr vorüber ging? O hätte er es doch! — Es war ihm als müßte er Margarith für sein ganzes Leben um Verzeihung bitten. Wie gern will er büßen jede Schuld, jedes Opfer bringen, wenn sie ihn nur an das Herz nimmt, wenn ihre Liebe ihm hilft, sein vergangenes Leben zu verklären. — Und Margarith versteht recht wohl dies Geisteswehen. Sie sieht ernst aus, aber über die weiße Stirn hin fliegt lichter Schimmer, das Auge kann nicht ganz die stille Gluth verbergen, und tief in der Brust klingen die Lieder.

Die Nacht ist still. Da leise klingt das Fenster oben. Margarith hört es, sie ist nicht allein. Und so tief und süß singt sie:

„Glücklich allein ist die Seele die liebt!“

und:

Doch ob in Kampf und Schmerz
Kein Hauch der Jugend bliebe,
Nie doch vergißt das Herz
Den Traum der ersten Liebe. —

Dann steht sie still am Fenster. Ulrichs Licht schimmert an den Efeuranken. Auch seine Augen ruhen darauf.

Wie sie so in die Nacht hineinleuchten, und wie sein Herz wogt und der zitternde Hauch sich zu Margarith drängt. Und Margarith, sie hält dies Bild an ihrem Herzen fest. Ulrich, du fühlst es, wie sie dich trägt, wie sie liebeselig dir in das Auge schaut, — sie trocknet dir die Thränen, sie weint mit dir, und solche Thränen lösen jede Schuld, — sie öffnen dir das Himmelreich.

Nimm Dich in Acht, Rosa! sagte Clemenze von Echtersberge zu ihrer jüngeren Schwester im warnenden Tone: Du redest Dich in etwas hinein, was Du vielleicht später nicht wirst verantworten wollen.

Du weißt, meine liebe Schwester, erwiderte Rosa lachend, daß ich auch mit dem Herausreden nicht sehr penibel bin. Uebrigens habe ich diesmal ganz Recht, ich finde es absurd, langweilig und unhöflich von dem Herrn Vetter. Mehr als vier Wochen ist er hier und macht nicht einmal, was jeder Fremde gethan haben würde, eine Höflichkeitsvisite. Ich kann mir aber vorstellen, was er sich dabei denkt, — setzte sie wichtig thuend hinzu.

Darf man von Deiner Weisheit profitiren? fragte Clemenze mit gutmüthigem Spott.

Er will sich interessant machen, erwiderte Rosa, wir sollen so in höchster Spannung seinem Erscheinen entgegen sehen, um dann hingerissen vom Unglaublichen zu seinen Füßen zu sinken.

Clemenze lachte.

Der Narr! fuhr Rosa fort: als ob wir die Welt nicht kennen, als ob wir so verwitterte Landfräulein sind, die in ihrem Leben noch keinen Menschen gesehen haben, der auf

Reisen gewesen ist. Ich versichere Dich, ich werde ihn kaum ansehen, so recht von oben herab bemerken; man muß solchem jungen Mann gleich zeigen, daß er hier nicht an der Welt Ende ist, er muß sogleich zum Bewußtsein seiner Thorheit kommen.

Und ich glaube, fiel Clemenze ihr ins Wort, daß Du gerade am wenigsten ihm das zum Bewußtsein bringen wirst. Ist er einmal hier, bist Du die Liebenswürdigste und wirst zeigen, daß Du kein verwittertes Fräulein bist, welche ungeduldig die Tage zählt, bis ein junger gereister Herr seine Besuche macht.

Davon bin ich weit entfernt, nahm Rosa pikirt das Wort, nein Du weißt, ich mache nie viel Umstände mit jungen Leuten, besonders wenn sie eingebildet sind. O, wenn es mir nöthig scheint, werde ich dem Herrn Vetter die Wahrheit geradezu ins Gesicht sagen.

Ich zweifle nicht, daß Du es im Stande wärest, aber ich glaube, es würde doch etwas über die Schicklichkeit hinausschreiten.

Schicklichkeit ist ein sehr langweiliges Wort, und ein Wort, das sehr verschieden gedeutet wird. Ich habe noch nicht die Zeit gefunden, so viel darüber nachzudenken als meine Schwestern, und ich fürchte, ich werde sie nie finden, und werde also Euren Ansichten darin folgen müssen. — Rosa rümpfte bei diesen Worten das Näschen und machte noch höchst unästhetische Grimassen dazu, die aber ihrer ungewöhnlichen Schönheit und Anmuth, anstatt zu schaden, nur neuen Reiz verliehen.

Reibe Dir doch die Nase nicht noch röther, als sie schon ist, rief Adele, die dritte Schwester, jetzt vom nahen Schreibtisch, wo sie mit Schreiben beschäftigt war und nur

sehr abgebrochen an der Unterhaltung der andern theilgenommen.

Mit den fatalen rothen Nasen! Die Zeit kömmt nun wieder, erwiderte Rosa und trat bei diesen Worten vor den Spiegel. Es war heut zum ersten Mal recht winterlich, und ich finde solchen rothen Mittelpunkt im Gesicht ganz unleidlich. Aber ein excellentes Mittel habe ich dagegen erfunden. Seht, ich kneife tüchtig die Ohren, die können unter den Locken glühen, das ist eine herrliche Ableitung vom Gesicht. — Sie schüttelte die reichen, schwarzen Locken, um bei dieser Gelegenheit die dunkelrothen Ohrläppchen zu zeigen.

Die älteren Schwestern lachten über diese Erfindung und Clemenze meinte: ob dieses Ohrenkneifen nicht auch für das innere Aufsprühen eine gute Ableitung sei?

Sollen wir es einmal bei Dir versuchen? sagte Rosa, indem sie sich neckend zu Clemenzen beugte und zärtlich den Arm um deren Nacken schlang.

Meinst Du, daß es bei mir nöthig sei? erwiderte diese.

Selten, liebes Clemenzchen. Du bist ein liebenswürdiger Verstandeskasten, und nur wenn von dem unartigen Vetter Ulrich die Rede ist, könnte mein Mittelchen in Anwendung kommen.

Die Mutter der jungen Mädchen trat jetzt ein. Eine große, hagere Frau, in deren unschönen Zügen die Töchter nicht zu erkennen waren. Nur von Adelen, der ältesten, wenn sie übler Laune mit stechenden Augen und spitzen Worten sich geltend zu machen suchte, ließ es sich denken, daß sie der Mutter ähnlich werden könnte.

Laßt Euch nicht stören, Kinderchen, nahm die Mutter das Wort, mein Kopfweh ist vorüber und Eure Unter-

haltung wird mich zerstreuen. Ihr spracht von Ulrich, glaube ich.

Ja Mama, fiel Rosa ihr ins Wort, ich habe mich mit der Clemenze gezankt, und werde dagegen jetzt sehr liebenswürdig sein. Ich werde Dir viel vom ungezogenen Vetter erzählen, denn Amtmanns Julchen hat mir heut einen ganzen Sack voll Neuigkeiten von ihm mitgetheilt.

Es ist nicht möglich, bei Euren Plaudereien etwas Vernünftiges zu schreiben! rief Adele zürnend. Adolf wird sich durch diese Tutti frutti nicht durchfinden können.

„Ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last," fiel ihr Rosa pathetisch ins Wort. Damit Dir die Süßigkeit des Brautstandes nicht gar zu süß werde, müssen wir sie Dir etwas verbittern. Uebrigens versichere ich Dich, ist es für Deinen Brief noch gar kein Schade, wenn er Zerstreutes, Abgerissenes hat, Dein Adolf wird darin etwas Ungewöhnliches, als etwa das Unaussprechliche Deiner Gefühle erkennen.

Die Mutter lachte über die übermüthigen Worte ihres schönsten Töchterchens, Clemenze schüttelte den Kopf, und Adele versicherte, ihren trauten eingewohnten Platz im Zimmer mit dem im entferntesten Fenster vertauschen zu müssen, um nur der allzugroßen Nähe von Rosas Schwätzereien zu entgehen.

Aller Fehd ein End! rief jetzt Rosa; wir werden so leise sprechen, daß es kein Mäuschen stört, ich setze mich dicht zwischen Mama und Clemenze.

Adele versicherte, aus dem Context gekommen zu sein, und setzte sich zu den Schwestern.

Julchen und Margarith sind da im Amtsgarten, rief

Rosa, indem sie an das Fenster trat. Seht nur, wie die Mädchen vergnügt sind und lachen, ich kann ordentlich neidisch werden, wenn ich das sehe, ich muß mich hier oben gar zu viel langweilen.

Schönen Dank für das Compliment, sagte Adele schnippisch.

Du schweige nur ganz still, erwiderte Rosa, eine Braut ist ja an und für sich schon das langweiligste Wesen von der Welt, und die Clemenze sieht selbst ein, daß sie nicht für meine lustigen Stunden paßt.

Laß Dir doch die jungen Mädchen öfters kommen, sagte Frau von Echtersberge gütig. Zu Pastors und Amtmanns könntest Du allenfalls auch gehen, man muß zu solchen Leuten herablassend sein; aber nach Runburg, wo Ulrich jetzt im Hause ist, darfst Du nicht, das möchte sich nicht schicken.

O der wandert den ganzen Tag außer dem Haus umher, fiel Rosa ein, in der Dämmerung steigt er durch das Hintertreppchen in seine Zimmer. Zu Bendlers soll er nie kommen.

Daran thut er sehr klug, sagte Frau von Echtersberge. Ich in der Stelle der Runburg würde nie erlaubt haben, daß die Bendler die schöne Margarith im Haus hat.

Clemenze sah die Mutter bei diesen Worten mit großen Augen an.

Und ich, sagte Rosa lachend, ich fände gar nichts dabei, wenn er dem Mädchen die Cour machte, aber er muß ein rechter Stockfisch sein.

Dabei fällt mir ein, daß ich ja die besten Neuigkeiten über ihn habe, fiel Adele ein, und daß weder Margarith

für ihn gefährlich, noch daß er ein Stockfisch ist. Sie nahm bei diesen Worten einen Brief aus der Mappe und las:

„Euer Vetter, der Herr von Runburg, ist wohl jetzt bei Euch angekommen. Die letzten Wochen seiner Reise hat er hier in Dresden zugebracht. Man spricht noch viel von ihm, besonders von einem Verhältniß zur Baronin Juschka, einer reizenden jungen Frau. Genau weiß man nicht, wie sie zusammen stehen, aber die Baronin lebt seit seiner Abwesenheit zurückgezogen und benimmt sich wie seine Verlobte. Auch spricht sie von seinem baldigen Wiederkommen mit großer Gewißheit.“

Und Adele, das sagst Du uns nicht früher? fuhr Frau von Echtersberge heftig auf.

Adele entschuldigte sich, daß sie den Brief heute erst erhalten habe, und versuchte es überhaupt, die Mutter über diese Nachrichten, die sie als ein Stadtgespräch schilderte, zu beruhigen. Aber Frau von Echtersberge wollte sich nicht täuschen lassen. Stimmte nicht Ulrichs Betragen, seitdem er in Runburg war, mit diesen Nachrichten überein? Nur ein Verliebter, ein ganz und gar Hingenommener konnte so rücksichtslos gegen eine Familie handeln, die ihm nicht allein durch Verwandtschaft, sondern auch durch die Freundschaft der Mutter so nahe stand. Frau von Runburg hatte mit so großem Entzücken vom Wiederkommen ihres Sohnes gesprochen, von seiner Liebenswürdigkeit, seinem edlen, reinen Charakter, ja sie hatte Frau von Echtersberge in vertrauender Freundschaft die Absicht ihres Sohnes, sich mit einer Tochter des Landes zu vermählen, mitgetheilt, und dabei die schöne Rosa mit mütterlichem Auge angesehen. Das alles sollte nun vereitelt sein? Frau von Echtersberge konnte sich nicht fassen, obgleich sie äußerlich ihre Bewegung so viel als möglich zu verbergen suchte. Von einem Extrem ging sie zum andern,

und Ulrich sank jetzt vom höchsten Ideal zum leichtfertigsten unnützen Herumtreiber herab.

Also dies ist der Grund von seinem sonderbaren Auftreten in der Gegend, sagte sie und wollte noch in langen Betrachtungen ihr Herz erleichtern, als der eintretende Bediente den Herrn von Runburg meldete.

Die Mädchen waren erschrocken, aber Frau von Echtersberge sammelte sich wunderbar schnell und ging dem Vetter mit holdseligem Lächeln entgegen.

Ulrich war unbefangen und herzlich, er ahnete das Feuer der Vernichtung, das eben auf ihn herabregnen sollte, nicht. Der trauliche Familienkreis that ihm wohl, er legte immer mehr jede Fremdheit ab, so daß auch die Mädchen bald vertraulich wurden. Man erinnerte sich der Jugendzeit mit großem Vergnügen, und ein jeder wußte Geschichtchen zu erzählen. Mit Adelen behauptete Ulrich sich viel gezankt zu haben, Clemenze hatte gewöhnlich die Vermittlerin gespielt, und einer Puppe mußte er einst auf Rosas Wunsch frische rothe Wangen malen. Der Kopf verunglückte dabei, und die kleine Rosa ward bitter böse.

Also Sie erinnern sich der kleinen Rosa noch? fragte die Mutter.

Fräulein Rosa war zwar noch nicht spielfähig, aber wir ließen uns doch zuweilen zu ihr herab, erwiderte Ulrich. Einmal erinnere ich mich, daß wir mit der Ziegen-Equipage einen weiten Ausflug machten, und dabei so unglücklich waren, die kleine Rosa mit dem Wagen umzuwerfen. Ich zog mich ungalanter Weise zurück, weil mir das schreiende Kind unbehaglich war, und überließ es den Schwestern, die Sache wieder in Ordnung zu bringen.

Ulrich mußte jetzt noch manche Neckereien über diesen Vorfall hören. Rosa beklagte sich auf höchst komische Weise,

und es wurde herzlich gelacht und der Stoff der Unterhaltung immer reicher und interessanter.

Ulrichs Augen belebten sich, und es entwickelte sich in ihm diese Liebenswürdigkeit, die als Gegensatz zu seinem gewöhnlichen kalten, abgeschlossenen Wesen immer unwiderstehlich blieb.

Auch Frau von Echtersberge konnte nicht widerstehen. Aller Groll war vergessen, die Dresdener Nachrichten erschienen ihr thöricht, und um die Wahrheit zu erfahren, entschloß sie sich derselben als Neckerei zu erwähnen.

Sie sind sechs Wochen jetzt in unserer Nähe? begann sie ihre Nachforschungen.

Nicht ganz, erwiderte Ulrich, der die Absicht eines Vorwurfs in diesen Worten errieth. Zugleich schilderte er das Bedürfniß der Ruhe nach dem längeren Reisen so natürlich, daß er als völlig gerechtfertigt, wenigstens vor den jungen Damen stand.

Eigentlich hörten wir einen andern Grund und haben uns über Ihr Ausbleiben nicht gewundert, nahm Frau von Echtersberge lächelnd das Wort. Man sprach von Ihrem Hiersein als von einem interemistischen, indem Sie bald nach Dresden zurückkehren würden.

Nach Dresden? fragte Ulrich verwundert.

Man sagt Sie dort gefesselt, fügte Frau von Echtersberge mit bedeutsamem Lächeln hinzu.

Ulrich wußte jetzt, was damit gemeint sei, und hatte Mühe seine Verlegenheit zu verbergen. Aber er sprach sich so bestimmt, wenn auch nur mit wenigen Worten, gegen diese Vermuthungen aus, daß Frau von Echtersberge beruhigt, die Unterhaltung sehr geschickt über den Gegenstand hinweg-

leitete und den fröhlichen Verkehr zwischen den jungen Leuten herzustellen suchte, was ihr bald völlig gelang

Ulrich erzählte von seinen Reisen, nicht, wie schon gesagt ist, mit glänzender Beredsamkeit, aber eigenthümlich und anziehend. Rosa besonders folgte mit großer Aufmerksamkeit, und dem geheimen Zauber ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit konnte auch Ulrich sich nicht entziehen. Bald wandte er sich nur noch zu ihr, erwiderte ihre geistreichen Spielereien, berichtigte ihre kindlichen Fragen, und vergaß darüber die Zeit, und daß die Sonne bereits hinter dem alten Amthause verschwunden war.

Rosa rief ihn jetzt an ihren Schreibtisch, er sollte allerhand niedliche Sachen bewundern, Zeichnungen, Blumen, Steine, die sie auf ihren kleinen Reisen erbeutet, und die ihr sehr viel Freude machten. Je lebhafter sie ward, je stiller wurde er, — die Andeutungen seiner Mutter waren ihm eingefallen: dies war das Mädchen, welches sie ihm bestimmt hatte. Statt die dargereichten Sachen zu betrachten, ruhten seine Blicke zerstreut auf den schönen glänzenden Locken und der weißen Stirn, und wenn dann die schönen Augen zu ihm aufstrahlten, hatte er Mühe, ihnen unbefangen zu begegnen.

Da plötzlich traf ein Ton sein Ohr, daß er innerlich erbebte. Er sah durch das Fenster: es war Margarith, die da vor dem Amthause stand. Sie war zum Heimweg gerüstet und sagte eben ihren Freundinnen Adieu. Ihre ernsten Augen sahen gerade zu Ulrich auf und ein feuriger Schreck fuhr durch seine Seele. Zum Glück war Rosa in ihren Plaudereien zu sehr vertieft und seine Bewegung blieb unbemerkt. Ja sein Stillwerden, sein Zerstreutsein wurde von Rosa wie von der Mutter und von den Schwestern nur in ihrem Interesse ausgelegt, und niemand ahnete, daß seine Gedanken

durch den düsteren Herbstabend mit Margarith nach Runburg zogen.

Wie unendlich lang wurde ihm die halbe Stunde, welche er noch bleiben mußte. Rosas Schönheit, die beim Theetisch und beim hellen Schein der Lampen und Kerzen noch blendender hervortrat, hatte keinen Reiz für ihn, ja er that ihr sogar Unrecht, wenn er ihre leichten Plaudereien, ihr Aufsprühen und Aufglühen kokett und oberflächlich fand. — Margariths ernste schöne Züge, von der Glorie der Poesie und von der Romantik der Verhältnisse, in denen sie zu ihm stand, umstrahlt, zogen ihn fort, fort mit unwiderstehlicher Gewalt in die Dämmerung hinein.

Erst als er auf dem Pferde saß, als er mit sich bezwingender Gewalt ruhigen Schrittes den vom Schlosse zu übersehenden Weg hinter sich hatte, und jetzt in schnellstem Galopp durch den Nebel hinflog, fühlte er sein Herz wieder leicht. Die Nebel hatten sich so schnell gebildet, daß kaum ein Uebergang zwischen hellem Tag und tiefer Dämmerung zu bemerken war. Ulrich sorgte sich um Margarith, er sah sie in Gefahr, träumte sich als Beschützer und Erretter, sein Herz schlug immer heißer, und die Ungeduld trieb sein Pferd zu immer größerer Eile an. Der Contrast des hellerleuchteten, warmen, belebten Familienzimmers mit der winterlichen Einöde, die ihn jetzt umgab, erregte ihn nur noch mehr, er tauchte sich wieder einmal hinein in das Meer süßer Empfindung, ließ sich überfluthen. —

Der Weg zog sich einförmig zwischen alten Flußthälern, Ulmen und Weidenbüschen und an kahlen Hügelreihen entlang. In den Niederungen lag der Nebel so dicht, daß der Weg kaum zu sehen war. Eben auf einer Höhe angekommen, entdeckte Ulrich, ihm gegenüber und durch ein graues Nebelmeer getrennt, Margariths dunkele Gestalt. Den Hohl-

weg hinab, durch ein kleines Thal und die gegenüber liegende Höhe wieder hinauf ließ er sein Pferd noch eilen, dann hielt er es an: er wollte ja Margarith nicht ganz erreichen, nur in ihrer Nähe sein, um sie vor jeder Gefahr schützen zu können.

So ritt er bis zur letzten Höhe Runburg gegenüber. Es war eher heller als dunkler geworden, der Mond, zwar von einer Wolkendecke umhüllt, warf ein mattes Licht über die Gegend. Ulrich, von der Eigenthümlichkeit des Abends ergriffen, hielt einen Augenblick sein Pferd an. Runburg und die umliegenden Höhen waren von einer stillen Nebelfluth umgeben, auf den hervorragenden Bergspitzen brannten helle Feuer, es war der 18. October, und das Rufen und Tönen von Kinderstimmen drang dumpf zu ihm herüber. Einzelne Leute, eine schwere Bürde von Laub oder Holz auf dem Rücken, schlichen mit verhallendem Abendgruß an ihm vorüber und verschwanden im Nebelgrunde zu seinen Füßen.

Er dachte jetzt an Margarith. Er hatte doch gehofft, sie noch zu erreichen, und es erschien ihm beinahe unmöglich, daß sie voraus sein könne. Sollte sie noch zurück sein? Durch das eben verlassene Ulmengebüsch führten mehrere Wege, — Margarith allein, — der Abend dunkel, — der Weg schlimm, — gewiß, sie hatte sich verirrt. Mit unaussprechlicher Angst wandte er sein Pferd, er flog bis zum nächsten Wege, der rechts tiefer in das Gebüsch hineinführt. Kaum konnte er ihn finden, so dicht hing hier der Nebel an den Zweigen und der Weg wurde mit jedem Schritt schlüpfriger und unsicherer. Das Pferd sprang oft scheu vor den dunkelen Baumstämmen oder sich bewegenden Zweigen zurück, daß er Mühe hatte, es zu leiten und sich im Sattel zu halten. Jetzt hörte er Geräusch, — das Pferd stutzte, wollte

nicht weiter, und er lauschte mit großer Spannung, ob er Schritte höre. Aber es war nur das Rauschen eines kleinen Baches, der sich hier durch ein Wehr drängend in einen Weiher ergießt. Mit Grausen fiel es ihm ein, daß in dieser Gegend Gertrude umgekommen. Margariths Träume und Ahnungen, der alte Bastian, sein eigenes Unglück, alles stürmte auf ihn ein, und in einem Wehruf drängte sich Margariths Name aus seiner Brust. — Es war ihm, als höre er Antwort, er sprang vom Pferde und eilte dem Tone nach. Da wirklich auf einem Baumstamme vor ihm saß Margarith, er beugte sich zu ihr, faßte beide Hände und sagte mit angstvoller Stimme: Margarith, was ist Ihnen?

Ich hatte mich verirrt, der Abend ist dunkel, sagte sie leise. Sie hatte Mühe, ihre Thränen, die Nässe Ermüdung und Angst ihr ausgepreßt, zu verbergen.

Ulrich wollte sie jetzt überreden, sich auf sein Pferd zu setzen, — auf einem näheren Weg, der durch eine seichte Stelle des Baches geht, wollte er sie führen und so schnell und sicher nach Hause geleiten. Margarith aber lehnte es ab, zwar entschieden, aber in einem Ton von Unterwürfigkeit, der ihn so plötzlich an seine Stellung zu ihr gemahnte, daß er erst nach Augenblicken der Fassung den rechten Ton finden konnte, weiter zu ihr zu reden.

Er bat sie noch einmal weniger weich, aber eben so dringend, sein Pferd zu benutzen, und als sie verneinend beharrte, wandte er sich verletzt von ihr und versprach andere Hilfe zu schicken.

Margarith, durch den Ton seiner Stimme überzeugt, daß sie ihn erzürnt habe, konnte ihre Aufregung nicht länger verbergen, und brach in ein lautes Weinen aus. Sie bat so kindlich, sie nicht zu verlassen, — er möge sich nur auf das Pferd setzen, sie wolle gern neben hergehn und sich am

Zügel halten, — daß er von dieser Demuth überwältigt, alles vergaß, ihre Hände ergriff und mit der beweglichsten Stimme sie bat, das nicht zu verlangen. O Margarith, wenn ich Sie auf meinen Händen durch diese unheimliche Nacht hintragen könnte! fügte er hinzu, indem er sich zitternd zu ihr hinabbeugte, sie sanft am Arm aufhob und sie sicher zum Pferde geleitete. Margarith folgte schweigend, sie litt es, daß er sie mit Hilfe eines Baumstammes auf das Pferd hob, und nun sorgend und schützend neben ihr herging.

Beide sprachen kein Wort. Margarith meinte zu träumen. War das Ulrich, ihr Herr, den sie in jugendlicher Schwärmerei so hoch über sich erhoben, den sie nur aus weiter Ferne zu verehren wagte? War er es, der ihr zur Seite ging, sorgfältig sie vor jeder Berührung eines Zweiges schützte, sorgfältig ihre Füße umhüllte? Ja sie täuschte sich nicht, er beugte sich zu ihnen und berührte sie mit seinen Lippen. Ein heißer Strahl fuhr durch Margariths Herz, sie schwankte auf dem Sattel und wurde nur durch Ulrichs sanfte liebevolle Worte erinnert, sich fest am Sattelknopf zu halten.

Sie hatten jetzt die Furth im Bache erreicht, wo hindurch Ulrich sie zu führen gedachte. Das brachte sie auf andere Gedanken. Das Wasser rauschte unheimlich und schien ihr von unergründlicher Tiefe. Auch das Pferd schien nichts Gutes zu ahnen, es sträubte sich hinein zu gehn.

Da nicht hinein! rief sie angstvoll. Sie werden darin umkommen. Nein, nein, Sie dürfen nicht! Das Wasser sieht unheimlich aus.

Sie hatte bei diesen Worten seinen Arm ergriffen und sich zu ihm hinabgebeugt, so daß er die von Schrecken und Liebe bewegten Züge deutlich sehen konnte. Er war im Augenblick so davon hingenommen, daß er die Gefahr, in

der sie ihn glaubte, und seine Antwort vergaß. Margarith nahm dies Zögern für Zweifel und ihre Angst vermehrte sich, bis es Ulrich gelang durch Worte der Theilnahme, Ruhe und Sicherheit ihr Muth einzuflößen. Solchen Versicherungen konnte Margarith nicht widerstehen. Sie fügte sich, und als auch das Pferd seines Herrn Bitten nachgab, wurde der Uebergang gewagt.

Das Wasser erreichte kaum Ulrichs Knie, aber krampfhaft hielt Margarith seinen Arm in die Höhe, um sein Sinken zu verhindern. Erst als sie die Anhöhe am jenseitigen Ufer erreicht, als sie sich auf der Stelle befanden, wo Ulrich vorher umgekehrt war, und als Laternen und Menschenstimmen sich nahten, ließ Margarith den Arm los und erwachte aus ihrer Betäubung.

Burcharts Stimme war deutlich zu hören. Margarith verlangte vom Pferd zu steigen, und Ulrich folgte einem unbestimmten Gefühl und fügte sich schnell ihren Wünschen. Er bestieg selbst das Pferd, um den Rückweg anzutreten.

Während dessen waren die Leute vom Schlosse herangekommen. Burcharts Begleiter gaben ihre laute Freude über dies schnelle Finden zu erkennen, aber er selbst, erschrocken, Margarith bei seinem Herrn zu sehen, konnte kein Wort hervorbringen. Eifersucht und Groll verbeißend, ging er schweigend neben der verlegenen Margarith her.

Margarith wurde mit unzähligen Fragen der Sorge von ihrer Tante und der alten Dorthe empfangen. Sie machte sich stärker als sie war, um nur der übertriebenen Pflege zu entgehen. Ruhe war ihr das einzige Bedürfniß.

Sie saß allein in ihrer Stube, sie überdachte den Abend, sie dachte an Ulrich, an seine Worte, seine Blicke. O Ulrich, was hast du gethan! Sie preßte beide Hände auf

die Brust und weinte heftig. Um ihr glückliches Stillleben war es nun geschehen. O warum mußte er sie nur lieben? warum Gefühle in ihr anregen, die sie beide unglücklich machten? Beide! und er sollte doch glücklich sein, sie wollte in seinem Glücke leben, darin ihr eigenes finden. Sie hätte ihm zu Füßen fallen mögen, ihn anflehen, sie nicht zu lieben. Es sollte sein, wie es immer war, so ruhig, so schön. Ihn sehen, in seiner Nähe leben dürfen, das war genug für ihr Leben. O Ulrich! wie konntest du dich zu mir herablassen? Sie benetzte die Hand, die er so warm erfaßt, mit ihren Thränen und lächelte dabei doch so glückselig.

Und Ulrich stand während dessen am Fenster und schaute in die umschleierten Octoberfeuer. Vor dem Feuer seiner Brust hatte er den Schleier fortgezogen, er wollte es sich nicht verhehlen, daß er liebe, er sagte es sich mit den süßesten Worten und malte sich das Glück seines Lebens. Kampf und Entsagung lagen ihm so fern, — wie wäre es auch möglich gewesen, nach dem, was er in den letzten Stunden erlebt, solche Gedanken zu fassen? Er durfte sie leiten, sie schützen, ihre Hand ruhte in seiner, er hörte ihre kindliche zitternde Stimme, er sah ihr in die von Liebe und Angst bewegten Augen, er fühlte weder Kälte noch Mühe, sein Herz schlug warm, er war der glücklichste Mensch.

Diese seligen Minuten waren vorüber, aber sie waren sein, er hatte sie erlebt, niemand konnte sie ihm nehmen. Schon längst allein, meinte er immer noch neben Margarith zu gehen.

Die Sorge um ihr Wohlsein endlich riß ihn aus diesem seligen Nachfühlen heraus. Er wollte von ihr hören und ging leise durch die Korridors. Niemand war zu sehen und zu hören, selbst Dorthe war nicht in der Küche. Da

trat Frau Bendler aus ihrer Stubenthür. Sie überhäufte ihn mit Danksagungen für Margariths Rettung und führte ihn zu ihr, um ihn von ihrem Wohlsein zu überzeugen.

Margarith stand bleich mit feuchten Augen und einem erzwungenen Lächeln vor Ulrich.

Sie sind krank, Margarith? sagte Ulrich mit banger Stimme und Blicken der Liebe.

O nein, ich bin es nicht, Herr, erwiderte sie, indem sie den Kopf senkte.

Ulrich schwieg. Das Wort „Herr" that ihm weh, und doch rührte es ihn so unbeschreiblich.

Frau Bendler aber ließ keine Pause in der Unterhaltung entstehen. Sie meinte jetzt erst Margariths Bläße zu bemerken, fand ihre Augen trübe, und noch ähnliche Zeichen des Krankseins. Zugleich klagte sie Margariths Eigensinn an, der sich nicht helfen lassen wolle und so nur die Sorge der Umstehenden vermehre.

Ich werde den Arzt bestellen, sagte Ulrich, und Margarith hatte keinen Widerspruch. Er verließ schnell das Zimmer. Vor der Thür begegnete ihm Dorthe. Er redete sie wegen des Arztes an.

Daß Gott! war die klagende Antwort: so haben wir nun zwei im Haus. Der Doctor ist nicht weit zu holen, eben ist er bei der armen Todeskandidatin, bei Burcharts Schwester. Das Mädchen machts nicht lange mehr, sage ich. Nun unsere Margarith wird, Gott sei Dank, so schlimm nicht sein, das Mädchen hat Kraft, ein Bischen Schrecken und Kälte wird ihr so viel nicht thun. Ich will hingehn und sehn, wie es steht.

Aber doch wird ein Arzt nöthig sein, fiel ihr Ulrich

ins Wort, mit so sorglichem dringendem Ton, daß ihn Dorthe mit großen Augen ansah.

Ulrich schlug verlegen die Augen nieder, und Dorthe verließ ihn mit den Worten: Wenns nöthig sein wird, werden wir schon dafür sorgen, gnädger Herr.

Indem er die Treppe hinauf ging, stürzte Burchart an ihm vorüber; zu sehr mit sich selbst beschäftigt, bemerkte er dessen Blässe und zerstörtes Wesen nicht.

Burcharts Gemüth konnte die Lasten kaum noch tragen, die darauf ruhten. Idas Pflege, Margariths häufige Nähe in der Krankenstube, seine Spannung Ulrichs Liebe gegenüber, alles stürmte auf sein schwaches Herz ein. Als er jetzt an Ulrich vorüber eilte, hatte er die Antwort der Baronin Juschka in der Hand, und auf seinem Zimmer angekommen, erbrach er den Brief mit Hast und las:

„Ihre Schuld oder Unschuld zu bestimmen, habe ich jetzt weder Lust noch Zeit. Uebrigens muß ich es anerkennen, daß Sie sich jetzt in der Sache mit Klugheit benommen. Ihr Gewissen wird Ihnen den Weg zeigen, das Möglichste zu thun, um jeden Eclat zu vermeiden. Die Sache ist so unerhört, daß ich kaum daran denken mag. Sobald Sie diesen Brief gelesen, befördern Sie das Mädchen nach Dresden zu der Frau Wendt, die von ihrer Ankunft unterrichtet ist.

L. Juschka."

Burchart triumfirte. Sein Plan war geglückt. Er hätte Ida mögen gleich in den Wagen packen, um wieder frei athmen und Margarith frei in das Auge blicken zu können. An Idas ernstliches Unwohlsein glaubte er nicht oder wollte er nicht glauben, er hielt es für Verstellung und trat jetzt zum ersten Mal mit wirklich unfreundlichen harten Gesinnungen in ihr Zimmer.

Es war nur wenig erleuchtet, auch fand er Ida allein. Sie lächelte ihn freundlich an, und ihn reizte dieses Lächeln noch mehr, da er es wieder als einen Ausdruck ihres sentimentalen Wesens nahm.

Wie geht es Dir? fragte er düster.

Gut, lieber Burchart.

Es wird auch Zeit.

Ach ja! sagte sie seufzend.

Meinst Du, daß Du bald reisen kannst? fragte er gespannt.

Reisen? erwiderte sie mit einem wunderlichen Ton und einem Lächeln, das Burchart beinahe zur Verzweiflung brachte. Was meinst Du denn damit?

Reisen? was ich damit meine? fuhr er auf. Fühlst Du nicht, daß jeder Tag für mich eine Qual ist, den Du hier den Leuten zur Last liegst? Ich habe jetzt ein Unterkommen für Dich, und je eher je lieber mußt Du fort.

Es bedarf keines Unterkommens mehr, sagte Ida ernst, der liebe Gott hat für mich gesorgt: ich sterbe, Burchart.

Wieder ein sentimentaler verdrehter Unsinn! fuhr Burchart noch heftiger fort: womit Du mein Herz rühren willst; aber Ida, ich versichere Dich, das ist schlecht bei mir angewandt.

Hebe den Schirm von der Lampe, sagte Ida mit bebender Stimme. So! nun sieh mir in die Augen! jetzt fasse meine Hand.

Burchart folgte unwillkürlich diesen Anordnungen. Er hielt diese welke matte Hand in der seinigen, er sah ihr in die verloschenen Augen und auf die abgemagerten von Fieber gerötheten Wangen.

Ida sah sein Erschrecken und ein Lächeln der Befriedigung flog über ihre eingefallenen Züge.

Ich will Dein Herz nicht mehr rühren, sagte sie, Du wirst von selbst mir Deine Theilnahme schenken, ich bin doch ein sehr unglückliches Mädchen! — Burchart, setzte sie nach einer kurzen Pause seufzend hinzu, ich weiß alles, alles, und ich verzeihe Dir. Wie konntest Du in Margariths Nähe mich noch lieben? — Lieber Burchart, sei wenigstens freundlich mit mir, laß die letzten Tage meines Lebens nicht gar zu schwer sein, es wird nicht lange dauern.

Burchart war erschüttert vor ihrem Bette niedergesunken. Sein leicht bewegtes Herz fühlte, daß er grausam, sehr grausam gegen sie gehandelt. Er benetzte ihre Hände mit seinen Thränen und konnte kaum die Bitte um Verzeihung stammeln.

Ida hatte das nicht erwartet. Der Ausbruch seines Schmerzes bewegte sie zu sehr, sie konnte ihn nicht weinen sehen. Sie hob ihn auf und tröstete ihn mit den liebreichsten Worten. Sage mir nur, daß Du mich nicht hassest, daß ich Dir nicht zuwider bin! schloß sie bittend ihre Rede.

O Ida, ich liebe Dich wie eine Schwester und Dein Unglück wird mein Herz brechen, sagte er in einem Ton, an dessen Wahrheit sie nicht zweifeln konnte.

So ist ja alles, alles gut, flüsterte Ida.

O Ida, hätte ich Margarith nie gesehen! Wenn Du wüßtest, welches unglückliche Feuer mir im Busen brennt, — ja unglücklich, ich werde nie glücklich sein.

Doch, Burchart, Du wirst glücklich sein, Margarith wird Dich lieben.

Wird sie? fragte er zweifelnd.

Ich werde ihr Herz erforschen, tröstete sie weiter, ich

werde dann immer von ihr mit Dir sprechen, Dir jedes Wort sagen, welches sie gesagt, und Dir eine treue Schwester sein.

O meine liebe, liebe Schwester, schluchzte Burchart, Du darfst nicht sterben.

Margarith öffnete jetzt leise die Thür, und als sie Burcharts letzte Worte und sein Weinen hörte, ging sie eben so leise wieder zurück.

Der Arzt war eben bei ihr gewesen, hatte sie aber von allem Fieber und ernstlichen Unwohlsein frei gesprochen und ihr nur Schlaf und Wärme anempfohlen. Sie hatte bei dieser Gelegenheit von Idas wirklicher Gefahr zum ersten Mal gehört, und wollte nicht eher zur Ruhe gehn, ehe sie das Krankenzimmer nicht noch einmal besucht.

Burcharts Thränen und Worte rührten sie unbeschreiblich. Sein ganzes Wesen in der letzten Zeit, seine Sorge und Theilnahme für die Kranke, die sie in seiner Blässe, seinem Verstörtsein zu bemerken glaubte, hatte schon ihre frühere Meinung über ihn geändert. Wenn er ihr früher gleichgiltig, oft lästig war, fühlte sie jetzt Mitleiden und Theilnahme für ihn. Sie blieb vor der Thür harrend stehen, unschlüssig, ob sie zum Trost der Geschwister hinein gehen sollte oder nicht, als Burchart heraus trat.

Er stand mit verweinten Augen vor ihr. Auch ihre Augen wurden naß, sie sagte theilnehmend: Gewiß ist noch nicht alle Hoffnung verloren.

Er sah sie starr an, seufzte und stürzte von ihr fort.

Margarith saß wieder am frühen Morgen bei der alten Dorthe am Feuerherd, aber beide waren einsilbig, sie konnten das rechte Wort zur traulichen Unterhaltung nicht finden.

Seit dem Abend, wo Margarith sich verirrt, wo Ulrich so ungestüm von Dorthen die Besorgung des Arztes forderte, wußte diese, wie es mit beiden stand. Sie sah, daß Margarith ihr Herz zu verbergen suchte, und daß sie nicht mehr unbefangen von Ulrich sprechen konnte.

Daß Gott! sagte Dorthe nach einer langen Pause, ist dies ein rechtes Unglückshaus, wer neinkömmt, muß Jammer haben. Wie die Ida kam, blühte sie wie eine Rose, jetzt zupft sie am Betttuch, und das Käuzchen schreit unter ihrem Fenster: das sind sichere Zeichen vom nahen Ende.

Ihr wird wohl sein! sagte Margarith trübe.

Ja, das wirds ihr! fügte Dorthe hinzu, und doch kann man so ein junges Leben ohne Kummer nicht schwinden sehen. Der arme Burchart grämt sich ihr nach, glaub ich.

Der Arme! wiederholte Margarith, es ist sein einzig verwandtes Wesen auf der Welt, und er scheint sie gar zu sehr zu lieben.

Ja wohl liebt er sie, und wenn sie ihm abstirbt, hat er nichts mehr auf der Welt. Wo er sonst Liebe sucht, hat der Teufel sein Spiel: es wendet das Herz sich hochmüthig zur Höhe und verschmäht ihn in Thorheit.

Margarith sah sie fragend und zugleich zürnend an.

Ja, schau mich nur so an, fuhr Dorthe fort. Es ist doch so, und ich glaub, es ist eine Sünde, wenn ich länger schweige. Du strebst nach Dingen, die Dir nicht zukommen, und es wird Dich in den Abgrund stürzen, Dich und Andere wirst Du ins Elend bringen.

Ich werde niemand ins Elend bringen, sagte Margarith düster.

Margarith, willst Du es vor mir verbergen? ich kenne jeden Gedanken Deines thörichten Herzens.

Was richtest Du meine Gedanken, richte mein Thun, die Herzen mag Gott prüfen und er ist der Lenker unsrer Herzen.

Wieder Thorheit über Thorheit. Die Jugend denkt, jeder Liebesgedanke ist ihr von unserm Herr Gott eingegeben, — da würde er viel Elend und Verwirrungen auf seine Rechnung schreiben müssen. Nein, Margarith, das ist der Herr der Hölle, der mit so verführerischen Lockspeisen seinen Vogel fängt.

Dorthe, laß Deinen Herrn der Hölle, das ist mein Herr nicht.

Sag ichs nicht! Der Welt Unglück ists eben, daß sie den Teufel nicht glaubt; grade am sichersten hat er uns, wenn wir ihn verleugnen. Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet, heißts in der Schrift. Bei Euch heißts: Wozu wachen? ist doch kein Feind da.

Margarith schwieg, und Dorthe, die schon meinte, ihrem Liebling gar zu hart zugeredet zu haben, nahm einen andern Ton an. Ich weiß ja, Margarith, Du bist immer gut und fromm gewesen, und ich denke auch, Du wirst zur Vernunft kommen.

Dorthe, sagte Margarith mit ernster Stimme, und Thränen standen in ihren Augen: glaube mir, Gott dort oben ist mein Herr. Ihm gehören meine Gedanken, mein Thun, mein ganzes Leben, er wird mich segnen, wenn auch nicht mit irdischem Glück. Drum sorge Dich nicht.

Margarith, ich weiß, Du wirst nichts Unrechts thun, Du bist stark, und durch Gottes Gnade stark, Du redest wie auf der Kanzel und ich habe nichts dagegen zu sagen. Aber es geht mir im Kopf herum. Was gegen alle Vernunft und Weisheit, muß ins Verderben führen, und warum sollst Du unglücklich sein? Du kannst glücklich sein, Du und noch ein Anderer, und er verdient es, so gut wie Du es verdienst.

Margarith schwieg. Dorthe fuhr nach einer Pause fort: Du kennst ihn nicht, Margarith, sonst würdest Du ihn nicht so kurz verwerfen; ich glaube, was Du oben suchst, findest Du eher bei ihm. Der Bastian sagt, er ist eine Perle in der Schaale; die Schaale thut sich nicht leicht auf, aber wer den Schatz gesehen, mag ihn nicht wieder lassen.

Bastian? fragte Margarith verwundert.

Ach ja, stotterte Dorthe, Du sollst es eigentlich nicht wissen; aber ich sehe nicht ein, warum nicht. Die besten Menschen sind die bescheidensten: wie soll man sie kennen lernen? Und ich meine, gegen Dich zeigt er sich immer anders, als er wirklich ist. O der Burchart ist ein Engel in Menschengestalt.

Ich weiß, sagte Margarith, ich habe ihm Unrecht gethan, in der Krankenstube habe ich ihn erst kennen gelernt. Aber was hat er mit dem Bastian?

Merkst Du nicht, daß der Bastian jetzt ganz anders ist?

Es war mir auch wohl so, ich dachte, weil er schwächer wurde und sein Ende naht, und der Herr sein Herz noch wenden möchte.

Ja, ja, der Herr hat sein Herz gewandt, fiel Dorthe ein, weil er ihm einen Engel schickte. Der Burchart geht fast jeden Abend, das heißt halb in der Nacht zu Bastian, und tröstet und unterhält ihn. Bastian sagt: es giebt da eine geheime Macht, die Menschen zusammenführt, und der niemand ausweichen kann. Wenn der Burchart zu Bastian in die Stube tritt, da fühlt der Bastian, daß es ihm leicht ums Herz wird, und der Burchart hat nicht noth, viel zu sprechen, Bastian weiß doch alles, und es ist das ein Verständniß ohne viele Worte. Aber was Burchart sagt, ist lauter Gold, und wenn er von Dir spricht, Margarith, da gehen dem Bastian die Augen über, er liebt Dich nicht wie andere Menschen lieben, — wie soll ich sagen? — wie Engel lieben. Bastian preist dich glücklich und segnet den Tag, der Euch zusammenführt, ja sein Herz weiß nichts von Fluch und Rache mehr, er will segnen, die ganze Welt segnen, und alles, alles dem Burchart zu Liebe. Margarith, wenn er wüßte, wie es hier oben steht.

Margarith seufzte. Aber ich rathe Dir, fuhr Dorthe fort, wenn Bastian auch in Dich dringt, er wirds nicht mehr lange auf dem Herzen behalten können, er meints Euch beiden zu Nutz und Frommen, sag ihm aber die Wahrheit nicht, es wird ihn aus seinem Himmel stoßen, und ich denke, Dein Herz muß sich noch wenden. Glaub es mir, Du kannst auch nicht widerstreben, denn der Herr hats beschlossen. Bastian spricht davon, als wenns schon wahr wäre, und es wird wahr.

Margarith schüttelte traurig den Kopf.

Versprich wenigstens, Du willst nicht widerspenstig Dich selbst im Zügel halten, Du willst sehen wie der Herr Dein Herz lenkt. Du brauchst ja deswegen nicht gleich Ja

zu sagen. Laß Dir von Bastian von ihm vorreden und prüfe Dich, und sei menschenfreundlich gegen den armen Jungen. Weißt Du auch, daß, seit dem Abend wo Du Dich verirrt, er sicher glaubt, Du magst ihn leiden? Bis dahin hat er gezweifelt, nun aber wankt er in seinem Glauben nicht mehr. Er sagt: Gott hat Euch beide bestimmt für einander, Gott hat ihm Deine Liebe geschenkt, daß er möchte auf den rechten Weg kommen, und er betrachtet sie als ein Gnadengeschenk, und die Welt soll ihm nicht in den Weg treten, er hält fest an Deiner Liebe. Ich weiß auch, warum er so spricht: ich sah es, wie Du ihm die Hand reichtest und ihn trösten wolltest über die kranke Schwester, Dein Auge sah dabei so mild aus, daß ich selbst hätte glauben können, Du hast ihn gern.

Margarith schüttelte wieder ernst den Kopf und verließ dann ihren Platz, um zu Bastian zu gehen.

Ich sollte Dich nicht fortlassen, sagte Dorthe. Hör, wie es regnet, und die ganze Nacht hat es wie mit Strömen gegossen, und doch möcht ich Dich nicht abhalten zu Bastian zu gehen.

Dorthe hatte sie bei diesen Worten bis zur Hausthür begleitet und steckte jetzt prüfend den Kopf hinaus.

Hu! 's ist doch schlechte Jahreszeit, sagte sie. Und sieh nur das bleiche Licht aus der Krankenstube, — das hat doch immer einen eigenen Schein. Beim Burchart, fuhr sie fort, ist noch alles dunkel, der arme Junge kommt jetzt nicht zu gut, er mags ausschlafen. Aber sieh, der Herr ist schon auf. Er rüstet sich früh, 's ist auch bös zum Reisen, und bis Schloß Bliesing ist kein Katzensprung.

Margarith ging. Als Dorthe die Hausthür geschlossen, wandte sie sich nach Ulrichs Fenster. Seine dunkele

Gestalt stand daran, — ja dunkele Gestalt, — wie sollte das nur enden? —

Der alte Bastian freute sich, als sie kam. Er war jetzt immer viel milder, freundlicher und gesprächiger.

Kann ich doch so selten jetzt kommen, sagte Margarith. Die arme Ida läßt mich oft zu sich rufen, und ich darf dann nicht fort, ich muß ihr die schlimme Zeit vertreiben.

Ja, Margarith, Du hast jetzt schwere Zeit, Du und der arme Burchart; aber es geht alles vorüber und die Sterbegesänge werden verklingen und den Hochzeitsreigen wird man hören.

Wie könnte man daran jetzt denken! fiel Margarith schaudernd ein.

Euch jungen Leuten liegt das Leben so lang vor, und ihr meint, an Sterbensnoth kann die Freude gar nicht wieder reichen. Ich habe das Leben hinter mir und sehe alles bunt durcheinander, und kann auch nicht anders sein. Das Sterben soll uns nicht gar traurig machen, und beim Hochzeitreigen sollen wir ernste Gedanken haben, — siehst Du, so ists nicht weit auseinander.

Margarith antwortete nicht und er fuhr nach einer Pause fort:

Margarith, Du glaubst nicht, wie leicht mir jetzt mein Sterbelager ist, es war mir sonst immer so dunkel, so schwer und unbegreiflich, und ich sehnte mich mit Seufzen nach dem Ende. Jetzt sehe ich es ruhig kommen: heute oder morgen oder später, wie der Herr will. Ich habe liebliche Träume und Gedanken und sehe den Himmel offen. Ja es ist, als wenn ich in meiner Jugend mit der Heerde durch die Felder zog, auf dem Hügel vor den Birken da ruht ich gern, der

Sommer lag mit seiner Schönheit auf der Erde, und die Vögel sangen und die Sonne stieg ruhig in ihr goldnes Bett. So still, so feierabendlich ist mir zu Muth, und ich harre betend und still, bis meine Sonne sinkt und ich die müden Augen schließe.

O Bastian, ob ich auch so selig sterben werde? flüsterte Margarith.

Du wirst es, sagte Bastian feierlich. Der Engel, der an meinem Sterbelager steht, wird auch an Deinem stehen. Du wirst ein frommes, ernstes und glückliches Leben führen, darnach folgt ein seliger Tod. Ja, Margarith, Dir ist ein lieblich Loos beschieden.

Margarith seufzte. Bastian fuhr fort: Ich weiß, die Dorthe hat es Dir schon gesagt, denn sie weiß es schon acht Tage, und ich habe auch nichts dagegen.

Du hast Recht, sie hat es mir gesagt, und ich weiß nicht, ob ichs von Burchart glauben soll.

Ja, traue, schaue wem! fiel Bastian ein. Aber ich weiß, wenn Dein Herz auch erst nicht sich beugen wollte, Du hast doch nicht widerstehen können.

Er sprach jetzt von dem vermeintlichen Burchart, und Margarith hörte bange. Sein Herz ist dem Herrn ergeben, sagte Bastian, aber scheu und blöde ist er noch und voll Demuth. Ja an seiner Demuth hab ich meinen Hochmuth erkannt, er ist der Engel, den der Herr mir geschickt hat. Gott widerstehet den Hoffärthigen, aber den Demüthigen giebt er Gnade, und ich fühl es, des Herrn Gnade wird mit ihm sein. Margarith, was soll ich ihm von Dir sagen?

Nichts, nichts! — Bastian, o laß mich doch jetzt in Ruhe! Und wie mag er am Sterbebette der Schwester solche Gedanken haben?

Thörichtes Mädchen! Dein Sinn kann seinen hohen noch nicht fassen. — Bei mir spricht er kaum von der Kranken, oder so wie es einem Christen ziemt, und Du bist kummervoll und kannst Dein Herz nicht erheben.

Ein vorüberrollender Wagen unterbrach das Gespräch. Margarith trat ans Fenster: es war Ulrich, der zu seiner Mutter fuhr.

Wer fährt da? fragte Bastian.

Der Herr reist zu seiner Mutter, antwortete Margarith.

Der Herr sei mit ihm! es ist jetzt nicht gut zu reisen, sagte Bastian mit sanfter Stimme.

Sie hatte von Bastian selbst hören wollen, was an Dorthens Worten war; sie hatte nun gehört und konnte sich nicht darin finden. Diesen hohen, einfachen, festen Sinn hatte sie in Burchart nicht geahnet, und seine Liebe zu ihr hätte sie rühren müssen, wenn ihr Herz nicht zu widerspenstig gewesen. Sie fühlte sich unklar und unglücklich, ja sie mußte sich zwingen, Burcharts Morgengruß freundlich zu erwidern.

Der Nachmittag dieses Tages war so trübe und stürmisch wie der Morgen. Margarith hatte viel bei der Kranken gesessen, die heute etwas wohler und freudiger war. Ida plauderte mit gutmüthiger Geschwätzigkeit und bedauerte nur, daß Margarith so wortkarg war. Besonders wenn sie von Burchart sprach und Margariths Gedanken über ihn mit Gewalt erforschen wollte, wenn sie ihn lobte und seinen Werth herauszuheben suchte, zogen sich auf Margariths Stirn die Wolken des Trübsinns nur noch dichter zusammen. Sie konnte sich zu Gefühlen, die sie selber zu fassen nicht im Stande war, nicht zwingen lassen, und so wirkten Idas

gut gemeinte Worte das Gegentheil von dem, was sie bezwecken wollten.

Als Burchart in der Dämmerung zu den Mädchen in die Stube trat, konnte sie ihre Stimmung nicht verbergen und war unfreundlich und härter als je gegen ihn, so daß er bald, nachdem er seinen Kummer darüber nicht undeutlich hatte merken lassen, das Zimmer verließ.

Ida machte ihr sanfte Vorwürfe über ihr Betragen.

Ich weiß es, erwiderte Margarith, ich thue ihm Unrecht; aber mein Sinn will sich nicht zwingen lassen. O Ida, es giebt Menschen, deren Nähe unserm Gutsein schadet. So ist es mit Burchart: meine bösen Anlagen werden durch ihn gereizt, ich thue ihm immer Unrecht, es quält mich, und doch kann ichs nicht gutmachen, kann mich dazu nicht überwinden.

Margarith, Sie sind so gut und fromm: wie können Sie einem guten Menschen absichtlich wehe thun? fragte Ida traurig.

Margarith dachte an Bastian, an seine Worte über Burchart, und schämte sich ihres unwürdigen Betragens.

Er muß denken, daß Sie ihn hassen.

Nein, ich hasse ihn nicht, sagen Sie es ihm, daß ich ihn achte, sagen Sie ihm, daß ich weiß, wie er den armen Bastian pflegt und tröstet, und daß ich ihn seitdem hochstelle, so hoch wie ihn Bastian stellt; er möchte mir verzeihen, wenn ich unfreundlich bin, sich nicht um mich kümmern. Ich glaube, ich bin krank und darum so viel übeler Laune und unzufrieden mit mir und der Welt.

Wenn ich ihm das sage, wird er getröstet sein! erwiderte Ida freudig.

Ja, ja, sagen Sie das ihm, ehe mich mein Auftrag gereut, fügte Margarith mit großer Aufregung hinzu.

Ein ankommender Wagen und Bewegung im Haus nahmen jetzt ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie glaubte, es sei Ulrich, der bestimmt gesagt hatte, daß er den Abend zurückkehre, und um dessen Verspäten sie sich schon im Stillen gesorgt; denn Sturm und Regen brausten ganz entsetzlich, und die Dunkelheit mußte es ganz unmöglich machen, den Weg zu erkennen, — da steckte Dorthe den Kopf zur Thür herein und winkte Margarith.

Es ist eine vornehme Frau, die sich her verirrt hat. Sie bittet um ein Unterkommen, das Wetter ist zum Erbarmen. Wie sie kläglich that! Eben geht sie zur Frau Bendler, ich meine, Du gehst auch hin: Du weißt doch mit solchen Leuten eher umzugehen als Deine Tante.

Margarith hörte eine fremde Stimme sich mit ihrer Tante begrüßen und wollte eben Dorthens Rath befolgen, als ein Angstruf Idas sie an deren Bette rief.

Gott! die Baronin Juschka! Ich habe ihre Stimme gehört! sagte Ida angstvoll. Margarith, ich bin verloren, schützen Sie mich, sie kömmt gewiß um mich zu holen.

Margarith, die in diesem Ausbruch des Schreckens nur einen Fieberanfall, wie er oft gegen Abend eintrat, sah, suchte die Zitternde zu beruhigen. Aber es wollte erst gar nicht gelingen, bis sie ihr versprach, die Thür fest zu verschließen und die Baronin keinenfalls hereinzulassen.

Während dessen war die Baronin bei Frau Bendler und erzählte der mit aller Holdseligkeit und Liebenswürdigkeit einen erdichteten Zweck ihrer Reise, ihr Verirren, ihre Dankbarkeit, ein Unterkommen gefunden zu haben. Sie erkundigte sich nach dem Eigenthümer des Schlosses, und spielte ihre

Rolle über Erwarten gut, denn Frau Bendler war ganz in Entzücken aufgelöst, und konnte vor Dienstfertigkeit und Höflichkeit kaum Worte finden, um diesen freundlichen Erkundigungen und Fragen das nöthige Genüge zu leisten.

Ich werde doch aber die Margarith rufen lassen, sagte sie als der Thee gebracht wurde, die versteht es besser die Wirthin zu machen, als ich alte Frau.

Wer ist die Margarith? fragte die Baronin herablassend.

Meine Nichte, gnädige Frau, — erwiderte Frau Bendler, und seit einiger Zeit zu meiner Stütze hier.

Im Augenblick hatte die Baronin einen Eroberungsplan auf Margarith fertig, — bei einem einfachen Landmädchen wird es keine Mühe kosten.

Margarith trat ein, mit jedem möglichen Vorurtheil gegen die Baronin erfüllt. Idas Schilderung und besonders ihr unerhörtes Erscheinen auf Schloß Runburg hatten ihr eine tiefe Verachtung eingeflößt.

Die Baronin konnte mit aller Weltklugheit und Geschmeidigkeit dem kalten ernsten Wesen Margariths gegenüber nichts ausrichten. Diese blieb, ohne auch im Geringsten die Gastfreundschaft zu verletzen, nur immer in den äußersten Schranken der Höflichkeit, so daß die Baronin, imponirt von der Schönheit und Eigenthümlichkeit des Mädchens, sich zusammen nehmen mußte, ihre Fassung und ihren Plan nicht aus dem Auge zu verlieren.

Margarith entschuldigte sich bald mit ihrer nothwendigen Gegenwart im Krankenzimmer, und Burchart, der eben eintrat und jetzt allein mit der Baronin in der Stube war, sollte nun die Erklärung zu Margariths sonderbarem Wesen geben.

Was prätendirt dies Mädchen? fragte die Baronin.

Sie weiß Ihren Namen, gnädige Frau.

Wie ist das möglich?

Ida, die Ihre Stimme hörte, hat im Fantasiren ihn genannt. Ich erklärte der Margarith, daß Ida zuletzt als Kammermädchen bei Ihnen im Dienste war.

Gut! sagte die Baronin beruhigt. Aber wie konnte mein Name sie veranlassen, sich gegen mich so zu betragen?

Sie kennt die Beziehungen, in denen er zu unserem Herrn genannt wird, sie ist eifersüchtig, lächelte Burchart.

Eifersüchtig? fragte die Baronin erstaunt. Und Ihr Herr?

Burchart schwieg, stotterte dann unverständliche Worte, wodurch die Baronin immer gespannter auf die Antwort wurde. Und Ihr Herr, Burchart? wiederholte sie ihre Frage.

Sehen Sie Margarith an und beantworten Sie Ihre Frage selbst, gnädige Frau, erwiderte er jetzt mit leiser Stimme.

Die Baronin ging heftig im Zimmer auf und ab. Jetzt begriff sie alles. Margariths Wesen war geschaffen, Ulrich zu fesseln, — er allein mit ihr in diesem alterthümlichen Schlosse, — es konnte nicht anders kommen. — Burchart mußte ihr jetzt mittheilen, wie weit das Verhältniß gediehen, und Burchart traf instinktmäßig die rechten Worte, um die Baronin für seine Zwecke zu gewinnen. Er schilderte das Verhältniß mehr von Margarith ausgehend, die Baronin sollte eifersüchtig, aber nicht zugleich entmuthigt werden, sich Ulrich zu erringen. Er erreichte seinen Zweck vollkommen. Kampfesmuthig erhob sie sich.

Darauf muß ich mir das Mädchen noch einmal ansehen: führen Sie mich zu ihr, unter dem Vorwande, daß ich mein früheres Kammermädchen sehen wolle! sagte sie im Tone des Gebietens, so daß Burchart nicht zu widersprechen wagte, obgleich er von Margarith den Auftrag hatte, die Baronin unter keiner Bedingung in das Krankenzimmer zu lassen.

Margarith kam ihnen an der Thür entgegen und wies sie höflich und freundlich zurück.

Sie wissen vielleicht nicht, in welcher Beziehung ich zu der Kranken stehe? sagte die Baronin mit jenem erzwungenen Lächeln, das den verbissenen Groll schon nicht mehr ganz verbergen kann.

Ich weiß es, sagte Margarith mit gleicher Ruhe, und muß doch sehr bedauern, Sie nicht einführen zu können, da die Kranke jetzt Ruhe wünscht und ihrer bedarf.

Ohne auf die Worte zu achten, drängte die Baronin sich durch die Thür. Sie versicherte, daß ihre Gegenwart der Kranken nicht schaden solle, und daß sie ihr Verlangen, sie zu sehen, erst befriedigen müsse.

Margarith von solcher Unzartheit auf das tiefste verletzt, trat einen Schritt zurück und sagte mit ernster und fester Stimme: Gnädige Frau, dies ist mein Zimmer, ich dulde niemand darin und ersuche Sie dringend, es sogleich zu verlassen.

Die Baronin, ohne ein Wort der Antwort, aber mit Stolz auf Margarith blickend, wandte sich sogleich.

Burchart ging verlegen neben ihr her, ihr zu ihrem Zimmer leuchtend, und sie bezwang ihren Zorn so gut, daß sie nach wenig Minuten mit ruhiger Stimme sagte: Ist Ida wirklich so krank?

Ohne Hoffnung, versicherte der Arzt! war Burcharts Antwort.

Sie hätten mir das vorher sagen sollen, erwiderte die Baronin, ich würde nicht auf den Besuch gedrungen haben.

Auf ihrem Zimmer angekommen, entließ sie ihre eigenen Leute und hatte noch eine lange Conferenz mit Burchart, der von allen Verhältnissen Bericht erstatten mußte, was er natürlich nur von seinem Gesichtspunkte aus und nach seinem Sinne that.

Um zehn Uhr verließ Margarith das Krankenzimmer, aber sie ging nicht zur Ruhe: Ulrich war noch nicht zurück, und obgleich sie hoffte, daß er heut nicht mehr kommen möchte, konnte sie doch das Sorgen nicht lassen. Sturm und Regen hatten etwas nachgelassen. Margarith stand am Fenster und schaute in das undurchdringliche Dunkel hinaus. Diese einsame ruhige Abendstunde that ihr wohl. Der Tag mit seinen wirren Eindrücken war vorüber, Burchart, die Baronin, und alles was unheimlich in ihre Liebeswelt eindringen wollte, lag hinter ihr wie ein wüstes Meer: was ging die ganze Welt sie an? die Welt, die sie nicht verstehen konnte! Sie versenkte sich tief in ihre Liebe, in Ulrichs Bild.

Und kommt er denn nicht durch die dunkele Nacht zu dir mit seiner Sehnsucht, mit seinen Gedanken? Müssen sich denn die leiblichen Augen grüßend begegnen, wenn die innern Augen weit aufgethan im selgen Schauen sind?

So stand Margarith in Gedanken vertieft, Sehnsucht und Unruhe wurden stärker, mit Spannung lauschte sie auf jedes Geräusch, als es mit einem Mal hell in ihrer Stube wurde. Ein rother Schein stieg am Himmel auf, — sie fuhr erschrocken zusammen, — es war Feuer. Zu gleicher Zeit

wurde es auf dem Hofe lebendig, der Schein war bemerkt worden, die Leute eilten zur Hilfe nach dem Dorfe hinab.

Auch Margarith verließ das Haus, sie bestieg einen kleinen Hügel und sah in die Gluth hinein. Die Flammen brausten und züngelten wild empor, Menschengeschrei klang dumpf dazwischen und die Sturmglocken klagten in die Nacht hinein. Margarith bangte es, es war als ob der Wehruf ihr allein nur gelte, als ob Einsamkeit, Sturm und Zerstörung immer ihre Jugend erschrecken müsse. Da hörte sie Schritte. Ulrich stand vor ihr, er reichte ihr die Hand und begrüßte sie. So standen sie schweigend neben einander, er hielt ihre Hand fest, und sie ließ es geschehen. Keiner wagte diese Minuten zu unterbrechen, und Minuten waren es nur, kurz wie das sich schnell verzehrende Feuer zu ihren Füßen. Die Zukunft lag gleich der Nacht vor ihnen, aber hoch darüber wußten sie ewiges Licht und ewige Liebe, und trugen beides durch Nacht und Dunkel in bewegter Brust.

Das Feuer, nur ein Korndiemen außer dem Dorfe, war bald verlodert und Ulrich und Margarith gingen nach dem Schlosse zurück.

Burchart war wieder so unglücklich, beide zusammen zu sehen. Er befand sich mit Frau Bendler im Hausflur, wo der Kutscher eben Bericht von des Herrn verspäteter Rückfahrt abstattete. Frau Bendler kam Ulrich sogleich mit der Neuigkeit des fremden Besuches entgegen.

Eine Dame? fragte Ulrich und wollte ihren Namen wissen.

Niemand konnte ihn sagen, bis Margariths vorwurfsvoller Blick Burchart veranlaßte, den Namen der Baronin zu nennen.

Ulrich, ohne ein Wort zu erwidern, ging auf sein Zimmer und fuhr nach einer Viertelstunde schon wieder vom

Hof. Zu gleicher Zeit brachte Burchart der Baronin folgenden Brief:

„Wie sehr bedaure ich den unglücklichen Zufall, der Sie nach Runburg führte. Ich glaube ganz in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich es sogleich verlasse, um wo möglich alle für Sie unangenehmen Folgen zu vermeiden.

Ulrich v. Runburg."

Ulrichs Brief hätte die Baronin erschrecken können, aber sie war eine Frau von Charakter, und das wunderbare alte Schloß, die seltsame Lage, in der sie sich befand, hatte sie romantisch begeistert, sie machte seltsame kühne Pläne. Am andern Morgen in aller Frühe, nachdem sie freundlich von Frau Bendler und Margarith Abschied genommen, bestieg sie, zuversichtlich und mit neuen Hoffnungen erfüllt, ihren Wagen.

Frau von Runburg war mit angenehmen Gedanken beschäftigt, die der gestrige Besuch ihres Sohnes besonders in ihr angeregt hatte. Er kam jede Woche einmal und jedesmal war er liebevoller, weicher, zutraulicher, so daß sie sich die glücklichste Mutter pries und nie ohne Rührung seiner gedenken konnte. Aber nicht allein, daß *sie* ihn liebenswürdig fand, beglückte sie; auch von ihren Freunden hörte sie dasselbe Urtheil.

Ulrich hatte hin und wieder in der Umgegend Besuche gemacht. Ein Familienkränzchen, das seine Mutter und Frau von Echtersberge gegründet, hatte ihn besonders häufig nach Echtersberge geführt. Die beiden Mütter schwelgten in schönen Hoffnungen: Ulrich war zwar gegen Rosa nicht anders als gegen andere junge Mädchen, aber man fand die Sache

so natürlich, so gar nichts ihr entgegenstehend, daß nicht daran gezweifelt wurde.

Frau von Runburg wollte nicht in Ulrich dringen, sie kannte seine leicht verletzte Natur, auch gönnte sie den jungen Leuten dies unbefangene Zusammenleben von ganzem Herzen. Gestern, wo Ulrich die Echtersberger Damen bei ihr traf, wollte man ihn stiller, zerstreuter gefunden haben, aber gleich freundlich und liebenswürdig. Frau von Runburg machte jetzt eben ihre eigenen höchst angenehmen Schlüsse daraus, als ein fremder Besuch ihr gemeldet wurde. Sie fragte nach dem Namen. Die Dame wünsche ihren Namen selbst zu nennen, war die Antwort. Frau von Runburg, eine Ueberraschung vermuthend, ging darin ein, und stand erwartungsvoll an der Thür, als die Baronin Juschka mit dem Zauber und Liebreiz ihrer Schönheit und der höchsten Kunst einer Schauspielerin vor sie trat.

Mit halb gesenktem Blick, bebenden Lippen, schien sie nach Athem zu ringen. Sie versuchte zu sprechen, aber nur abgebrochene Silben wurden laut.

Frau von Runburg, die dies Spiel für eine Wahrheit nahm und eine ungewöhnliche Bewegung darinnen sah, führte sie mitleidig zum Sofa, und sprach milde tröstende Worte.

Die Baronin blickte jetzt auf, Thränen stürzten aus ihren Augen, schluchzend legte sie ihren Kopf an Frau von Runburgs Brust.

O Gott! sagte sie nach einer Pause, indem sie sich wieder aufrichtete und mit den in Thränen nur noch schönern Augen sich zu Frau von Runburg wandte: O Gott! wie werde ich Worte finden, mich auszusprechen? Aber Sie sehen so gut, so engelhaft mütterlich aus, ja ich kann Ihnen

mein Herz ausschütten. Ich hatte nie eine Mutter, war immer eine verlassene Waise.

Frau von Runburg küßte der Baronin die Stirn. Liebes Kind, sagte sie mit hinnehmender Freundlichkeit: Sie haben schon im voraus mein Herz gewonnen, und wenn Ihnen mein Rath, meine Theilnahme etwas sein kann, sie sei Ihnen im vollsten Maße gewährt.

Sie werden erschrecken, fuhr die Baronin fort, ich möchte eine andere Form zur Mittheilung suchen, und kann doch nicht anders als in wenigen Worten es sagen. Sie legte jetzt beide Hände vor die Brust, richtete ihre Augen, aus denen einzelne helle Thränen perlten, kindlich und treuherzig auf Frau von Runburg und sagte mit kaum vernehmlicher Stimme: — Ulrich sprach nie von mir?

Ulrich? fragte Frau von Runburg erschrocken.

O darin erkenne ich ihn! fuhr die Baronin lebhafter fort: wie durfte er von mir reden, ich war ja eine verheirathete Frau. Jetzt bin ich frei gegeben, ich könnte mich auf dem Gipfel der Seligkeit fühlen, und doch ist mir so entsetzlich bange, — wenn er mich dennoch nicht liebte!

Frau von Runburg war nicht wenig erstaunt über diese Mittheilung; aber sie war gewohnt sich zu beherrschen, und blieb auch jetzt äußerlich vollkommen ruhig. — Und waren Sie Ulrichs Liebe gewiß? fragte sie theilnehmend und milde.

So gewiß wie meines eigenen Lebens, antwortete die Baronin mit einem Ausdruck von Wahrheit und Offenheit in den Zügen, der keinen Zweifel übrig ließ. — Sie schilderte jetzt mit hinreißenden poetischen Farben die Zeit ihrer Liebe, ihr Zusammensein in der Schweiz, in München, den Abschied in Dresden, sie knüpfte ihre eigene Lebensgeschichte daran,

und Frau von Runburg folgte mit großem Interesse ihren Worten.

Unser Verhältniß, schloß sie ihre Mittheilung, war, weil es unausgesprochen blieb, nur um so heiliger und schöner. Oft drängte ich das Geständniß seiner Liebe auf seinen bebenden Lippen zurück, ich durfte es nicht hören, mein Gefühl für Pflicht und Frauenehre gab mir Kraft, mein heißes Herz im Zaume zu halten. Ja als wir uns trennten, verbot ich ihm zu schreiben, ich heuchelte Kälte, Ruhe, um ihn stark zu machen, wir wußten, daß wir trotz der äußeren Kälte die Liebe warm im Herzen hatten, und ich hoffte auf Gott, daß er alles gut machen würde. Kurze Zeit, nachdem Ulrich mich verlassen, kam mein Gemahl aus Italien zurück, er fand mich verändert, forschte mit Liebe nach dem Grunde und mußte ihn bald finden. Ich habe ihm mein ganzes Herz aufgeschlossen; er war großmüthig genug mich aufzugeben. O wie mich das rührte! Wenn ich ihn nie liebte, hat sein Betragen jetzt mich ihn nur höher schätzen und achten und ihn schwesterlich lieben gelehrt. Könnt ich den Jubel meines Herzens schildern, als ich mich frei wußte, als nichts meiner Seligkeit im Wege stand. Ich schrieb jetzt an Ulrich, nur in der gewöhnlichen Freundesform, ich gönnte dem Briefe nicht, sein Entzücken zu sehen, von mir selbst sollte er die Nähe unseres Glückes hören. Ich bat ihn, nach Dresden zu kommen. Auch er antwortete im gewohnten zurückhaltenden Ton, aber er kam nicht. Auch darin erkannte ich seine Gewissenhaftigkeit. Ich bereute aber, daß ich ihm nicht gleich meine nahe Freiheit mitgetheilt, und zugleich kamen bange Zweifel über mich. Wochenlang habe ich gekämpft, Liebe und Zuversicht siegten, ich mußte ihn selbst sehen und sprechen. Aber wie? Ich stehe so ganz allein in der Welt, ohne Verwandte und Freunde, mit meinem Gemahl ist die Scheidung einge-

leitet, ihn um Rath zu fragen erlaubte mein Zartgefühl nicht. Da zeigt ein Gott mir den Weg des Trostes. Ich wußte, Ulrich hatte eine Mutter, er hatte so viel von ihr gesprochen, ich hatte Briefe von ihr gelesen, daß mein Herz ihr im Stillen mit der Liebe und Verehrung einer Tochter zugethan war. Ich werfe mich jetzt an dies mütterliche Herz, fügte die Baronin, indem sie die Hände der Frau von Runburg küßte, in höchster Aufregung hinzu. Hier will ich mein Glück oder mein Wehe hören! — O theuerste Frau! mißverstehen Sie den ungewöhnlichen Schritt nicht, zürnen Sie eher meiner Liebe, meiner Ungeduld und kindischen Rathlosigkeit. — O Gott, wenn er mich nicht mehr liebte!

Wenn Ulrich so weit gegangen ist, wird er auch Treue zu bewahren wissen, sagte Frau von Runburg mit verhaltenem Seufzer.

Treue! sagte die Baronin feierlich, meinen Sie, ich möchte Treue fordern, wo keine Liebe ist?

Ich sehe nicht, daß Sie hinreichend Grund haben, an ihm zu zweifeln, entgegnete Frau von Runburg, beruhigend.

Hören Sie mich an, sagte die Baronin hastig. Gestern kam ich nach Runburg, wo ich Sie, verehrte Frau, sicher zu finden hoffte, ich hörte dort erst, daß Schloß Bliesing für jetzt Ihr Wohnsitz ist. Weg und Wetter zwangen mich, die Nacht dort zu bleiben, — Ulrich war glücklicherweise nicht anwesend, sonst würde nichts mich abgehalten haben, weiter zu gehen, — und als er in der Nacht ankam, fühlte er sich so fein in meine Lage hinein, daß er sogleich das Schloß verließ.

Sie haben ihn also nicht gesehen? fragte Frau von Runburg.

Nein, ich sah ihn nicht, — aber ich sah jemand anders.

Wen sahen Sie?

Margarith, — flüsterte die Baronin und ein wehmüthiges Lächeln spielte um ihre Lippen.

Und Margarith? fuhr Frau von Runburg etwas heftig auf.

O Gott, wie gefährlich mußte sie ihm sein! antwortete die Baronin, indem sie sich mit beiden Händen das Gesicht bedeckte. Sie ist zu schön! und so allein mit ihr in der Einsamkeit.

Es entstand jetzt eine längere Pause, in der Frau von Runburg im Zimmer auf und ab ging.

Sie wissen nicht, begann sie jetzt, welchen Schmerz und welche Unruhe Sie mir durch diese Nachricht eingeflößt haben. Können Sie auch für die Wahrheit einstehen?

O verzeihen Sie, daß ich es bin, die Ihnen Kummer verursacht. Möchte die Nachricht eine Lüge sein, — ja, ja, ruft mein Herz, es ist eine Lüge! — Aber ich hörte von Burchart — und ich sah Margarith!

Von Burchart? fragte Frau von Runburg mit dem Ton der Beruhigung: so ist die Sache sehr zweifelhaft, er liebt selbst Margarith, die Gegend sagt ihn verlobt, aus ihm spricht Eifersucht.

Die Baronin war über diese Mittheilung erstaunt, aber nicht ganz beruhigt. Burchart hatte sie getäuscht über seinen eigenen Herzens-Zustand, auch der Nachricht über Ulrich konnte sie jetzt mißtrauen; daß aber die Sache nicht ganz erdacht sei, fühlte sie an Ulrichs und Margariths Eigenthümlichkeiten heraus. Die Baronin glaubte Ulrich von Marga-

riths Wesen angezogen, aber nicht so stark, daß er im Ernst an eine so unsinnige Verbindung hätte denken können. Margarith von ihm zu trennen, schien ihr die einzige Sorge. Mit Ulrich wieder anzuknüpfen, ihn wieder zu gewinnen, konnte dann nicht schwer sein, besonders da der Erfolg bei der Mutter so leicht und über alle Erwartung war.

Es ist vielleicht nicht so, wie Burchart mir es angedeutet, sagte sie; aber ich habe Margarith gesehen und fühle nur zu sehr, daß man die Einsamkeit des Schlosses nicht mit ihr theilen kann, ohne von ihrer Eigenthümlichkeit angezogen zu sein.

Frau von Runburg fühlte die Wahrheit dieser Worte, und machte sich nicht geringe Vorwürfe, daß sie das nicht selbst erkannt und Ulrich vor der Gefahr bewahrt habe. Aber auch sie war nicht von den Frauen, welche die Fassung so leicht verlieren, wenn auch in anderem Sinne als in dem der Baronin. Sie stützte sich auf Recht und Vernunft, und in wie weit sie sich da täuschte, wußte sie selbst nicht; sie glaubte wenigstens immer den richtigsten Weg zu gehen, und so war auch jetzt ihr Entschluß ohne großes Bedenken gefaßt. Sie überließ, nachdem sie noch manches Trostwort gesprochen, ihren Gast der Einsamkeit und Ruhe, und fuhr sogleich nach Schloß Runburg.

Margarith! sollte sie wirklich den Sohn gefesselt haben? Nein es war nicht möglich, — sie beruhigte sich so gern, daß Burcharts Eifersucht das ausgeklügelt, und daß Ulrich der schönen jungen Frau sein Herz geschenkt. Wenn auch deren Erscheinen etwas Wunderbares hatte, ihr Liebreiz, ihre Offenheit hatten sie gefangen genommen, dazu die Liebe zum Sohn, und der Schmerz und die Angst um diese Liebe. Daß die Furcht, Margarith möchte sich als Schwiegertochter

eindrängen wollen, sie veranlaßte, so leicht und ohne Urtheil das ungewöhnliche Thun und Wesen der Baronin gut zu heißen, machte sie sich natürlich nicht klar. So schwer es ihr ward, den Plan mit Rosa aufzugeben, so war es doch, wenn er die Baronin wählte, kein Unglück. Und Margarith? Nein ihr Stolz konnte den Gedanken nicht fassen.

Als sie in Runburg ankam, wurde sie von Margarith an der Hausthür freudig begrüßt, aber konnte es nicht über sich gewinnen, diese Begrüßung mit der alten Herzlichkeit zu erwidern; sie mischte etwas Kaltes und Hohes hinein, was Margarith wehe that. Beinahe zu gleicher Zeit erschien auch Ulrich am Wagen und es berührte die Mutter unangenehm, daß grade die Beiden sie empfangen mußten, sie sah darin eine Vertraulichkeit, die ihr unerträglich war. Aber sie bezwang sich bald und sprach einige freundliche Worte zu Ulrich, um ihm über das Ueberraschende ihrer Ankunft hinwegzuhelfen.

Seit dem ersten Wiedersehen Ulrichs war sie nicht hier gewesen. Sie saß jetzt wie an jenem Abend mit ihm am lodernden Kaminfeuer; mancherlei Gespräche wurden angefangen, aber die Befangenheit war von beiden Seiten so unverkennbar, daß die Unterhaltung häufig ins Stocken gerieth.

Lieber Ulrich, begann jetzt Frau von Runburg, das Täuschen wird mir schwer, Du siehst, daß ich etwas auf dem Herzen habe, ich will Deiner Spannung ein Ende machen.

Ulrichs Herz schlug zwar etwas unruhig, aber er sah der Mutter offen und ruhig ins Auge, so daß diese unter dem Einfluß seiner Ruhe im Stande war, ohne Aufregung zu sprechen.

Die Baronin Juschka ist seit heute Morgen bei mir.

Bei Dir? fragte Ulrich verwundert. Sie geht wahrlich weit! setzte er mit einem ironischen Lächeln hinzu.

Vor allen Dingen, nahm jetzt Frau von Runburg ernsthaft das Wort, siehe Dich vor, niemand Unrecht zu thun. An Deinem Lächeln sehe ich, daß es schlimmer steht als ich fürchtete.

Und konntest Du wünschen, daß es anders wäre? fragte Ulrich.

Ob ich es wünsche? O Ulrich, ich hatte freilich andere Wünsche, aber ich muß mich fügen, ihretwegen, Deinetwegen, der Welt wegen; Untreue bestraft sich immer härter an sich selbst, als an dem sie geübt wird, und doch kann ich mir kaum etwas Härteres für das arme Wesen denken, als Deine Untreue.

Liebe Mutter, erwiderte Ulrich ruhig, Dein Herz ist so rein und wahr, daß es den Gedanken, getäuscht zu werden, kaum fassen kann. Es giebt aber eine Welt, die sich nur in Schein und Trug bewegt, deren Aufgabe es ist zu täuschen. Ich begreife, daß es der schönen und klugen Baronin nicht schwer werden konnte, Dein Herz und Deinen Glauben an sie zu gewinnen.

Können denn Männer nicht anders als lieben oder hassen? sagte Frau von Runburg mit einiger Heftigkeit.

Ich habe die Baronin nie geliebt, sprach Ulrich eben so ruhig weiter, ich lebte in der großen Welt mit ihr, ich habe es ihrem eigenen Thun nachgethan und deshalb muß ich mich anklagen. Aber ich versichere Dich, daß ich nie anders gegen sie war, als viele junge Leute, die sie vor mir umschwärmt haben, und deren Huldigungen sie gleich der meinigen aufgenommen. Nie ist ein Wort von Liebe unter uns gesprochen.

Das weiß ich, fiel Frau von Runburg ein, und es beweist ihre Reinheit, sie durfte nicht zu einem andern Manne von Liebe sprechen, da sie selbst gebunden war. Sie ist jetzt frei, ihr Gemahl war so großmuthig, sie frei zu geben, — die Arme, sie ist jetzt unglücklicher als je. Aber ich sage Dir, daß sie Deine Liebe nicht fordert, nein, daß sie befürchtet, Du möchtest Dich gefesselt fühlen, Du möchtest nur dem Pflichtgefühle folgen. Sie giebt Dich frei, ganz frei, und will nur Gewißheit. Aber genug davon, ich weiß was ich wissen wollte. Vielleicht habe ich nicht mit der Zartheit gehandelt, wie die Baronin es wünschen konnte, ich verstehe nicht mit solchen Sachen umzugehen. Für jetzt gebe ich Dir noch Zeit, Dich zu prüfen. Bis die Scheidungsacte in ihren Händen ist, konnte nichts geschehen, und mit ihrem strengen Gewissen wird sie es natürlich finden, wenn Du sie bis dahin nicht siehst. Sie soll als Tochter einer Jugendfreundin gelten, niemand wird etwas darin finden. Später wird es meine traurige Pflicht sein, sie mit ihrem Unglück bekannt zu machen, die Arme steht so verlassen in der Welt, ich will wenigstens suchen gutzumachen, was mein Sohn an ihr verschuldet.

Mutter! sagte Ulrich in zürnender Aufregung, ich kann es nicht dulden, daß eine Frau in Deiner Nähe bleibt, die unwürdig in jeder Art, die Gefühl und Wahrheit so schmähen kann! Ich will mich ihr gegenüber stellen, ich will ihr sagen, wie ich dies Spiel verachte, wie ich es längst durchschaut habe.

Ulrich, keine Grausamkeit, zu der nur eine neue Leidenschaft Dich reizen konnte, sagte die Mutter heftig. — Jetzt zweifle ich kaum. — Ulrich! gehörst Du auch zu den Schwachen, zu den Gewissenlosen, die mit Herzen spielen,

wie es dem eignen verwöhnten Herzen gelüstet: Ulrich, — wie steht es mit Margarith? —

Ulrich erröthete. Die Mutter sah ihn forschend an.

Sprich, wie steht es mit Margarith? wiederholte sie mit verhaltenem Athem.

Mit Margarith? — wiederholte Ulrich.

Ja, mit Margarith. — Ulrich schwieg noch immer und sah nicht auf.

O Ulrich, so ist es wahr, was im Munde Deiner Leute? fuhr sie mit zitternder Stimme fort.

Was im Munde meiner Leute, begann jetzt Ulrich mit leiser, aber fester Stimme, das weiß ich nicht; aber wenn Du die Wahrheit meines Herzens wissen willst: ich liebe Margarith.

So ist es doch wahr? sagte jetzt die Mutter mit einem Ausruf des Schmerzes. Ulrich, wie konntest Du mir das thun! Der glückliche Traum meines Lebens ist nun vorüber. O wie konnte ich auch nur hoffen, glücklich zu werden! Aber von dieser Seite habe ich den Schlag nicht erwartet. Meine Liebe zu Dir hat das nicht verdient.

Mutter, sagte Ulrich ernst, hast Du auch schon geprüft, ob diese Liebe ein Unglück für uns ist?

Diese Frage kann nur die Leidenschaft, die Dich irre führte, thun. Eine Verbindung, die alle bestehenden Verhältnisse zerreißt, die unberechenbare Verwirrungen anrichtet, uns mit der Welt und allen gewohnten Umgebungen verfeindet, kann uns nur unglücklich machen. Der Unterschied der Stände ist eine heilige Einrichtung Gottes, wir dürfen nicht dagegen freveln.

Gewiß eine Einrichtung Gottes, versetzte Ulrich, die

er aus dem tiefsten Bedürfniß der Menschen hat erwachsen lassen. Aber diesen äußern Verhältnissen das innerste Bedürfen, das er uns ins Herz gelegt, zu opfern, das rächt sich immer auf die traurigste Weise.

In einem festen Herzen können solche Widersprüche nicht entstehen! fiel Frau von Runburg heftig ein. Nein, nein, so gut die Gesetze der Natur nicht mit der Zeit sich umgestalten werden, so gut werden die Bedürfnisse unseres Lebens, wenn auch noch so hart angegriffen, doch ewig dieselben bleiben. Die Palme gedeihet nicht wo die Tanne, und diese nicht an der Stelle von jener.

Aber könnte nicht ausnahmsweise ein Samenkorn auf unrichtigen Boden fallen?

Ulrich, wo Gott es hingestreut, wird es auch seine Nahrung finden. Margarith kann, wo sie steht, das ihr bestimmte Ziel erreichen und den ihr bestimmten Wirkungskreis ausfüllen.

O Mutter! sagte Ulrich nicht ohne leichten Spott, aber dabei so ernst und kräftig, daß er sie nicht verletzen konnte: ich bin nicht so kühn, unseren Stand für den besseren Boden zu erklären. Sieh um Dich: überall Mißwachs, Unnatur, Verderben. Nein, ich bin das Samenkorn, das hier verkümmern muß, das sich nach einer andern Heimath sehnt, nach einem Herzen, von dem es verstanden wird. Sage, Mutter, hast Du nicht auch auf diesem Boden verkümmert und einsam gestanden? haben die Verhältnisse, die Umgebungen, in denen Du lebtest, Dein Unglück mildern können?

Ulrich, reiße alte Wunden nicht auf, anstatt sie zu heilen. Ich kann den Sofismen eines Liebenden nichts entgegenstellen, und will es auch nicht, erwiderte Frau von Runburg, indem sie mit Mühe ihre Bewegung zu verbergen

suchte. Du wirst es fühlen, daß ich Margarith nie meine Tochter nennen kann.

Ich will und werde Dein Sohn bleiben, sagte Ulrich weich, aber nie sollst Du gegen Deinen Willen in Margarith Deine Tochter sehen.

O Ulrich, lieber Ulrich! sagte Frau von Runburg, Thränen der Rührung und Ueberraschung im Auge: in diesem Ausspruch erkenne ich Dich. Aber es kann mich nicht glücklich machen, setzte sie nach einer Pause hinzu: wenn Du unglücklich bist, ist auch mein Glück dahin. In Deinem Glücke nur noch will ich leben, es ist das Einzige, was mir übrig blieb.

Es liegt in Deiner Hand, flüsterte Ulrich.

Sei nicht grausam, sprich nicht so! rief sie aufgereizt: gieb mir erst ein anderes Leben, eine andere Jugend, lasse mich Ansichten und Meinungen vergessen, die ich mit der Muttermilch habe eingesogen, gieb mir ein anderes Wollen und Streben, ja laß mich nicht Ich sein, und dann fordere das von mir.

So verzeihe mir, Mutter, erwiderte Ulrich bittend, wenn ich Unmögliches von Dir forderte. Liebe mich wie früher und sei in meiner Liebe glücklich.

Wirst Du mich lieben können, nach dem was ich Dir wehe gethan? fragte die Mutter mit unsicherer Stimme.

Ulrich beugte sich zur Mutter, Thränen standen in seinen Augen. Mutter! — sagte er mit bewegter Stimme.

Der Mutter Antwort erstickten Thränen. Diese Liebe des Sohnes war ihr Seligkeit. Dieses weiche Nachgeben hatte sie nicht erwartet, sie knüpfte neue Hoffnungen daran.

Eines noch bitte ich Dich, fügte Ulrich leise hinzu: zürne Margarith nicht.

Nein, nein, ich will sie lieben wie ich sie früher liebte, — versicherte Frau von Runburg, indem sie ihren Sohn schluchzend umarmte. Jetzt nehme ich sie mit nach Bliesing, als Gesellschafterin der Baronin soll es sein.

Am andern Morgen verließ Margarith mit Frau von Runburg das Schloß. Alle Personen, die sich für Margarith besonders interessirten, waren zufrieden mit ihrer Abreise.

Ulrich hoffte mit dem unüberwindlichen Glauben der Liebe, daß nur Margariths Nähe, wenn eine Möglichkeit überhaupt vorhanden, die Hindernisse bei der Mutter zu beseitigen im Stande sei. Er fürchtete nicht der Baronin Intriguen: Margariths Festigkeit und Klarheit mußten unberührt davon bleiben, und auch die Mutter mußte das Spiel dieser Frau bald durchschauen.

Burchart war glücklich, Margarith von Ulrich entfernt zu wissen. Frau Bendler wollte schon lange Blässe und Schweigsamkeit als Folgen der langen Krankenpflege an ihr bemerkt haben, und hatte nach einem Vorwande, sie zu entfernen, längst gesucht. Dorthe, die kluge, meinte den Grund dieser plötzlichen Entfernung zu ahnen, und war ganz mit der mütterlichen Klugheit einverstanden. — Nur Bastian trauerte. Er wußte ja nichts von den Wirren dort oben, besonders seines vermeintlichen Burchart wegen that ihm ihre Entfernung leid, da dieser seit dem Tage nur schwermüthiger und ernster war und von freudigen Hoffnungen und Aussichten nichts mehr hören wollte.

Margarith selbst ging mit großer Freude zu der Frau, die sie so hoch verehrte, und die ihr jetzt in der Liebe zum Sohn in noch höherer Glorie strahlte. Den kalten Empfang

vom vergangenen age hatte sie bald vergessen, da Frau von Runburg heute wieder freundlich wie gewöhnlich war.

Frau von Runburg hatte es nicht für nöthig gefunden, den Namen der Dame zu nennen, zu deren Gesellschaft sie Margarith wünschte; erst kurz vor Bliesing erwähnte sie beiläufig, wie die Baronin den Umweg über Runburg gemacht, und daß sie die Tochter einer Jugendfreundin sei.

Noch bestürzt von dieser Mittheilung, trat Margarith vor die Baronin. Aber das war nicht mehr dieselbe, die sie in Runburg gesehen; sie war jetzt holdselig, anspruchslos, entschuldigte so vielfach ihr Betragen an jenem Abend, wo sie von der verspäteten Irrfahrt, von Angst der ungewohnten schlechten Wege und fremden Pferde, von Verlegenheit, nach alle dem Frau von Runburg dennoch nicht anzutreffen, überwältigt, sich gewiß kindisch und unpassend genommen habe.

Frau von Runburg fand dies Entgegenkommen fast zu herablassend und herzlich, aber sie rechnete es der Baronin Liebenswürdigkeit nur desto höher an, und Margarith selbst konnte sich solcher Gewandtheit gegenüber kaum finden, und wurde unwillkürlich veranlaßt, ihre Meinung über die Baronin wieder in Zweifel zu ziehen.

Frau von Runburg hatte nun ihre Absicht, Margarith von Ulrich getrennt zu wissen, erreicht, aber sie fühlte von Tag zu Tage mehr, daß auch hier Margarith nicht am rechten Orte sei. Sie sollte von überspannten unpassenden Lebensanschauungen geheilt und in einfache für sie natürliche Verhältnisse zurückgeführt werden; auch suchte Frau von Runburg absichtlich das Dienstthuende in Margariths Stellung herauszuheben, aber es ließ sich, ohne sie sehr zu verletzen

und ganz und gar zu entfremden, nicht so durchführen, wie es in den Wünschen der Frau von Runburg lag.

Margarith war es gewohnt, sich in ähnlichen Kreisen frei zu bewegen. In der Stadt, wo der Unterschied der Stände in seinen Uebergängen weniger hervortritt, hatte sie sich im üblichen geselligen Verkehr den vornehmsten jungen Mädchen gleich gefühlt, ja sie war oft das Ziel der Huldigungen der gesuchtesten jungen Männer gewesen, wenn manche der jungen Mädchen, die sie jetzt bei Frau von Runburg wieder traf, vernachlässigt neben ihren Müttern saßen. Hier in dem abgeschlossenen Kreise eines Landadels war der Unterschied nicht so leicht zu verwischen. Die älteren Damen, die Absicht der Frau von Runburg ahnend, die das junge Mädchen nicht anspruchsvoll über ihren Stand erheben wollte, richteten ihr Betragen mit vieler Gewissenhaftigkeit demgemäß ein, und Margarith, die zurückhaltend, bescheiden, nie Veranlassung zu diesem Pflichteifer gab, fühlte sich unglücklich und gedrückt in diesem Kreise.

Von allen aber verstand es Frau von Echtersberge auf die feinste Weise, Margarith die ihr gebührende Stellung anzuweisen, und Frau von Runburg, deren Vertraute sie in jeder Hinsicht war, mit gutem Rath auch in dieser Hinsicht zu unterstützen.

Eines Tages saßen beide Freundinnen sich allein gegenüber. — Theuerste Runburg, sagte Frau von Echtersberge, nehmen Sie es mir nicht übel, aber Sie sind in manchen Stücken eine zu unbefangene Frau. Erstens hätten Sie sich von der Baronin Juschka nicht so sehr hinnehmen lassen sollen, sie verdient es wahrlich nicht, und ich möchte sie Ihnen nicht zur Schwiegertochter wünschen.

Daran ist nicht zu denken! entgegnete Frau von Run=

burg. Ich weiß nicht, wie ich die arme Frau von dieser Wahrheit überzeugen und sie von hier entfernen soll. Mit der Festigkeit einer Verzweifelnden hält sie sich an mir.

Ach, das überlassen Sie mir, lächelte Frau von Echtersberge. Für jetzt aber: Margarith und immer wieder Margarith, sage ich Ihnen, muß unsere Hauptsorge sein. Ich will damit nicht aussprechen, daß ich die Sache ernst nehme; nein, — aber wenn wir jetzt nichts dazu thun, kann sie später uns weitere Sorge machen. Sobald Margarith sieht, daß von Ulrichs Seite die Fantastereien aufhören, wird sie keinen Augenblick zögern, Burchart zu heirathen. Sie war mit ihm schon in einem Verhältniß, das weiß ich genau. Warum auch nicht? Ein Mädchen giebt etwas auf eine gute Versorgung. Sollte jetzt der Widerspruch in ihr angeregt sein, so muß man sie leiten und mit Klugheit dahin führen, wohin man sie haben will, ohne daß sie es bemerkt.

In dem Augenblicke traten die Baronin und Margarith in das Zimmer.

Frau von Echtersberge, als ob es ihr so eben einfiel, fuhr fort: Dem guten Ulrich, liebste Runburg, habe ich etwas Neues mitzutheilen, etwas sehr Angenehmes, das er mir zu verdanken hat. Sein Burchart, dieser liebenswürdige, gescheite Mann, ist Kreissecretair bei meinem Bruder geworden. Es lag ein wirkliches Mißverhältniß zwischen seiner Bildung und seiner Stellung, und ich habe mir die Dankbarkeit aller Pastoren und Amtleute durch meine Verwendung für ihn erworben, die ihn seiner Liebenswürdigkeit nach so gern bei sich hatten, und sich doch mit seinem Stande nicht recht vertragen konnten.

Frau von Runburg und die Baronin zeigten sich sehr

erfreut über diese Nachricht, und die Unterhaltung wurde noch weitläuftig ausgesponnen.

Margarith saß schweigend dabei. Sie fühlte und wußte, was diese Unterhaltung beabsichtigte. Schon oft hatte Frau von Runburg über diesen Gegenstand zu ihr gesprochen, hatte Burchart gelobt und ihn höher gestellt, als sie es ihrem Wesen nach ohne besondern Grund gethan haben würde; aber so direkt, wie es heute Frau von Echtersberge that, war es noch nie geschehen.

Und Margarith hat kein Wort der Theilnahme für Burchart? fragte Frau von Echtersberge lächelnd.

Margarith erwiederte ruhig, daß sie sich gewiß darüber freue, da Burchart sich längst nach solcher Stellung gesehnt.

Ei, ei, unsere liebe Margarith kann sich ja recht verstellen, fuhr Frau von Echtersberge fort. Als ob sie bei Burcharts veränderter Stellung nicht ebenso betheiligt wäre als er selbst!

Margarith wurde feuerroth bei diesen Worten.

Frau von Echtersberge ließ sich dadurch in ihrer Rede nicht stören. Nun, nun, mein Kind, sagte sie wie tröstend, Sie brauchen sich dieser Neigung nicht zu schämen, Burchart ist ein vortrefflicher Mensch, und ich bin überzeugt, daß sich manches Mädches hier in der Gegend gern von ihm beglücken ließe.

Frau von Runburg konnte es doch nicht über ihr Gewissen bringen, in dies lügenhafte Spiel einzugehen. Sie prüfte mit forschenden Blicken Margarith, aber sagte kein Wort dazu. Der Baronin konnte indessen nichts erwünschter kommen. Sie stand auf, hob Margariths Kopf neckend in die Höhe, küßte sie auf die Stirn und sagte zärtlich: Ei, ei, nun wissen wir also mit einem Mal, warum unsere liebe

Margarith immer so gedankenvoll, so in sich gekehrt ist. Sie böses Kind! so oft haben wir vertraulich mit einander geredet, aber keine Ahnung habe ich von dem Herzensgeheimniß gehabt, und ich hätte gewiß recht sehr daran Theil genommen: eine glückliche Neigung ist ja das größte Glück in dieser Welt. Nun, meine guten Wünsche kommen nicht zu spät! fügte sie mit einer Theilnahme hinzu, die so recht aus dem Herzen zu kommen schien.

Die arme Margarith fühlte ein solches Weh im Herzen, daß sie kaum im Stande war, ihre Fassung zu behaupten. Flehend blickte sie auf, sie wurde immer bleicher, ihre zitternden Lippen suchten nach einer Antwort und konnten keine hervorstammeln.

Frau von Runburg, unzufrieden mit ihrem Betragen und einen unangenehmen Auftritt fürchtend, entschuldigte Margarith mit einem Unwohlsein, und rieth ihr, den heute versäumten Spaziergang nachzuholen. Margarith erhob sich von ihrem Platze, um den Rath zu befolgen, während Frau von Echtersberge, als wäre gar nichts vorgefallen, schon wieder von gleichgiltigen Dingen sprach.

Es war ein milder Decembertag, die Sonne stand schon tief am grünlich-blauen Himmel und warf ihre Strahlen über eine leichte Schneedecke hin. Am Ende des Parkes, wo der Weg nach Runburg führt, ging Margarith hin und her, es war ihr Lieblingsweg, sie meinte, ihre Gedanken könnten von hier am leichtesten nach der geliebten Heimath eilen, aus der sie verbannt war, und wohin zurückzukehren sie niemals hoffen durfte. So schwer wie heute war ihr Herz noch nie gewesen. Ihre Jugend war hin, die Zukunft lag trübe vor ihr. Sie dachte an das nahe Weihnachtsfest, das für sie keine Freude bringen konnte, und dachte mit Wehmuth

an die fröhlichen Feste der Vergangenheit. Warum fühlte sie sich denn mit einem Mal so einsam und verlassen? Bis dahin hatte sie fröhlich hingelebt, jeder Mensch war ihr Freund; jetzt prüfte sie die Zahl ihrer Freunde und wußte nicht, wo sie ihre Heimath finden sollte.

So in Gedanken vertieft, hatte sie nicht bemerkt, daß ein Wagen auf der Fahrstraße ihr ziemlich nahe gekommen war. — Von Runburg! — Ein Strahl der Freude durchzuckte sie. Sollte es Ulrich sein? Schnell pulsirte ihr Blut, mit spähenden Blicken beobachtete sie das Näherkommen des Wagens, und bald erkannte sie in ihm einen Runburger. Ein Herr saß darin. Noch ein scharfer Blick, und wie ein kaltes Schwert glitt es durch ihre Seele, — es war Burchart! Er verließ den Wagen, schwang sich über das Gitter und stand vor ihr, bleich und sanft, mit kummervollem Blick.

Ich bringe Ihnen Idas letzte Grüße, sagte er, indem Thränen aus seinen Augen stürzten, die in Folge seiner wirklichen Rührung über Idas Tod, aber auch durch Margariths Wiedersehen, durch die Vorstellung seiner unglücklichen Liebe zu ihr hervorgerufen wurden.

So hat sie ausgelitten, erwiederte Margarith weich. Sie war ja auch eine Verlassene in der Welt.

Verlassen wie ich es bin, sagte Burchart schwermüthig. O Margarith, wenn nicht ein Hoffnungsstrahl dies arme Herz beseelte, es müßte am Leben verzweifeln. Margarith, ich weiß, Sie lieben mich nicht; aber weisen Sie dies Herz nicht zurück, es ist Ihnen ergeben mit seinen heiligsten Gefühlen, und bei Gott! Sie sollen nie bereuen sich mir anvertraut zu haben. Ich will Ihr Freund, Ihr Bruder sein. Haben Sie doch auch niemand, der Ihnen nahe steht, und in der Welt,

wo Sie jetzt leben, wo Sie so geduldet werden, können Sie sich nicht wohlfühlen: O Margarith! auf meinen Händen will ich Sie tragen. — Bei diesen Worten kniete er vor sie hin, ergriff ihre Hand: — Margarith, sprechen Sie das Todesurtheil nicht aus! rief er mit bebenden Lippen.

Margarith war erschrocken, sie bat ihn aufzustehen, aber er beschwor sie um ein Wort, um ein einziges Wort der Beruhigung.

Burchart, das Herz läßt sich nicht zwingen, — sagte sie angstvoll.

So hassen Sie mich? fragte er mit einem Ausdruck des Schmerzes, der ihr Herz rührte.

Nein, nicht hassen! erwiederte sie hastig. Burchart, Sie wissen es ja, ich achte Sie — stehen Sie auf, lassen Sie uns von unserem Freunde Bastian sprechen. Erzählen Sie mir: wie geht es ihm?

Burchart kannte das Mißverständniß, Ida hatte es ihm gesagt, und er scheute sich nicht, Margarith in dem Wahne zu lassen, daß er der Freund des alten Bastian sei.

Jetzt nicht von Bastian! rief er dringend. Jetzt bestimmen Sie mein Schicksal. Margarith, ich begnüge mich gern mit dem, was Ihr Herz mir bieten kann: können Sie mich nur wie einen Bruder lieben, so ist mein Glück gesichert, und das Ihrige, ja ich beschwöre es vor Gott und seinen heiligen Engeln, es soll gesichert sein..

Er hatte diese Worte mit erhöhter Stimme gesprochen, als die Baronin Juschka, schnell aus einer Seitenallee tretend, ganz in seiner Nähe stand.

Schnell sprang er auf. Margarith sah erschrocken die Baronin an. Aber diese, ohne es zu bemerken oder sich

daran zu kehren, kam mit feinem lächelndem Munde und sagte mit dem Tone der Freundschaft: Es thut mir leid, daß ich Sie überraschen mußte. Soll es ein Geheimniß bleiben, so können Sie mir vertrauen, daß ich nicht davon rede; aber Sie werden mir erlauben, an Ihrem Glücke theilzunehmen.

Nicht von Glück ist die Rede, sagte Margarith düster. Burchart brachte mir Idas Todesnachricht.

Eine leichte Bewegung zeigte sich bei diesen Worten im Gesichte der Baronin, aber verlor sich in allgemeinen Frasen der Theilnahme und Betrübniß. Als sie jedoch auf Burcharts und Margariths Verhältniß zurückkehren wollte, schnitt Margarith mit solchem Ernst, mit solcher Ruhe die Unterhaltung ab, daß sie genöthigt war, ihre Absicht aufzugeben, und schweigend Margarith zum Schlosse zurückgeleitete.

Denselben Abend saßen die Baronin und Margarith auf ihrem Zimmer. Schon oft hatten sie Stunden zusammen verplaudert: Margarith sprach von ihrer Jugend, ihrem einfachen Leben, und mischte dazu ihre eigenen Betrachtungen; die Baronin erzählte von ihren bewegteren Verhältnissen, schilderte das Leben in der großen Welt. Die interessantesten Intriguen trug sie vor, wobei sie sich selbst immer in das gewünschte Licht zu stellen wußte. Wenn auch bei diesem Zusammenleben Beider innerster Seelenzustand verborgen blieb, so hatten sie dennoch Genuß in diesen Mittheilungen gefunden. Margarith interessirte es, einen Blick in das ihr unbekannte Leben der großen Welt zu thun, das ihr eben so unbegreiflich war als das Wesen der Baronin. Idas Schilderungen konnte sie nicht anders als bezweifeln, ja fast fühlte sie sich durch die immer wachsende herzliche

Vertraulichkeit der Baronin angenehm berührt; denn einen solchen Grad von Verstellung und Lüge konnte sie nicht ahnen.

Die Baronin verfolgte in diesem Zusammenleben ihren bestimmten Zweck, und sah sich ihm jeden Tag näher kommen. Mit Erstaunen erkannte sie immer mehr Margariths reinen hohen Sinn, und stützte grade darauf die Erfüllung ihres Planes. Ihr Herz war nun einmal in Leidenschaft so gefangen, daß keine Macht der Welt sie aus Ulrichs Nähe bringen sollte. Und war Margarith für ihn verloren, so war sie ihres Sieges gewiß. Seit einiger Zeit fühlte sie sich sicher genug, einen Hauptsturm auf Margarith zu wagen, und fand in dem heutigen Gespräch der Frau von Echtersberge und in dem Zusammentreffen mit Burchart noch besondere Veranlassung dazu. Nach vielen traulichen Gesprächen, die in Margarith die Stimmung vorbereiten sollten, begann die Baronin mit niedergeschlagenen Augen:

Liebe Margarith, wie geht es nur zu? wir haben so mancherlei besprochen, aber von dem, was eigentlich unser Herz bewegt, haben wir uns nichts mitgetheilt.

Margarith, überrascht, konnte kaum eine Antwort finden. Nach einer Pause, in der die Baronin mit forschenden und doch lächelnden Blicken sie beobachtet hatte, erwiderte sie: Es giebt auch so manches, das unausgesprochen unserm Herzen lieber ist, als ausgesprochen.

Aber nur so lange als es traumhaft verhüllt in uns lebt. Tritt es erst mächtig und klar hervor, nimmt es die ganze Seele ein, leben und sind wir nur in dem Einzigen: da sehnen wir uns nach Mttheilung.

Die Bedürfnisse jeder Natur mögen verschieden sein, entgegnete Margarith.

Nicht doch, Margarith. Jedes Herz bleibt sich gleich. Sie kennen vielleicht diese Höhe der Gefühle noch nicht, sonst würde es Ihnen eben so sein. Oder sollten Sie wirklich mehr Festigkeit, mehr Willenskraft haben, Ihren Gefühlen zu gebieten? — Sie sah Margarith, wie in Gedanken vertieft, einige Augenblicke an und fuhr dann fort: Ja, Margarith, ich glaube es fast, daß die Kraft, die in Ihnen wohnt, mir fehlt. Ich gebe mich mehr allen Eindrücken hin, kann leichter glücklich, leichter unglücklich sein! setzte sie seufzend hinzu. Ich beneide Sie um Ihre Kraft.

Man kann sie sich erringen, sagte Margarith ernst und gedankenvoll.

Ach mir fehlt die Kraft zum Ringen! erwiderte die Baronin schwermüthig. Und nein! fuhr sie heftig auf: ich mag sie nicht, ich will mich hingeben, ich will schwelgen im Glück oder Unglück. Aber, Margarith, ganz vermögen Sie mich nicht zu täuschen; ich weiß, daß Ihr Herz Aehnliches fühlt, als das meine. Die Neckereien der Frau von Echtersberge ließen Sie nicht unberührt, — und heut im Garten! — Sie drohte schelmisch mit dem Finger; und als sie sah, daß Margariths Stirn sich bei diesem Worte verdüsterte, schlang sie ihren Arm zärtlich um des Mädchens Nacken und sagte treuherzig:

Liebe Margarith, ich will Ihre Geheimnisse nicht erforschen, nur will ich Ihnen sagen, daß ich, seitdem ich sie ahne, mich Ihnen als eine Herzensverwandte viel näher fühle, und daß ich Muth habe, Ihnen mein Herz zu eröffnen. O Margarith, Sie werden mich verstehen, und was giebt es Süßeres als von seinem Glücke reden zu können, es von Anderen mitempfunden zu sehen?

Sie blickte bei diesen Worten schwärmerisch und glückestrunken auf Margarith, die kaum wußte wie sie solchen Blicken begegnen sollte, und so gern dies Vertrauen von sich abgewehrt hätte. Aber die Baronin, die jeden Gedanken auf Margariths klarer Stirn las, ging weiter, überschüttete sie so sehr mit Ausbrüchen der Rührung und Liebe, daß sich Margarith diesem Vertrauen nicht entziehen konnte.

Die Baronin schilderte nun die Geschichte ihrer Liebe mit den heißen Farben ihres Herzens. Ueber den vielen Piquanterien im Zusammenleben mit Ulrich, über den eigenthümlichen anziehenden Situationen schimmerte der Gifthauch einer modernen Liebe, leuchtete ein unheiliges Feuer, das sie selbst nicht ahnend, auch nicht zu verbergen suchte. Ja, sie glaubte, wenn sie mit ästhetischen Formen und überspannten Gefühlen Margarith zu imponiren suchte, damit zugleich das Ideal einer Liebe hinzustellen, während Margarith nicht ein Wort der Erwiderung hatte. In ihrem Herzen war alles ausgestorben. War Ulrich einer solchen Liebe fähig, so war ihre eigene eine Täuschung. Bastians Schilderungen von der Verderbniß der höheren Stände, Dorthens Warnungen standen gleich Schreckbildern vor ihrer Seele. — Sie hätte an der Wahrheit der Liebesberichte zweifeln mögen, aber in den Worten der Baronin war zu viel empfundene Seligkeit, empfundenes Glück, — daran war nichts zu bezweifeln.

Margarith! schloß diese mit strahlenden Augen und bewegtem Busen, denken Sie sich die Gluth meiner innern Welt und die Fesseln, die mir von außen angelegt wurden. Ich war verheirathet. Ein Wort der Liebe von einem fremden Manne anzuhören, wäre Sünde gewesen, und doch war jeder Schlag meines Herzens, jede Bewegung meiner Seele ein Gedanke der Liebe. Wie oft mußte ich das Geständniß

der Liebe auf Ulrichs Lippen zurückhalten, wie oft da Kälte heucheln, wo innere Gluth mich zu verzehren drohte. Aber ich war fest, niemand hat je dieses Feuer geahnet, die Erhaltung meines Rufes ging mir über alles. Glauben Sie mir, es ist dies nichts Leichtes in der großen Welt für eine so allein stehende und gefeierte junge Frau. Ich drang deswegen selbst auf Ulrichs Abreise, ja ich verbot ihm zu schreiben. Aber wer beschreibt meine Sehnsucht, meine Verzweiflung, als er fort war? Welch ein Kampf entstand in mir! Einen Tag schrieb ich einen liebeglühenden Brief, den andern Tag zerriß ich ihn und schrieb einen neuen, der desto ruhiger, desto kälter war. Ich wollte nur hören von ihm, nur Worte von ihm geschrieben sehen, und schickte einen Brief, der ein Kunstwerk von kalter Ruhe und Freundschaft, an Ulrich ab. Seine Antwort kam. Er hatte die Form, die zwischen uns beobachtet wurde, auch darin beibehalten. Ich aber war eine Thörin, ich verlangte, seine Leidenschaft sollte jede Form durchbrechen, sollte ungebunden überströmen. Ich riß den Brief in tausend Stücken, und mit wie viel Thränen der Reue, des Schmerzes habe ich die Stückchen zusammengelegt.

Die Baronin schilderte nun noch, was sie schon der Frau von Runburg von ihrem Gemahl und von der Scheidung sagte, und fuhr so fort: Das Wort Freiheit kann der nur verstehen, der danach lange ohne Hoffnung schmachtete. — Ich war selig, wie ein Mädchen von sechszehn Jahren, — was beschreibe ich das? Sie haben mich ja heut kennen gelernt in aller meiner Schwärmerei und Thorheit! Was habe ich Ihnen noch zu sagen? Seit dem Augenblick, wo mein Mann mich frei gegeben, durfte ich auch nicht mehr bei ihm bleiben; Verwandte habe ich nicht, ich eilte mit

kindlichem Vertrauen zur Mutter meines Geliebten, zu diesem Engelsherzen. Könnt ich es beschreiben, wie wohl mir hier ist, und welch eine Zukunft liegt vor meinen Blicken! Ich kann die Wonne kaum fassen. Jeden Tag erwarte ich die Scheidungsakte, — dann, dann ist kein Hinderniß mehr im Wege, wir dürfen uns sehen, sprechen! sprechen ohne jene lästige Form, die unsere Liebe bis jetzt bedrückte. O Margarith! so sehr ich Ulrichs Gegenwart entbehre, so sind doch die Hoffnungen, die mich beseelen, zu groß, zu schön, als daß ich eine kurze Prüfungszeit nicht gern ertragen sollte.

Margarith antwortrte gleich einem Automaten, beinahe ohne Sinn und Gedanken. Der Baronin entging das nicht, in ihrer Leidenschaft kannte sie kein Mitleiden.

Ich träume mir jetzt die Seligkeit des Landlebens, fuhr sie fort, und Sie, liebe Margarith, nehmen in diesem Leben keine geringe Stelle ein. Wenn Sie wüßten, wie ich Sie liebe, wie ich Sie hoch stelle und von Ihnen lernen möchte. Sie müssen meine Freundin bleiben, Margarith, Sie werden mir der liebste Umgang sein. — Ich kann Ihnen auch jetzt eine Schwäche gestehen: Margarith, können Sie sich denken, daß ich auf Sie eifersüchtig war? Ja, Sie lächeln. Ich wußte ja Ihr Verhältniß zu Burchart nicht, ich sah Sie in Runburg und fürchtete, Ihre Nähe würde Ulrich gefährlich werden; denn — setzte sie seufzend hinzu, — leichtfertig ist er darin, und gefährlich: er selbst hat es mir gestanden, daß wo er gewinnen wollte, er nie vergebens es versucht.

Bei diesem direkten Angriff gelang es Margarith, ihre Fassung wieder zu gewinnen. Diese letzten Worte hatten ihren Stolz gereizt.

Ich habe mir die Liebe anders gedacht, sagte sie und sah dabei der Baronin fest in das Auge.

Wie so? fragte diese verwundert.

Ernster und heiliger, erwiderte Margarith.

Liebes Kind, nahm die Baronin lächelnd das Wort: in jedem Leben gestaltet sich die Liebe anders, in einem bunten, dahin flatternden, kleidet sie sich mit helleren Farben, in einem einsamen, ernsten, sieht sie etwas düsterer, aber auch einförmiger aus, und doch ist beides nur das Gewand, das Wesen kann sich gleich sein.

Margarith sah zweifelhaft aus, aber schwieg. Sie hatte weder Lust noch Muth, der Baronin länger zuzuhören, und verließ sie mit einer kurzen Entschuldigung.

Einsam auf ihrem Zimmer brach sie zusammen. Sie rang mit ihrem Schmerz und ihrer Liebe, die in ihrer ganzen Größe vor ihr standen. Ulrich? sollte er wirklich so ganz anders sein, als er in ihrem Herzen lebte? Und Burchart, — sollte ihr Gefühl, das seiner Neigung widerstrebte, ganz ungegründet sein? War solche Täuschung möglich? Freilich hatte sie vom Wahn der Leidenschaften viel gehört, sie hatte Beispiele davon mit eigenen Augen gesehen, sie wußte, daß die erste Jugendliebe fast immer geopfert werden muß, und daß eine Neigung der Einsicht oft glücklicher macht, als das Festhalten an diesem jugendlichen Wahn. Ihr Verstand sprach das alles so deutlich aus, aber mit Entsetzen wandte sie sich davon ab. O lieber doch am Schmerz und an der Liebe sterben, als so leben. Ulrich, Ulrich, verzeihe mir, daß solch ein Gedanke sich mir nur nahen durfte! Verzeihe mir, daß ich zweifeln konnte, wo ich die selige Gewißheit im Herzen habe. Laß die Welt die Welt sein, du bist mein, — laß sie sprechen und versuchen, dein Bild zu trüben, es bleibt schön und rein und heilig. Du neigtest dein Auge zu mir in Liebe herab, und mein armes Herz konnte das Glück kaum fassen. Du Hoher, du Edler, zu einem

armen unbedeutenden Mädchen. O verzeihe, daß ich es wagte, dein Thun zu prüfen. Sollte ich es nicht verstehen, so soll mich doch nichts zum Zweifeln bringen. Du bist der Stern meines Lebens, so licht und rein als sie dort oben glänzen, so stehst du ewig in meiner Seele.

Durch die Nacht hindurch dämmerte ihr sein Bild, sie sah den hellen sanften Blick, die klaren männlichen Züge, sie ward ruhiger und gab sich ganz der Empfindung hin. Sie dachte sich jeden Tag des Zusammenlebens mit Ulrich zurück: Runberg im Herbstes-Schmuck, ihre seligen Irrfahrten in der Umgegend, ihr frischer Muth, ihr frohes Herz, das war ja alles ihr. — Ja alles ihr, und dennoch klagte ihr Herz, und sie schlief mit Thränen ein.

O du armes schwaches Herz! — Kann denn der Wille nicht das Leben bestimmen? Margarith hatte eine Ahnung der Wahrheit, die von der nöthigen Kraft unterstützt, sich immer Bahn brechen muß. Das Leben soll uns nicht beherrschen, sondern soll von uns beherrscht werden. Wäre Margarith der Stimme ihres Innern gefolgt, hätte sich weder durch die Worte der Baronin, noch durch Dorthens Einflüsterungen, noch durch Frau von Runburgs kalte Blicke verwirren lassen, sie hätte sich alle den Kummer erspart. Warum klagte sie jetzt das Leben an? War es jetzt anders als vor Wochen? War Ulrich ihr beim Abschied nicht mit Blicken der Liebe gefolgt? Hinderte sie jemand, diese Liebe in ihrer inneren Welt zu hegen? Nein. Diese innere Welt fest und einig, muß sich auch ein äußeres Leben, das ihr entspricht, gestalten. Nur Kraft und Muth gehört dazu, aber eine geheiligte Kraft, ein geheiligter Muth, der da nicht ansieht irdische Schmerzen, um den Himmel zu erringen.

Am andern Morgen beim hellen Himmel und klaren Bewußtsein war Margarith ruhig genug, ihr Leben zu überdenken und einen Entschluß zu fassen. Sie wollte fort von Schloß Bliesing, dies Leben des Zwanges und der Rücksicht abschütteln und bei Verwandten auf dem Lande Ruhe finden. Sie eilte zu Frau von Runburg, wurde aber nicht angenommen, weil Burchart bei ihr war.

Frau von Runburg hatte schon früh eine Unterredung mit ihm, worin er ihr seine Liebe und seine Befürchtungen über Ulrich und Margarith klagte. Sie ward dadurch im hohen Grade aufgeregt, ihr stolzes Gemüth konnte den Gedanken nicht tragen, ihren einzigen Sohn, ihr Glück, ihre Hoffnung, an Margariths Seite zu sehn. Sie hielt es für ihre heiligste Pflicht, dies Band zu trennen, um, wie ihre feste Ueberzeugung war, Ulrichs und Margariths Unglück zu verhüten. Sie hörte es nicht ungern, als Burchart sich zum eignen Troste sagte, wie Margarith ihn früher geliebt, und ihr Herz sich jetzt nur einer leichten Täuschung hingegeben. Sie sah Margarith an Burcharts Hand und Ulrich von der Möglichkeit, sie zu besitzen, abgeschnitten, von seiner Thorheit geheilt. So sollte es sein! Sie fühlte Festigkeit, das durchzuführen.

An Geisteskraft, das Leben zu beherrschen, fehlte es Frau von Runburg nicht. Aber wo unser inneres Sein nicht mit dem göttlichen eins, das Streben nicht ein ewiges ist, da läßt sich auch das Leben nicht beherrschen, da streiten gleiche Kräfte mit einander und verwirren sich. Das ist der Fluch des Bösen, daß es sich selbst zerstören muß. Frau von Runburg glaubte sich in ihrem hohen Sinn gar fern von solchem Wege, aber Hochmuth eben ist dem Bösen die leichteste Beute. Frau von Echtersberge mit ihrem niedern

Denken und Thun war ihre Rathgeberin, Burchart und Dorthe waren ihre Späher. Burchart, der von der Leidenschaft verblendete, und Dorthe, die in dem Verhältniß Ulrichs das gedrohte Unglück des Hauses sah und nach Kräften mit ihrer Klugheit dagegen steuern wollte.

Und Ulrich? Er ging fest und ruhig seinen Weg, er kannte des Lebens sogenannte Herrlichkeiten, und wußte was er wollte. Ja seine Liebe war sein Leben, weil diese Liebe ihn von der Welt der Sünde und Thorheit in eine Welt der Wahrheit und des Ernstes versetzt hatte, und alles was auf Margarith Bezug hatte, gehörte da hinein. Jeden Sonntag nahm er ihren Platz in der Kirche ein, er sang aus ihrem Gesangbuch und schaute auf die getrockneten Blumenzeichen. Margariths Blumenstöcke hegte er in seiner Stube. Stundenlang saß er mit Frau Bendler in Margariths Zimmer, oft ohne ein Wort zu sprechen, den Kopf in die Hand gestützt, irgend eine Sache in der Hand, die er früher in Margariths Händen gesehen. Er las in ihren Büchern oder er saß am Instrument und suchte sich mit unendlicher Mühe die einzelnen Töne des schottischen Liedes zusammen:

Doch ob in Kampf und Schmerz
Kein Hauch der Jugend bliebe,
Nie doch vergißt das Herz
Den Traum der ersten Liebe.

Nachdem Burchart einige Zeit das Zimmer verlassen hatte, trat Margarith ein. Verletzter Stolz und Bitterkeit waren in ihrem Herzen, sie wollte jetzt brechen mit einer Welt, die sie so tief mißhandelt hatte. Frau von Runburg in ihrer Hoheit schaute zu ihr hin. Ein heißer Strahl fuhr durch ihr Herz, — es ist ja seine Mutter! Die Bitterkeit war verschwunden, sie hätte der stolzen Frau die Füße küssen

mögen, und trat jetzt mit demüthigem und aufgethanem Herzen zu ihr hin.

Frau von Runburg war bewegt von Margariths Wesen, ja vor dieser reinen Stirn, vor dem hellen kindlichen Blick hätte sie fast ihre Augen versenken müssen. Ihre edle Natur fühlte Sympathien mit dem Mädchen, die sie gern gezeigt, wenn das Verhältniß zu ihr sich nicht so unglücklich gestaltet hätte.

Margarith, Sie wünschen mich zu sprechen, als meine Gedanken Sie gerade hergerufen.

Margarith küßte ihre Hand, sah sie bittend an und sagte mit Thränen im Auge: O gnädige Frau, so haben Sie mich lange nicht angeschaut, mir ist es, als müßt ich wieder Muth gewinnen Ihnen gegenüber. So wie es jetzt war, durfte es auch nicht bleiben, das kann ich nicht ertragen. Sie sollen offen in mein Herz sehen, habe ich doch nichts Unrechtes zu verbergen, nein, ich will nur das Rechte, und Sie sollen mir helfen den Weg zu suchen.

Frau von Runburg war beinahe betroffen durch diese Worte, sie fürchtete sich vor solchem Vertrauen, und konnte es doch nicht über das Herz bringen, es zurück zu weisen.

Liebe Margarith, wenn Sie sich geprüft, wenn Sie dessen sicher sind, was Sie mir zu sagen haben, so sprechen Sie, — sagte sie zögernd.

Gewiß habe ich es geprüft, und ich bin mir dessen klar bewußt. Ihre Verzeihung vorher zu erbitten brauche ich nicht, Sie sind großmüthig genug, sie mir zu gewähren, sagte Margarith mit dem Tone der Ueberzeugung. Sie werden meine Schuld hören, an der ich doch unschuldig bin, aber auch meinen festen Willen, diese Schuld wieder gu t zu machen.

Diese Worte machten Frau von Runburg neuen Muth, sie sahe Margarith milder und freundlicher an.

Margarith fuhr fort: Ich will Vliesing verlassen, Ihren Familienkreis, in dem ich jetzt nur eine Störung bin. Vielleicht nach Jahren, wenn sich unser aller Leben anders gestaltet, darf ich wieder vor Sie, edle Frau, hintreten, mit dem Bewußtsein, meiner Pflicht getreu, Ihnen ergeben gewesen zu sein.

Vliesing verlassen? stotterte Frau von Runburg.

Fragen Sie nicht, erwiderte Margarith ernst, seien Sie offen wie ich es bin. Ich kenne Ihre Befürchtungen, Ihren Kummer, und ich möchte nicht die Ursach davon sein. O wenn Sie wüßten, mit welcher Inbrunst ich immer Ihr Glück gewünscht, wie jede trübe Stunde ich hätte abwenden mögen von Ihrem Herzen: Sie würden mir jetzt trauen.

Frau von Runburg konnte nicht widerstehen. Von der Wahrheit dieser Empfindung hingerissen, entschloß sie sich, Margariths Vertrauen zu erwidern.

Ja Margarith, nahm sie mit kummervoller Stimme das Wort, ich muß es gestehen, daß Sie eine Störung in meinem Leben veranlaßt, die ich mir aber selbst zum Vorwurf mache. Ich mußte Sie nicht in Runburg lassen, Ulrich mußte in seiner Einsamkeit, in dem Unbeschäftigtsein, seine Aufmerksamkeit Ihnen zuwenden. Daß er sich gebunden wußte, erhöhte die Versuchung, denn im Verbotenen liegt ein eigener Reiz.

Ich weiß nicht, flüsterte Margarith, in wie weit er der Baronin untreu ward; nie, nie ist ein solches Wort zwischen uns gewechselt.

Ich weiß es, sagte Frau von Runburg ruhig, er hat mir alles gestanden, und er hat dieser Täuschung entsagt.

Ein Schrecken fuhr durch Margariths Seele, aber sie faßte sich und erwiderte mit leiser Stimme: Auch ich habe ihm entsagt. O es mag dies Wort hochmüthig klingen, aber meinem Herzen wird es nicht leicht es auszusprechen.

Ich will mich hinein in Ihre Seele denken, nahm Frau von Runburg das Wort, aus diesem Gesichtspunkte will ich diesen Ausspruch betrachten und ihn darum anerkennen. Aber Margarith, beweisen Sie mir die Wahrheit dieses Ausspruches, zeigen Sie, daß es Ihnen Ernst damit ist. Ulrich ist zu edel, zu gewissenhaft, er wird sich nicht eher beruhigen, als bis er sieht, daß seine flüchtig vorübergehende Neigung keinen Einfluß auf Ihr künftiges Leben hat. Folgen Sie Ihrer früheren Neigung, reichen Sie Burchart Ihre Hand.

Sollte dies Opfer nöthig sein? fragte Margarith mit zitternder Stimme.

Margarith, daß dies Ihnen ein Opfer scheint, ist mir ein Beweis, wie sehr Sie noch in Ihrer Leidenschaft befangen sind. Ich will Ihnen von meinem Gesichtspunkte aus die Sache vorstellen, und wenn Ihnen diese Worte des Verstandes und des Herkömmlichen gar zu kalt und hart klingen sollten, so müssen auch Sie mir verzeihen. Zwei Fälle setze ich: Sie dachten entweder an eine Verbindung, oder sie dachten nicht daran.

Margarith schüttelte wehmüthig den Kopf.

Ich glaube das, sagte Frau von Runburg stolz, aber doch lassen Sie mich auch für diesen ersten Fall schildern, wie die Verhältnisse sich für Sie und Ulrich gestalten würden. Ulrich würde Vliesing und seine Güter in Schlesien aufgeben müssen, weil sie Lehn sind; er würde einzig und allein auf Runburg beschränkt sein, welches ihn kaum standesgemäß zu leben befähigen würde. Er würde demnach also auch gezwungen sein, hier in der

Gegend zu bleiben, und das drückende Gefühl mit sich herumtragen, seine Gemahlin nirgends einführen zu können. Margarith, Sie kennen die Welt und die Menschen genug, um sich eine solche Stellung weiter auszumalen, und vergessen Sie dabei nicht das Bild einer Mutter, die geknickt an allen Hoffnungen, ohne Zukunft, ja ohne Vergangenheit, den Rest eines Lebens trägt, von dem sie Ersatz für so viele unglückliche Jahre erwartete. — Frau von Runburgs Augen wurden feucht, und Margarith küßte ihr weinend die Hand. Sie fuhr fort: Ulrich ist ein zu guter Sohn, um das nicht gleich zu fühlen, er wird nur mir zu Liebe leben. Ich komme jetzt auf den andern Fall, der meistens Sie selbst betrifft. Sie erwarten für Ihr äußeres Leben also keine Veränderung von Ihrer Neigung. Pflegen Sie nun, so viel Sie wollen, im Herzen diese Liebe: ich versichere Sie heilig, daß die Zeit auch die heftigsten Gefühle abstumpft, daß Sie dahin kommen werden, wo Sie lächelnd auf Ihre Thorheit schauen, und daß Ihnen dann erst viel daran liegen wird, recht oder unrecht gehandelt zu haben. Burchart liebt Sie, Sie müssen ihn achten, er ist Ihrer Achtung würdig. Sie haben sein Glück und Unglück in Ihrer Hand: er ist leidenschaftlich, auf welche Wege ihn das Unglück führen kann, können wir nicht beurtheilen.

Für Burchart ist es ohne Gefahr, sagte Margarith, indem sie an seinen Umgang mit Bastian dachte.

Sie geben ihm durch diese Worte das größte Lob, fuhr Frau von Runburg fort, und nach dem, was ich hörte, muß er ein außerordentlicher Mensch sein. Um desto mehr weisen Sie ihn nicht zurück. Es ist Ihnen vielleicht jetzt ein Genuß, sich die Zukunft einsam und trübe, nur von einer unglücklichen Liebe bewegt, vorzustellen; aber denken Sie sich das nicht so leicht, Ihr Unglück wird die Zeit verwischen, Sie werden sich nach Liebe und Theilnahme sehnen, und kön-

nen die nicht erwarten von Menschen, die Ihre Thorheit sahen.

Frau von Runburg sprach diese Worte nicht ohne Bezug und mit Härte. Margarith fühlte, was sie damit sagen wollte. Sie fuhr in ihrer Rede fort: — Dagegen denken Sie sich ein Leben des Schaffens und Wirkens, geliebt, geachtet von jederman, ein Liebling unserer Familie, eine treue Stütze und Hilfe in jeder Noth, wie es Ihre Eltern und Voreltern schon waren. Sie wohnen in Voßwald, wohin sich Burchart schon in einigen Wochen begeben wird, nur eine Viertelstunde von Runburg, ebenso weit von Echtersberge entfernt. Sie bleiben im Kreise Ihrer alten Bekannten, die kleine Besitzung vor dem Dorfe haben wir Ihnen bestimmt, da sollen Sie thätig, da sollen Sie glücklich sein. So, Margarith, erfüllen Sie Ulrichs innigsten Wunsch.

Wünscht er es? fragte Margarith träumerisch.

Können Sie daran zweifeln? erwiderte Frau von Runburg. Ihr Glück ist sein größtes Verlangen, so viel trauen Sie seinem Edelmuth wohl zu. Er kann und will nicht sich selbst ein glückliches Familienleben schaffen, so lange er die Folgen seines Leichtsinns in Ihrem kummervollen Leben sieht. Nur wenn er Sie glücklich sieht, wagt er es auch glücklich zu sein.

Er soll es sein, sagte Margarith verheißend. Aber lassen Sie mir Zeit, ich will nach Runburg, ich will mit Bastian sprechen. Aber Ulrich soll glücklich sein und Bastian soll ihn segnen.

Frau von Runburg umarmte das Mädchen, dessen Augen und Wangen von Begeisterung strahlten, sie überschüttete sie mit Worten der Liebe und der Rührung, — und was hätte Margarith wohl mehr im Entschluß ihres Opfers befestigen können, als dies ungewohnte Benehmen.

Margarith fuhr noch denselben Nachmittag nach Runburg, in dem Wagen der Burchart hergebracht. Burchart mußte indessen in Bliesing bleiben, und ein Bote, der gleich am Morgen abgeschickt wurde, rief Ulrich, wie schon öfters geschehen war, zu einem Zusammentreffen nach Echtersberge.

Margarith suchte mit tröstlichen Gedanken sich den Weg zu verkürzen. Sie dachte an die Zeit, ehe sie Ulrich und Burchart kannte, wo sie im Kreise der Freundinnen unter fröhlichen Scherzen sich die Zukunft gemalt, wo sie in der Selbständigkeit einer Hausfrau, in der Geselligkeit mit den Freundinnen und ähnlichen Dingen, die so viele junge Mädchen, ehe sie die Liebe kennen, bei ihrer Verheirathung im Auge haben und zur Hauptsache machen, volle Genüge fand. Als Margarith im Scherze eine Verbindung so ganz äußerlich nahm, dachte sie nicht, daß es im Ernste so weit mit ihr kommen könnte.

Aber war denn dieser Entschuß eine Verstandessache? O nein! er bildete sich aus der tiefsten Mystik ihres Liebeslebens heraus. Ulrichs Glück allein wollte sie damit begründen. Ihn zu besitzen, an die Fülle eines solchen Glückes hatte sie nie gedacht; ihn sehen, ihm dienen, ihm ihr Leben widmen können, still um ihn walten und schaffen, sollte ihr genug sein. Und diese Hoffnung brauchte sie nicht aufzugeben. Sie sollte in seiner Nähe bleiben, sie konnte von ihm hören, sie konnte ihn sehen und in seinem Glücke Ersatz für jedes Weh des eigenen Lebens finden. Und waren Jahre darüber hingegangen, hatte das Alter ausgeglichen, was jetzt störend zwischen beiden lag, so konnte sie wohl auch wieder nach Runburg kommen, der Tante Stelle einnehmen, für Ulrich, für seine Familie leben, und in den alten lieben Räumen ihrer Jugend ihr Leben beschließen.

Mit solchen Vorstellungen suchte sie sich zu beschwichtigen, aber noch andere Gedanken gaben ihr Trost. Unter Bastians Umgang, unter Einsamkeit und Gram waren ernste Lebensansichten, waren Kräfte des Glaubens in ihr erwachsen. Sie sah in allem was sich ereignete eine Fügung Gottes, und sah das tiefe Weh ihres Lebens als ein Opfer an, das er von ihr fordert. Ihre Liebe zu Ulrich war ihr von Gott gesandt, daß sie daran wachse, ernster und geheiligter werde. Und möchte sie diese Liebe sich aus ihrem Leben wünschen können? Nein, nein, — jedes Weh, jede Thräne war ja doch mehr als das ganze Glück ihrer Jugend: so hatte sie sich nie erheben können, so groß hatte ihr Herz sich nie gefühlt, so groß und reich die Welt, so groß und reich den Himmel. Sie fühlte, daß diese Liebe die Knospen ihres Geistes erschlossen. Von Gott war sie ihr gegeben, ihm wollte sie das Liebste und Theuerste auch wieder weihen. Das Glück ihrer Jugend gab sie hin, und sie fühlte in dieser Hingabe eine Kraft und einen Trost, der ihr auch nur von oben kommen konnte. Sich in diesem Gefühl zu bestärken, wollte sie mit Bastian reden, ihm hatte sie ja diese Richtung des Geistes zu verdanken, es war ihr als wäre er verantwortlich für ihr Thun und als müßte aus seinem Rath und Zuspruch ihr nur Segen gedeihen.

Mit solchen Gedanken erreichte sie Runburg. Verwundert ward sie von ihrer Tante begrüßt, und mußte vielfachen Bericht erstatten, während dem die spähende Dorthe Margariths Zimmer ordnete, und Blumen und Bücher, die Ulrich oben hatte, an ihre alten Plätze stellte.

Als Margarith in ihr Zimmer trat, in diesen lieben traulichen Raum, der ihres Herzens Glück gehegt, drängten wehmüthige Gedanken auf sie ein. Aber sie wollte nichts denken, nichts fühlen. Sie legte die Hand auf das Herz,

sie hielt den Athem unwillkürlich an, damit es möchte so ganz still in ihr sein. Sie stand vor ihren Blumen, früher hatte sie diese nach Reisen wohl verstäubt und kümmerlich gefunden, heute war jedes Blättchen glänzend und frisch. Wenn sie geahnet, daß Ulrichs sorgsame Hand sie gepflegt, daß aus jedem Blatt ihr seine Gedanken, sein Lieben entgegensproßte! Einige Bücher, die auf dem Nähtisch lagen, schlug sie auf und fand darin Zeichen von Bleistift, angefangene Blumen, Bruchstücke von Randzeichnungen, wie in der Zerstreuung hingeworfen. Wer hatte die Bücher gehabt? Sollte sie fragen? Nein — sie fürchtete Burcharts Namen zu hören. So ging sie gedankenlos und doch so gedankenvoll von einer Sache zur andern, ihr Herz wurde immer schwerer dabei; und endlich mußte sie immer tiefer und tiefer athmen, — das Leben läßt sich nicht mit Gewalt unterdrücken.

Da kam ihr die Sehnsucht, noch einmal auf Ulrichs Zimmer zu gehen, sie hatte gehört, daß er abgereist, — nur einige Minuten wollte sie dort allein sein, — gewiß das letzte Mal in ihrem Leben. Als ein leiser Vorwurf sich im Herzen regen wollte, dachte sie des langen einsamen Lebens vor sich: noch eine Stunde des Glückes sich zu schaffen, mußte ihr erlaubt sein. Leise schlich sie sich die Treppe hinauf und trat ein.

Ulrich hatte das Zimmer kaum einige Stunden verlassen, überall fand sie die Spuren seiner Beschäftigung, und hätte Dorthe nicht mit unheiliger Hand alles geordnet und, was ihr verdächtig schien, hinweggerafft, Ulrichs Liebesleben läge vor Margarith aufgedeckt. Aber alles zu verwischen war der Alten nicht gelungen, dazu fehlte ihr das Verständniß. Die aufgeschlagene Bibel schien ihr ganz unschädlich zu sein. Margarith trat mit leisen bebenden Schritten an den Schreibtisch, ihre Blicke fielen sogleich auf den mit rothem Stifte unterstrichenen Vers: „Sei getreu bis in den Tod

so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Margarith erschrak, sie hielt die Hand aufs Herz und brach in Thränen aus. Sie kniete vor den Tisch und schluchzte leise. Ihre Hand berührte ein Buch von braunem Maroquin, unwillkürlich blätterte sie darin, schlug es auf, und sah Ulrichs Hand darin geschrieben. Es kam ihr wie ein Raub vor und doch konnte sie nicht widerstehen zu lesen; immer beruhigte sie sich mit dem Gedanken: es ist ja heut die Todtenfeier deiner Liebe. Mit stillem Bangen sah sie die Schrift, es waren kurze Sätze, Auszüge von dem was Ulrich in der letzten Zeit gelesen, Margarith erkannte in dem ersten Datum, der darüber stand, den Tag, wo Ulrich sie im Anschauen des Feuers traf. Sie las:

„Ich habe kein Gebet mehr als an sie; meiner Einbildungskraft erscheint keine andere Gestalt als die ihrige, und alles in der Welt um mich her sehe ich nur im Verhältniß zu ihr.“

— „Das Leben, in dessen Wagschale die Liebe liegt, überwiegt alles.“

— „Ach! zwei liebende Herzen, sie sind wie zwei Magnetuhren; was in der einen sich regt, muß auch die andere mit bewegen, denn es ist nur Eines was in beiden wirkt. Eine Kraft die sie durchglüht.“

— „Ganz der Geliebten zu sein, nur in ihr zu leben von der Welt entfernt, alle Wonne zu genießen, welche die Einheit zweier Herzen gewährt! Was ist alle Gnade der Fürsten, was der Beifall der Welt, gegen diese einfache, einzige Glückseligkeit?“

— „Das Schicksal sorgt für die Liebe, und um so gewisser, da Liebe genügsam ist.“

— „Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt:
Glücklich allein ist die Seele, die liebt.“

Unter einem späteren Datum las Margarith:

„Sonst war mir jeder Tag ein ganzes Leben,
Die Sorge schwieg, die Ahnung selbst verstummte,
Und glücklich eingeschifft trug uns der Strom
Auf leichten Wellen ohne Ruder hin.
Nun überfällt in trüber Gegenwart
Der Zukunft Schrecken heimlich meine Brust —“

— „Was wird mir jede Stunde so lang,
Das Leben ist kurz, der Tag ist lang,
Und immer sehnt sich fort das Herz:
Ich weiß nicht recht, ob himmelwärts,
Fort aber will es, hin und hin,
Und möchte vor sich selber fliehn.“

— „Was hab ich in der Welt zu suchen,
wenn ich nicht die Geliebte wieder finde,
die allein ein Gegenstand für meine Blicke war?“

— „Wer Thränen ernten will, muß Liebe säen.“

— „Ach Liebe, du wohl unsterblich bist,
Nicht kann Verrath und hämische List
Dein göttlich Leben tödten.“

Bei diesen Worten hielt Margarith inne, sie küßte die Zeilen und ein seliges Lächeln umschwebte ihre Lippen. Ihr ganzes Wesen löste sich in Liebe, in Gebet und in einem wunderbaren Trostgefühle auf.

Ach Liebe, du wohl unsterblich bist! hauchten ihre Lippen. Ja das Leben ist kurz, die Liebe bleibt ewig: laß es kommen wie es wolle. Ulrich, du liebst mich, dein Herz

gehört ewig mein. Kein irdischer Besitz geht über das selige Gefühl dieser Gewißheit. Wir wollen das Leben hingeben, um es zu gewinnen: du willst es, ich bin bereit. Beide weinen wir Thränen unglücklicher Liebe, und sind doch glücklich; wenn auch äußerlich getrennt, ein gemeinsames Leben ist unser Inneres. Wie könnt es anders sein? was das eine Herz bewegt, muß das andere mit bewegen, nur Eines ist was in beiden wirkt, eine Kraft die sie durchglüht, ein Gedanke und Gebet das sie verbindet.

Margarith war so sehr mit sich beschäftigt, daß sie ein leises Hin- und Hergehen vor der Thür nicht bemerkte, bis die Thür geöffnet wurde und Dorthens greiser Kopf herein schaute.

Als Dorthe Margarith weinend vor dem Schreibtisch knien sah, schwoll ihr der Kamm, und eine Warnungsrede beginnend, trat sie zu ihr ihn.

Laß Dein Gerede, sagte Margarith bitter, glaub nur, Du hast noch nicht viel dadurch gewonnen. Heute nun ists ganz unnöthig, Du wirst bald über mich in Ruhe sein.

Ohne Dorthens Antwort abzuwarten, verließ Margarith das Zimmer und gleich darauf das Schloß, um zu Bastian zu gehen.

Bastian begrüßte sie sogleich mit den Worten: Nun Margarith, wie steht es um Dich?

Gut! erwiderte Margarith mit sicherer Stimme.

Ists mir doch ein Trost, das zu hören, nahm er beruhigt das Wort. Ich habe mich gesorgt, und daran war nur die alte Dorthe schuld. Sie hat geseufzt, wenn von Dir die Rede war, und wenn sie sprechen sollte, meinte sie nichts zu wissen. Seitdem aber das Mädchen dort oben gestorben ist, dem Burchart seine Schwester, da ist sie völlig

unwirsch, ja einmal sprach sie von einem Geheimniß, das die Sterbende ihr anvertraut, und das ihr eigenes Gewissen jetzt bedrücke. Ich sagte ihr aber: Dorthe, es drückt wohl mehr Deine Zunge; behalts für Dich, Geheimnisse von Sterbenden muß man ehren. Und was geht uns das Mädchen an? Wir haben hier wohl Sachen genug, die unser Herz bedrücken. So habe ich sie zurückgewiesen, aber ihr Stöhnen und Aechzen kann ich nicht mit anhören. Nun schenk Du mir reinen Wein ein: wie stehts mit dem Burchart?

Das ist eine lange Geschichte, die Du heut hören mußt, sagte Margarith. Sie war entschlossen, Bastian ihren ganzen Herzenszustand mitzutheilen, sie fürchtete kaum noch seinen Fluch oder Segen, so sehr hatte sie mit allem abgeschlossen.

Laß Deine lange Geschichte, sagte Bastian ungeduldig, und sag mir erst, wie es mit Burchart steht.

Wenn er will, so werd ich Ja sagen, erwiderte sie kurz und fest.

Bastian ergriff bei diesen Worten ihre Hand. Der Herr segne mein Kind! sagte er sanft: ich wußte wohl, daß es so kommen mußte.

Du weißt nun, wie es kommen wird; höre mich aber auch an, ich will es kurz machen.

Dein Ton gefällt mir nicht, sagte Bastian, ich fürchte, ich muß wieder was Schlimmes hören.

Was Du hören wirst, ist vorbei. Das Ende davon ist Dir doch Trostes genug: ich erfülle Euer aller Wünsche, — was willst Du mehr?

Du hast Recht, Margarith, ich bin ein Thor; denn so wahr ich selig zu werden hoffe, so wahrhaftig sehe ich

Dich an meines Burcharts Seite sicher vor allem Unheil der Welt. Es kann Euch passiren, was da will, mit stiller Treu und stillem Ernste wird er Dich durchzuführen wissen. O Margarith, ich habe Dir das Herz von Gott erbeten, das ist im Feuer des Glaubens und des Unglücks gestählt, und die Liebe zu Dir hat ihn zum Ernst geführt. So soll es auch sein. Was hilft das Tändeln und das Scherzen? Wer ein heiliges Feuer nicht mit Ernst behütet, dem verlischt es in der Zerstreuung mit vergänglichen Dingen und er hat das Nachsehen.

Margarith hatte schweigend zugehört. Die Worte thaten ihr wohl, aber an Burchart dabei zu denken war ihr unmöglich. Nun, Bastian, laß mich erst erzählen, nahm sie das Wort, nachher sollst Du mir das alles noch sagen. So lange ich meine Sache auf dem Herzen habe, fehlt mir die Andacht, aber ich sage Dir, Du wirst erschrecken.

Nur zu! sagte Bastian gleichmüthig, ich erschrecke nicht so leicht.

Margarith, obgleich sie sich zur vollkommenen Ruhe zwingen wollte, begann doch mit unsicherer Stimme.

Ehe unser junger Herr von seinen Reisen zurückkehrte, habe ich mich mit ihm beschäftigt und ihn verehrt, ich weiß es selbst nicht warum.

Das war Deine Eitelkeit und Weltliebe, die Dich nach hohen Dingen streben ließ, fiel Bastian ihr ruhig ins Wort.

Als er kam, fuhr Margarith fort, fand ich ihn, wie ich ihn mir gedacht, und ich konnte meinem Herzen nicht gebieten.

Wenn er auch nicht so gewesen wäre, Dein Herz würde nicht anders gethan haben, unterbrach sie Bastian

wieder; denn es ist in der Jugend gar süß, sich solchen verderblichen Gedanken hinzugeben.

Ich habe es aber in mir verschlossen, bis ich sah, daß er Gleiches fühlte.

Nun ja, ich habe ja nimmer gezweifelt, daß er Deinem Gesichte gegenüber ruhig bleiben würde. Und nun? setzte er gespannt hinzu.

Nun hat es seine Mutter gehört, und ihr zu Liebe will er seine Liebe aufgeben, er wünscht, daß ich mich mit Burchart verbinde, und so will ichs thun.

Bastian lachte höhnisch: Da haben wirs! Eine Geschichte, wie sie schon oft dagewesen. Das Söhnchen verliebt sich, die Mutter wills nicht leiden, und er weiß sich im Unglück wohl zu trösten. O Margarith, ich kenne diese Menschen, so waren sie und werden sie immer sein. Das thut so scheinheilig und so edel, und wenns darauf ankommt, verleugnen sie den Herrn und den Himmel, nur daß ihr Hochmuth nicht angetastet werde. Aber der Herr wird sie richten. Und nun danke ihm, daß Dein junges Leben sich nicht da hinein zu geben braucht. Bleibe gottesfürchtig, folge nie Deinem Eigenwillen, und der Herr wird Dir helfen in der Noth, so wahr er der Herr ist. O Margarith, wie bald wird Dich an Burcharts Seite ein Leben des falschen Scheins und der falschen Höhe nicht mehr reizen.

Nein, sagte Margarith feierlich, Du irrst Dich, Bastian, mich hat nichts gereizt. Sage mir jetzt, daß Ulrich Burchart sei, und ich gehe glücklich nach Voßwald, sei das Haus auch noch so klein und Mühe und Arbeit mein Lohn.

Bastian schüttelte den Kopf.

Aber, fuhr Margarith fort, ists nicht eine Sünde,

Burchart meine Hand zu geben, wenn er doch mein Herz nicht hat?

Margarith, die Liebe die Du meinst, erwiderte Bastian, ist eine andere, als die christliche Liebe und Treue, die Du vor dem Altar gelobst.

Gut! sagte Margarith hastig, aber ich werde Burchart nicht eher wieder sprechen, als an dem Tag der uns zusammenführt. Was hilfts, daß ich vorher noch mit ihm verkehre, durch Dich kenne ich ihn, und ich traue Dir mehr als mir: ja, ja, er muß ja gut sein, Du hasts gesagt! fügte sie, wie sich beruhigend, hinzu. Christliche Liebe und Treue gelobe ich ihm, er soll mich wie eine Schwester lieben und Geduld mit mir haben, der Herr kann ja mein Herz lenken. Sag ihm aber alles: daß ich Ulrich liebe, und nur weil der es wünscht, ihm meine Hand jetzt gebe.

Thörin! zürnte Bastian. Ja ich wills sagen, und Du wirst Dein Thun einstens bereuen.

Bastian, soll ich unwahr sein? fuhr Margarith hastig fort. Nein, Du hast es mich gelehrt, daß Wahrheit am ehesten zum Ziel führt, darum will ich Burchart nicht täuschen. Ja ich will ganz offen gegen Dich sein: ich habe noch die Hoffnung, er wird meine Hand ohne mein Herz nicht wollen.

Und was hoffst Du weiter?

Nichts, gar nichts, als daß ich mit Gottes Hilfe das trage: so weit von hier als Ihr wollt, ich habe gesunde Hände, kann arbeiten, und will, wo ich auch bin, treulich meine Pflicht thun. — Nun ists gut. Sag ihm alles, was Du von mir weißt. Am Weihnachts-Heiligen-Abend komme ich mit ihm zu Dir als Braut, hier in Runburg werden wir getraut, und vorher sollst Du uns segnen.

So bald schon? fragte Bastian in freundlicher Verwunderung.

Die Herrschaft will es so, — und er will es, — setzte sie leise hinzu und verließ den Alten.

In der folgenden Nacht saß Ulrich an Bastians Bett. Nach der ersten Begrüßung hatte Ulrich sogleich die Absicht, sich dem Alten zu entdecken. Er war bei seiner Mutter in Echtersberge gewesen, hatte von ihr Margariths unbegreiflichen Entschluß gehört, und hatte nun kein Interesse mehr am Leben. Sein Herz und Muth war ihm gebrochen, und der einzige Gedanke, der ihn nur etwas beschäftigen konnte, war, mit Bastian sich zu verständigen. Dann hatte er alles abgethan. Das Leben lag vor ihm wie ein großes schwarzes Blatt, auf dem nichts zu lesen und auch nichts zu schreiben war.

Bastian merkte diese Stimmung, und sie sich nach seiner Weise deutend, sagte er:

Burchart, weißt Du alles?

Alles, sagte Ulrich zerstreut.

So will ich aber doch meinen Auftrag ausrichten. Sie hat mirs auf die Seele gebunden, Wort für Wort Dir zu sagen. Sie traut der Gnädigen nicht, und hat wohl Recht. Daß sie Dich nicht sprechen mag vor dem Hochzeitstage, ist freilich wunderlich, Du mußt es ihr nachsehen. Und wenn sie Dich auch nicht mit der flatterhaften Liebe der Welt liebt, sie wird den jungen Herrn dort oben schon vergessen.

Den jungen Herrn? fragte Ulrich.

Hat Dir die gnädige Frau nicht gesagt, daß an dem ihr Herz noch immer hängt?

Nein, nein! sagte Ulrich heftig.

Da haben wir es. Sie steckt in Lug und Trug. Fluch über die Welt! Nein, Burchart, wissen mußt Du alles, Du bist ja stark, und ich schwöre Dir, es wird alles gut. Ehen werden im Himmel geschlossen, und Eure ist schon geschlossen. Ja, jetzt hängt sie noch an dem Ulrich, und giebt Dir ihr Treuwort nur, weil er es verlangt.

Er es verlangt? stotterte Ulrich mit gepreßtem Athem.

Ja, ja, weil er es verlangt, spottete Bastian. Du erkennst darin, wie es mit ihm beschaffen ist. Seine Mutter ist nicht eher ruhig, als bis das Mädchen in Sicherheit ist, und da verlangt er es denn seiner Mutter zu Gefallen. O wie das fein ausgekniffelt ist. Das Mädchen hat ihm gefallen; da er aber sieht, daß sie es so ernsthaft nimmt, ist er froh, sie mit Hilfe der Frau Mutter los zu werden. Die Margarith, das kluge Mädchen, läßt sich in die Irre führen. Aber, Burchart, sei ruhig. Das geht vorüber, wie die Spreu vor dem Wind. Habe Geduld mit ihr: sie sagt, sie wird Dich noch lieben lernen, sie liebt Dich schon in meinen Worten, und traut ihnen mehr als ihrem eigenen Erkennen.

Das hat sie gesagt? fragte Ulrich erschrocken.

Nun ja, Du sollst sie wie eine Schwester lieben, fuhr Bastian fort. Am Christabend will sie Dir Liebe und Treue vor dem Altar geloben.

Was Du mir sagst, wußt ich nicht, sagte Ulrich bewegt: und nun laß mich gehen, ich muß mich darüber besinnen.

Burchart, Burchart! ich möchte nicht, daß Du so schnell von mir gehst. Ich möchte Dich trösten.

Glaubst Du, daß ich ohne Trost bin? sagte Ulrich freudig. Nein, Bastian, ich muß aber jetzt allein sein.

Der Alte hörte ihn kopfschüttelnd von dannen gehn.

Ulrich erreichte auf dem gewohnten Wege durch den Garten und die kleine Treppe des Thurmes sein Zimmer. Er setzte sich sogleich an den Schreibtisch und schrieb an Margarith und an seine Mutter.

Der Brief an die Mutter lautete.

„O Mutter, mein Herz ist betrübt, ich kann es Dir nicht sagen. Wie konnte das Mißverständniß entstehen? Margarith hat im Wahne, daß es mein Wunsch sei, Burchart ihre Hand versprochen; nur um diesem Wunsche zu genügen, gab sie das Jawort. Warum denn, wenn ich das Opfer bringe und auf des Mädchens Hand verzichte, sie zu einer unglücklichen Ehe bewegen? Meinst Du, daß mein Glück dadurch gesichert ist? Ich weiß es, Mutter, diese unwürdigen Gespinnste des Truges gehen nicht von Dir aus: o laß Deine reinen Hände nicht besudeln! Mein Glück oder Unglück steht in Gottes Hand; Menschen-Sorgen und kluges Denken ist unnütz. Die Thoren! ist wohl jemals etwas dabei herausgekommen? Ich schreibe an Margarith, Du magst den Brief lesen. Sie soll mein Herz und meine Entschlüsse kennen, und kann dann über sich verfügen. Dir, meine geliebte Mutter, übergebe ich den Brief, er wird so am sichersten zu ihr gelangen. Du kannst mit diesem Boten mir Antwort geben. Bleibt Margarith bei ihrem Entschluß, so soll Dein Schweigen mir hinreichend Antwort sein.

Dein Sohn Ulrich."

An Margarith schrieb er:

„Margarith! zum ersten und letzten Mal in meinem Leben rede ich Dich an, und kann nicht anders als mit der Sprache meines Herzens. Du weißt es, daß ich Dich liebe; aber wie ich Dich liebe, weißt Du nicht: sonst könntest Du

mir den Wunsch nicht zutrauen, Dich an Burcharts Hand zu zu sehen. Und noch ein Irrthum, Margarith: Burchart war nie bei Bastian; der vermeintliche Burchart bin ich. Verzeihe mir diese Täuschung, ich bin durch Zufall hineingekommen und hatte nicht Kraft sie zu lösen. Von Dir zu hören und zu sprechen, war mein Verlangen, es ward mir da gestillt, die schönsten Stunden habe ich mit Bastian verlebt. Jetzt soll er wissen, wer ich bin, und auch er wird mir verzeihen."

„Margarith! so weit wußt ich Dich getäuscht. Wenn man Dir aber sagte, daß ich aufgegeben Dich zu besitzen, so ist das die Wahrheit. Vielleicht ist es eine Schwäche von mir, so verzeihe mir. — Wenn Verhältnisse uns zwingen zu einem äußeren Lebensweg, so hängt doch unser inneres Leben nicht davon ab. Nein es liegt die Kraft in uns, auf jedem Wege unser Ziel zu erreichen. Margarith, die Liebe meiner Mutter verlangt, daß wir nicht gleiche Wege gehen. Ihr Unglück hängt daran, nicht aber unser Glück. Wenn ich weiß, daß Du mich liebst, soll der einsame Weg mir nicht schwer werden. Fürchte nicht, daß ich mein Ziel je aufgeben werde. Könnte der Wahn von Glück und Wohlergehen mich einer Welt zuführen, die ich verabscheue? eine Welt, deren Fluch meine Eltern und Voreltern tragen mußten, und die das Leben meiner Mutter vergiftete? — Margarith! nie werde ich meine Liebe verlassen, nie einem anderen Mädchen meine Hand reichen und dieser Welt dadurch ein Recht geben, mich als den Ihrigen zu betrachten. Meine Liebe ist mit meinem Leben verwachsen, nicht mit dem vergänglichen, mit dem Leben für die Ewigkeit. Und wie lange wird es sein, daß ich davor stehe? Die Spanne Zeit vergeht, der Traum des Lebens liegt hinter mir, und Marga-

rith, Du bist mein! Und bist Du nicht auch jetzt schon mein? Der Frühling, der Dich freut, freut auch mich, — der Herbst, der golden über die Fluren zieht, er mahnt mich an Dich, — im Sturm bange ich für Dich, — des Mondes und der Sterne Schein trägt Deine Gedanken zu mir. Dein Himmel ist mein Himmel, Deine Freude meine Freude, Deine Sorge meine Sorge. So mit festem Muth ziehe ich den stillen Weg, den Himmel im Herzen, vor mir die Ewigkeit."

„Margarith, ob Du wohl den Muth hast, einen gleichen einsamen Weg zu gehen? Vielleicht fühlt ein Mädchenherz anders, und ich zürne Dir deshalb nicht."

„Gott sei mit Dir, Margarith. Lebe wohl.

Ulrich."

Beide Briefe wurden, noch ehe der Morgen graute, abgesandt. — Das war ein langer, langer Tag, der gar kein Ende nehmen wollte. Stundenlang stand Ulrich am Fenster und sah die Schneeflocken leise fallen, und seine Gedanken wogten durcheinander wie diese. Es war ein Auf- und Niedersteigen ohne Halt und Aufhören.

So ging der Abend hin. Die Nacht kam, aber kein Bote. — Er tröstete sich: vielleicht war die Mutter nicht zu Hause.

Am andern Morgen ziemlich früh kam der Ersehnte. Ulrich, scheinbar ruhig, aber ohne einen Blutstropfen im Herzen, ging ihm entgegen. Er hielt die Hand hin, um den Brief in Empfang zu nehmen, — es wurde ihm keiner geschickt. —

Besinnungslos stand er wieder am Schreibtisch. — Margarith, ists möglich? Ist dein Muth und deine Liebe so klein? — Die Kraft, die ihn bis jetzt so kühn getragen,

war dahin, da war keine Erhebung, — im dumpfen Brüten ging die Zeit hin. Es kam ihm ja so unerwartet. Margarith! Margarith! — er mußte sie dennoch lieben.

Ein Tag verging nach dem andern. Vor Bastians Hütte eilte er oft vorüber, hineinzugehen konnte er sich nicht entschließen. Bastian war ihm so gleichgiltig als die ganze Welt. Nur einen Punkt sah er vor Augen, der ihn reizte: der Weihnachts-Heilige-Abend. Er wollte Margarith an Burcharts Seite sehen. War es nicht immer noch ein Schimmer von Hoffnung, der von Zeit zu Zeit die Nacht seines Unglücks erhellte? Dieser Schimmer wollte die Entscheidung bis zum Weihnachts-Abend hinausgeschoben wissen. Erst mußte er es mit eignen Augen sehen! — und dann? Ja dann wußte er auch nicht was da werden sollte.

Margariths Entschluß, Burchart zu heirathen, hatte in Bliesing große Freude erregt, und Burchart in höchster Aufregung eilte sogleich nach Boßwald, um seinen neuen Haushalt einzurichten.

Am Morgen, wo Ulrichs Briefe ankamen, musterte Frau von Runburg eben mit der Baronin die Proben zu Margariths Brautkleid. Nur vierzehn Tage noch blieben bis zur Hochzeit. Frau von Runburg wußte der Güte und Liebe nicht genug auszuschütten über die bleiche, stille Braut, die mit allem so zufrieden, zu allen Einrichtungen so freundlich lächelte.

Frau von Runburg zog sich in ihr Kabinet zurück, um die Briefe zu lesen. Sie waren wohl geeignet, sie aus der gewohnten Ruhe und Sicherheit zu bringen. Die Blätter zitterten in ihren Händen, matt legte sie den Kopf in den

Lehnstuhl zurück, ihre Blicke folgten den wirbelnden Schneeflocken, und wie bei Ulrich war kein Ruhen und Aufhören der Gedanken. Sie hatte den Ernst in Ulrich wohl immer schon geahnet, ja in jedem andern Falle wäre sie stolz darauf gewesen, — von gleichen Ansichten und Gefühlen konnte ja ihr Herz in mancher einsamen, nachdenklichen Stunde bewegt werden; — aber Denken und Thun sind oft himmelweit getrennt. Jetzt konnte sie sich von der Härte ihres Eigenwillens nicht losmachen, und wurde noch mehr durch das Gefühl ihres eignen Unrechts gereizt. Sie hatte ihren Sohn betrogen! Sollte sie ihm, sollte sie sich den Betrug gestehen? Nein, es war ja kein Betrug, es war Pflichtgefühl, Mutterliebe, die sie so zu handeln gezwungen. Und dennoch konnte sie zu keiner Entscheidung kommen.

In höchster Aufregung fuhr sie nach Echtersberge, ihre Freundin sollte entscheiden.

Der Rath, den diese zu geben hatte, war vorauszusehen. Nachdem sie die Briefe gelesen, sagte sie lächelnd:

Wieder einmal eine alte Geschichte. Sie sind dadurch doch nicht beunruhigt, theuerste Freundin?

Allerdings bin ich das.

Sie werden thun als ob der Brief nicht geschrieben ist, und geben ihn nicht ab.

Wenn ich ihn nicht abgebe, ists ein Verrath an Ulrichs Vertrauen, an der Wahrheit. Der Gedanke ist entsetzlich.

Aber ihn abgeben, fuhr Frau von Echtersberge auf, ist ein Gedanke, den eine vernünftige Mutter nicht fassen kann. Lassen wir denn den Kindern, wenn sie klein und unvernünftig sind, gewähren? Sind wir da wahr gegen sie? Nein, sie werden behandelt, wie es ihrem Verstehen

angemessen ist, die Sachen werden ihnen vorgestellt, nicht wie sie sind, nein wie sie gerade für die Kinder sein müssen, und später danken sie es uns mit Thränen der Liebe, daß wir für sie dachten, da sie noch nicht im Stande waren, für sich zu denken. Ulrich nun ist ein solches Kind. Er wendet der Vernunft den Rücken, Leidenschaft, die ihn ins Verderben führt, hat ihn verblendet. Die Liebe der Mutter muß für ihn sorgen und handeln. Liebste Freundin, Sie lernten in Ihrer Einsamkeit die Welt nicht kennen, glauben Sie mir, in jeder großen Familie passirt Aehnliches. Wie viele Fälle habe ich allein erlebt! Ich habe den Eltern mit Rath und That beigestanden, daß sie dann durch feste Consequenz ihr Ziel erreichten. Und immer wird es in der Welt so bleiben. Standesunterschiede sind da, aber auch Jugend und Leidenschaft. Conflikte müssen stattfinden. Ich bitte Sie, wenn Eltern jeder sentimentalen Klage nachgeben wollten, welche Verwirrungen würden für unsere Familienverhältnisse daraus entstehen? Nein, unsere Pflicht ist es, die Jugend mit Liebe und Sorge und Klugheit auf den Weg zu führen, wo sie ihr Glück findet. Und das ist nicht so schwer als es aussieht. Ein junges Herz ist weich wie Wachs, giebt sich jedem Eindruck hin, den die Zeit eben so schnell verwischt. Sie kann eine Welt verwünschen, verabscheuen, die sich störend zwischen ihre Neigung drängt; ist die Neigung verflogen, faßt diese Welt irgend einen wünschenswerthen Gegenstand in sich, wird sie zum Himmel erhoben. Ich zweifle gar nicht, daß Ulrich binnen Jahresfrist zu den Füßen einer andern mit Thränen seine thörichte Leidenschaft abbüßt, sich ihrer schämt, und Voßwald meidet, um Margarith nicht zu begegnen.

So Aehnliches sprach Frau von Echtersberge mehr, und Frau von Runburg fand sehr viel Wahrheit in den Worten

und bemühte sich darauf einzugehen, obgleich eine ahnende Stimme in ihrem Herzen anders sprach.

Der Brief! was fange ich damit an? fragte sie seufzend.

Das will ich Ihnen zeigen, erwiederte die Freundin lächelnd, indem sie sich erhob, dem Kamin näher trat, und ihn von den tanzenden Flammen verzehren ließ.

So! nun sind Sie jeder Verantwortung überhoben, sagte sie, als sie das erschrockene Gesicht ihrer Freundin sah. Sie können, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, versichern, daß es nicht in Ihrer Macht gelegen ihn abzugeben, und somit gut.

Frau von Runburg, quälende Zweifel im Herzen, kehrte nach Bliesing zurück. In der Sache war nichts weiter zu thun, sollte nichts weiter zu thun sein. Der Bote ward ohne Antwort an Ulrich zurückgeschickt.

Die Tage des Kummers gehen endlich auch hin, gleich denen der Freude. Der Weihnachts-Heilige-Abend kam, Ulrich war den ganzen Tag außer dem Hause. Da sahe er Kinder mit fröhlichen Gesichtern, Kuchen in den Händen, geschäftige Mütter mit Weihnachtsbäumen oder Spielsachen unter der Schürze, Boten mit Schachteln und Kisten kommen und gehen, überall war Spannung und Freude zu hören und zu sehen. Nur in Ulrichs Herzen war es still und Nacht. Er wandelte umher ohne Zweck und Ziel, Marpessa ihm zur Seite und sah ihn mit den treuen Augen fragend an, es rührte ihn nicht. Er trat aus der Tannendickung, von wo er Margarith zum ersten Mal gesehen. Die Sonne stand wieder so tief und ihre goldnen Strahlen brachen durch dunkle

angeröthete Wolken sich den Weg. Er setzte sich auf den Hügel, wo Margarith damals saß; wie damals schaute er in die goldenen Pforten hinein, sein Herz fühlte dieselbe Bewegung, Thränen stürzten aus seinen Augen. O es war das erste Mal, daß er weinen konnte.

So saß er und konnte von dem Platz, wo ihm so wohl geworden, sich nicht trennen, — als er zwei Wagen auf der nahen Straße kommen sah. Schnell stand er auf, verbarg sich in den Tannen, so daß er die Wagen übersehen konnte. Sie fuhren langsam die Anhöhe hinan und er hatte Zeit sie zu beobachten. Margarith und Burchart saßen im ersten, die Mutter im zweiten. Aber war das Margarith? Bleich, mit geschlossenen Augen, einen Schmerzenszug um den Mund, lehnte sie in der Wagenecke. Burchart neben ihr, eben so bleich, aber mit offnen Augen, unruhigem Blick und den Zügen eines Sünders. — Da sahe er seine Mutter, — auch bleich und kummervoll. — O Gott! Er bedeckte die Augen mit den Händen, ließ die bleichen Gestalten an sich vorüber ziehen, und dann, von unerklärlicher Gewalt getrieben, eilte er den Fußweg voran, nach Bastians Hause, wo er wußte, daß sie verweilen würden.

Er stand ziemlich vorn zwischen den Menschen, die sich neugierig vor Bastians Thür versammelt, als das junge Brautpaar den Wagen verließ. Margarith hätte ihn sehen müssen, wenn sie die Augen aufgeschlagen hätte.

Burchart war so fassungslos, daß, obgleich er sich mit großen Augen umsah, er doch niemand erkannte, die Menschen schwirrten ihm wie graue Nebel unter einander. Der verhängnißvolle Augenblick war da, er mußte Bastian gegenübertreten, der Betrug mußte an den Tag kommen. Wie hatte er sich bestrebt, diese Entdeckung hinaus zu schieben;

aber Margarith blieb fest, sie wollte nicht ohne Bastians Segen vor den Altar treten. Jetzt ging Burchart drauf los mit dem Muth eines Verzweifelnden.

Frau von Runburg, als sie Ulrichs bleiche, eingefallene Züge zwischen den Menschen erkannte, schrak zusammen.

Er folgte mechanisch dem Paar. Dorthe hätte ihn so gern mit den Neugierigen zurückgewiesen; seiner bleichen Ruhe war nicht anzukommen. Frau von Runburg stand jetzt zitternd neben ihm, sie sprach zu ihm, und er sah und hörte nicht, starr sah er, was in der Stube vorging.

Der alte Bastian saß auf seinem Lager, die Hände zum Segnen erhoben, das Gesicht verklärt in Freude. Margarith legte die Winterkleidung ab, nahm den Brautkranz aus einem Korbe, setzte ihn auf und kniete, bleicher als das weiße Brautgewand, vor Bastians Bett. Burchart folgte mit wankenden Knieen.

Als Bastian beide Hände auf den Kopf der Knieenden gelegt, zog er verwundert seine Hand von Burcharts Kopf zurück. Wo ist Burchart? fragte er leise.

Hier! erwiederte Margarith, indem sie seine Hand nahm und wieder auf Burcharts Kopf hinlegte.

Das ist Burchart nicht! rief Bastian.

O Gott, o Gott! stammelte dieser.

Sprich! rief Margarith im jähen Schrecken: Burchart, sprich! Er hat ja so oft Deine Stimme gehört.

Nein, nein, sagte Bastian hastig: das ist er nicht. Burchart! Burchart!

Jetzt schien Ulrich aus seiner Betäubung zu erwachen. Er eilte auf Bastian zu, schleuderte Burchart von Marga-

riths Seite, kniete neben sie, und legte Bastians Hand auf sein Haupt.

So, so, sagte dieser beruhigt, das ist das weiche Haupt, worauf ich so gern die Hand legte.

Bastian, was ist das? rief Margarith im Tone der Bestürzung.

Burchart stand wie ein armer Sünder, und Ulrich hielt Bastians Hände umklammert und sagte schmerzerfüllt: Bastian, ich habe Dich getäuscht, ich bin Ulrich.

Bastian fiel ohne ein Wort der Erwiderung, nur leise die Lippen bewegend, in die Kissen zurück.

O Gott! o Gott! schluchzte Margarith. Da fühlte sie sich am Arme emporgezogen. Es war Burchart. Margarith! rief er wie ein Wahnsinniger, Du bist mein. Laß den Unsinn! Fluch oder Segen, — komm zur Kirche.

Unser Bund ist geschieden, sagte sie mit düsterer Stimme.

So sei mir Gott gnädig! raste Burchart. Wie ein Blitz zog er ein Messer und stieß es Ulrich, der gebeugt am Bette kniete, in den Rücken. Er drängte Dorthen von der Thür und stürzte hinaus. Alles war das Werk eines Augenblicks.

Ulrich sank mit einem tiefen Seufzer von der Seite, die Mutter fing ihn mit dem Ruf der Verzweiflung in den Armen auf.

Mutter, der Brief? flüsterte er leise. Margarith, hast Du ihn gelesen? Er sahe sie ängstlich an, sie kniete vor ihm, ihre zitternden Hände hielten die seinen gefaßt, sie schüttelte den Kopf.

Margarith, wir sind betrogen, — sagte er mit immer matter werdender Stimme. So warst Du immer mein! — Gott, der Brief! — Mutter, sag ihr alles, wenn ich sterbe.

Nein, nein, Du stirbst ja nicht, sagte Margarith mit bebender Stimme.

Mein Fluch! stöhnte Bastian leise.

Bastian, sei ruhig! entgegnete Margarith gläubig erfüllt. Mein Gott ist stärker als die Macht Deines Fluches. Ich habe Dir es immer gesagt und bin es gewiß.

Ulrich hatte die Besinnung verloren. Margariths bleiche Hände legten sich liebkosend an seine Stirn, die Mutter, zerschmettert im Gewissen, stand ihr starr zur Seite. Leute waren zum Arzt geeilt, und eine wogende Menge stand flüsternd unter dem Fenster. Die Verwirrung war groß, da — der Ruf: Feuer! machte sie vollkommen. Die hellen Flammen schlugen an den alten Thürmen des Schlosses auf.

Es war wieder der achtzehnte October. Ein schöner Himmel schien die dahinsterbende Erde mitleidig schmücken zu wollen. Das wenige Laub an den Bäumen schimmerte in bunten Farben, die vereinsamten Blumen wandten dankbar ihren Kelch dem warmen Lichte zu, und Flur und Wiesen lieh die Sonne ein freundliches Kleid.

Margarith stand auf dem Kirchhof, der am Hügel des Schlosses lehnt. Sie legte einen bunten Blätterkranz auf Bastians Grab, und sah dann sinnend in den tiefblauen Himmel hinein und sinnend auf das neuerstandene Schloß, das mit den hellblinkenden Fenstern, mit den frisch umrankten Thürmen und Erkern sie grüßte.

Margarith verließ den Kirchhof, ging den Hügel entlang und ruhte auf der Höhe, wo Ulrich sie damals zuerst erblickt. Nach einigen Minuten rauschte es in den Tannen, Ulrich, das Gewehr auf der Schulter, Marpessa zur Seite, trat heraus. Margarith sah wie damals seine freudige Bewegung, aber er stand nicht erschrocken still, er wandte sich zu ihr. Sie saßen neben einander und schauten in das Feuermeer des abendlichen Himmels, bis der letzte Strahl verglüht war. Nebel wogten in den Thälern, auf den Hügelspitzen brannten Octoberfeuer, das Lärmen der Kinder verhallte dumpf in der Ferne, und scharfe Luft zitterte in den vereinzelten Blumenkelchen.

Ulrich, diese Herbstestage ergreifen mich so sehr, sagte Margarith und schaute wehmüthig nach dem neuen Schloß.

Margarith! sagte Ulrich und sah ihr tief in die Augen.

Margarith athmete tief auf. Ich bin nicht traurig; nein, nein, alles ist ja mein, Runburg und meine Jugend, meine Sehnsucht, meine Liebe, der ganze Reichthum der Vergangenheit, alles bleibt mir, ist auch die Gegenwart noch so schön.

Ob auch in Kampf und Schmerz
Kein Hauch der Jugend bliebe,
Nie doch vergißt das Herz
Den Traum der ersten Liebe —

sagte Ulrich lächelnd; doch uns blieb noch mehr. Er nahm ihre Hand und küßte den Trauring. Uns blieb noch mehr, fügte er hinzu, dieser Ring knüpft an den Traum ein ebenso reiches Leben. Und je schöner und tiefer und heiliger der Traum, je freudiger und kräftiger gehen wir hinein in das Leben und wirken und schaffen so lange es Tag ist.

Ja das wollen wir, mit Gottes Hilfe! sagte Margarith ernst, und ihre Blicke ruhten auf dem schwarzen Kreuz, das sie auf dem Kirchhof eben geschmückt, und ihre Gedanken weilten bei dem alten Freunde, der darunter ruht, und der ihr ein ernstes und reiches Leben verheißen hatte.

Buchdruckerei von Otto Hendel in Halle.

Nathusius, Marie,

Gesammelte Schriften

Bd.: 11

Halle 1861